This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

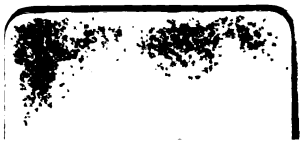
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

6000701550



Natürliche Dialektik.

Neue logiſche Grundlegungen

der

Wiſſenſchaft und Philoſophie

von

Eugen Dühring,
Docent an der Berliner Univerſität.

Berlin 1865.
Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.
(Koch-Straße Nr. 69.)

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Natürliche Dialektik.

Vorrede.

Einleitung.

Abſicht der Unternehmung.

Erſter Theil.

Logiſche Vorbereitungen.

Erſter Abſchnitt. Das Identitätsprincip.

Seite

Erſtes Capitel. Verſchiedene Formulirungen 18
Zweites Capitel. Wahrer Sinn des Princips 23
Drittes Capitel. Vorausſetzungen der Anwendbarkeit 43
Viertes Capitel. Empiriſche Vorbedingungen 53
Fünftes Capitel. Tragweite und Grenzen 60

Zweiter Abſchnitt. Das Princip vom zureichenden Grunde.

Erſtes Capitel. Bisherige Vorſtellungen 73
Zweites Capitel. Das begründende Denken 78
Drittes Capitel. Princip des fehlenden Grundes 88
Viertes Capitel. Beweislaſt 96
Fünftes Capitel. Erkenntniß der Analogien 105

Zweiter Theil.

Dialektiſche Ausführungen.

Erſter Abſchnitt. Begriffe von Unendlichkeiten.

Erſtes Capitel. Allgemeine Geſtalt der Aufgabe 109
Zweites Capitel. Unendlichkeiten der bloßen Logik 112
Drittes Capitel. Unendlichkeiten der reinen Mathematik 128

Zweiter Abſchnitt. Begriffe von letzten Gründen.

Erſtes Capitel. Der Begriff in der Frageſtellung 136
Zweites Capitel. Vernünfteleien 146
Drittes Capitel. Deuteleien 150
Viertes Capitel. Der Verſtand als letzte Inſtanz. 157

Dritter Abſchnitt. Vermittelnde Begriffe.

Erſtes Capitel. Entbehrliche Vermittelungen 161
Zweites Capitel. Metaphyſiſche Einbildungen. 172

Vierter Abſchnitt. Entwickelung aus Begriffen.

Erſtes Capitel. Reines Denken 191
Zweites Capitel. Empiriſches Denken 196

Fünfter Abſchnitt. Unterbrechung und Stetigkeit.

Erſtes Capitel. Discontinuität in den Begriffen. 203
Zweites Capitel. Stetigkeit in den quantitativen Uebergängen 209

Sechster Abſchnitt. Vorſtellungen von einer organiſchen Gedankenentwickelung.

Erſtes Capitel. Die geſtaltenden Kräfte im Denken 220
Zweites Capitel. Die Principien 224

Vorrede.

Ueber den eigenthümlichen Inhalt sowie die völlig selbstständige Richtung dieser Schrift giebt die Einleitung eine vorläufige Auskunft. Es bleiben mir daher nur noch Bemerkungen über die äußerliche Stellung meines Gedankenkreises und über einzelne mehr den Gelehrten als den Studirenden angehende Punkte übrig.

Zunächst die Sicherung einer Priorität. Man findet im zweiten Abschnitt des ersten Theils dieser Schrift eine kritische Beseitigung des Dogma vom zureichenden Grunde. Der Kern dieser neuen Lehre wurde bereits im Jahre 1861 in meiner Abhandlung über Raum, Zeit und Causalität mit Entschiedenheit und völlig unzweideutig ausgesprochen. Namentlich wurde dort der Satz vom zureichenden Grunde bereits in einen rein logischen und in einen ungehörig metaphysischen Bestandtheil zerlegt und so ein Austrag der alten Streitfrage über die Bedeutung der Causalität möglich gemacht. Jahr und Tag nach dem Erscheinen dieser Abhandlung wurde eine Vertheidigung Humes gegen Kant veröffentlicht, bei welcher einige Aeußerungen untergelaufen sind, die mit meiner neuen Auffassung des Satzes vom zureichenden Grunde einige Berührungspunkte haben. Weit entfernt nun, den Verfasser jener Vertheidigung (Herrn Suhle) einer verhehlten Benutzung meiner Abhandlung beschuldigen zu wollen, freue ich mich im Gegentheil, wahrgenommen zu haben, daß auch das selbständige Denken eines Andern eine Richtung auf dasjenige Ziel eingeschlagen hat, welches bereits in meiner angeführten Abhandlung erreicht war. Es kommt mir also hier darauf an, mich durch die Nachweisung der Priorität selbst vor einer Verdächtigung zu schützen. Herr Suhle wird einerseits, so

nahe meine Abhandlung auch ſeinem Gegenſtande lag, nicht vermuthet haben, im Bereich der Diſſertationen eine Förderung antreffen zu können, und er würde andererſeits, hätte er meine Ausführungen gekannt, wahrſcheinlich in ſeinen Aufſtellungen entſchiedener geweſen ſein, — zwei Umſtände, die für die Selbſtändigkeit ſeiner Auslaſſungen beweiſend ſind.

Die Thatſache, daß ſich ein neues Syſtem zunächſt in dem geringen Umfang der vorliegenden Schrift einführt, mag denen befremdlich erſcheinen, die weder dem Geiſte des Zeitalters Rechnung tragen, noch den Verfall bemerken wollen, welcher die philoſophiſche Literatur auch in materieller d. h. ökonomiſcher Beziehung betroffen hat. Was zunächſt die Art und Weiſe unſeres regſamen und auch für die Philoſophie nicht mehr blos in der Gelehrtenſtube arbeitenden Zeitalters anbetrifft, ſo liebt man aus gutem Grund die dickleibigen Bücher nicht ſonderlich, zumal wenn es ſich um eine erſte Kenntnißnahme eines neuen Syſtems handelt. Andererſeits iſt die ſchriftſtelleriſche Arbeit in Sachen der Philoſophie dem Schickſal des inneren Gehalts gewiſſer philoſophiſcher Speculationen dieſes Jahrhunderts verfallen. Die ſchlechten Abſatzausſichten philoſophiſcher Bücher ſind notoriſch. Der enge Kreis ſowie die verhältnißmäßige Theilnahmloſigkeit des Publikums ſind Folgen der inneren Werthminderung. Ueber die Urſache dieſer Werthminderung giebt die vorliegende Schrift eine indirecte Rechenſchaft. Indem ſie das, was in der Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts der Beachtung unwerth iſt, theils mit Stillſchweigen übergeht, theils nur ganz im Allgemeinen und meiſt ohne Nennung der Namen polemiſch berührt, erſpart ſie außerordentlich viel Raum für ihre eigenen Theorien. Dennoch iſt ſie nur als eine für die Beurtheilung der Gelehrten und für das Bedürfniß der Studirenden gerade genügende Formulirung der Hauptpunkte des metaphyſiſchen Syſtems zu betrachten. Nur in einem größeren Werk, nur in einer „Theorie der logiſchen Functionen" wird man künftig die mehr elementare Erkenntnißtheorie ſowie die Aufſchlüſſe über das Weſen der formalen Logik mit Ausführlichkeit entwickelt finden. Die gekennzeichneten beiden Gründe haben den Verfaſſer bewogen, ein umfangreicheres Werk noch nicht zu veröffentlichen.

Die eben gegebene Auskunft ſoll keine Entſchuldigung der Kürze ſein, mit welcher in der „Natürlichen Dialektik" einige Lehren behandelt

werden. Die vorliegende Schrift ist eine auf sich selbst beruhende und, was ihren Hauptgegenstand anbetrifft, selbständig abgezweigte und keiner Ergänzung bedürftige Arbeit. Die Rechenschaft, die ich von meinen persönlichen Gründen, gerade mit diesem Buch den Anfang zu machen, gegeben, sollte eine allgemeinere Bedeutung haben. Der heutige Schriftsteller muß, falls er nicht etwa blos auf die Gunst gelehrter Verbindungen ausblickt, sondern die lebendige Theilnahme des Publikums gewinnen will, ganz anders verfahren, als der Schriftsteller von ehemals. Das ancien regime wird auch in der Philosophie bald zu Ende sein. Das Beispiel Schopenhauers ist in dieser Hinsicht belehrend. So wenig die praktische Philosophie dieses Denkers nach dem Geschmack des Publikums und Zeitalters ist, so hat der Frankfurter Weise seine Würdigung doch einzig und allein der Initiative eines weiteren Kreises zu verdanken. Ferner erinnere ich an die junge lebenskräftige Richtung, welche von der Naturwissenschaft ausgehend und obwohl mit einer ganz unzureichenden Dialektik kämpfend, dennoch vermocht hat, philosophische Hauptfragen bis in die Volksjournale zu tragen, und welche in allen Richtungen den freien Gedanken vertheidigt hat. Die Zukunft der Philosophie beruht also darauf, daß sie eine breitere Basis und einen festeren Rückhalt gewinnt, als ihn die Macht bloßer Staatsanstalten zu gewähren vermag. Wie viel Hoffnungen man auch auf die Umgestaltungen des staatlichen Geistes und der öffentlichen Anstalten setzen möge, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine freiere und von dem Absolutismus der Systeme unabhängige Philosophie nur bestehen kann, wenn sie zugleich einen Boden in der Gesellschaft hat und auch allenfalls ohne Staatshülfe, ja sogar wenn nöthig im Kampfe mit der sie etwa treffenden Ungunst einer gerade am Ruder befindlichen Partei für ihre Fortpflanzung zu sorgen vermag. Ueberdies erlaubt die freiere Richtung unserer Tage keine Beschränkung der Wissenschaft auf gelehrte Körperschaften. Sie fordert im Gegentheil den möglichst directen Verkehr zwischen der Gesellschaft und ihren Denkern, und strebt offenbar dahin, eine gewisse vormundschaftliche Belehrungsart d. h. die blos schulmäßige Mittheilung der Philosophie in die zweite Linie zu setzen. Der heutige Schriftsteller wendet sich also an einen weiten Kreis, in welchem die Schulen nur einen Bruchtheil ausmachen. Hieraus folgt, daß die Form der Mittheilung jeden Zug von Pedanterie oder behaglicher Breite zu vermeiden habe. Einigen Gelehrten mag es vielleicht

zunächst mißfallen, wenn sie das gewöhnliche Schachtelwerk der Rubriken vermissen und einer scheinbar losen Aneinanderreihnng begegnen. Doch werden sie sehr bald bemerken müssen, daß dafür der innere Zusammenhang um so fester geknüpft sei. Uebrigens glaube ich auch in der Eintheilung und Form einem gesunden Maß von Schulansprüchen genügt zu haben.

Weniger wird dagegen der innere Gehalt nach dem Geschmack derjenigen Schulen sein, welche in Ermangelung eines herrschenden Systems an der Oberfläche schwimmen und eine Art mehrköpfigen Principats mit Noth und Mühe aufrecht erhalten. Für diese Schulen wird mein Buch wenig Anziehungskraft haben und auch wirklich wenig Ausbeute gewähren. Denn es beschäftigt sich mit ihren Herzensangelegenheiten leider gerade am wenigsten. Der Standpunkt meiner Schrift wird ihnen womöglich gar als vorsündfluthlich gelten, weil er ganz einfach auf der Ansicht beruht, daß das Kantische das letzte zeiner ernstlichen Berücksichtigung würdige große System sei, daß man aber auch nicht etwa bei Kant anzuknüpfen, sondern ein wenig radicaler zu Werke zu gehen habe. Ein tieferes logisches System hat sich mit der Kantischen mehr als mit jeder anderen Philosophie auseinander zu setzen; doch kann es nur wenige Aufstellungen des großen Kritikers und auch diese nur unter berichtigenden Beschränkungen als bleibende Errungenschaften gelten lassen und verwerthen. So z. B. fehlt es bei Kant an der Nachweisung der erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Einsichten der formalen Logik gänzlich. Noch haben wir keine logische oder metaphische Philosophie, deren Charakter als strenge Wissenschaft bereits völlig ausgebildet wäre. Wer eine logische Grundlegung unternimmt, kann daher den besten Theil seiner Einsicht wahrlich nicht von der Geschichte der Philosophie entlehnen. Er muß diesen Theil aus sich selbst schaffen und darf sich selbst mit der formalen Logik nicht in den Rahmen der noch sehr eingeschränkten Gesichtspunkte des Aristoteles bannen. Kant hat sich im Großen nnd Ganzen durch die logische Ueberlieferuug beengen lassen. Er hat seine Kritik nicht auf die eigentliche Logik selbst ausgedehnt, und dieser Umstand hat den freien Flug des Gedankens gehemmt. Die „Natürliche Dialektik“ befreit den Verstand aus den Schlingen, mit denen er sich selbst umstrickt und einem grundlosen Glauben in Gefangenschaft gegeben hatte. Sie beschäftigt sich mit jenen ernsten Untersuchungen, die sich am Horizonte unseres Jahrhunderts

noch in einer respectablen Gestalt vertreten finden. Sie setzt sich aber hinweg über das kleinliche und pedantische Treiben, welches an die Stelle der großen Fragen eine Art Klostergezänk setzte. Sie nimmt daher im Voraus den Vorwurf der Vorsündfluthlichkeit gelassen hin und erlaubt sich nur hinzuzusetzen, daß sie sehr froh ist, sich mit einer gewissen philosophischen Sündfluth, die dem Namen der deutschen Philosophie gerade keine Ehre eingebracht hat, Nichts zu thun gemacht zu haben. Die Wasser dieser Sündfluth verlaufen sich allgemach, und es bildet sich ein Publicum für eine Philosophie des freien und praktischen Gedankens gegen die Philosophirer der Restauration nnd des Obscurantismus. Schopenhauer und die erwähnte von der Naturwissenschaft ausgehende Richtung haben hier, wenn auch in sehr verschiedenem Sinne, so doch zu Gunsten eines unabhängigen Philosophirens Bahn gebrochen. Die Theilnahme für solche Bestrebungen, die der freiheitlichen Richtung des Zeitgeistes auch im speculativen Denken dienen, ist im Wachsen begriffen. Der heutige Schriftsteller kann sich also auch in dieser Hinsicht an einen weiteren Kreis wenden, zumal wenn er sich bewußt ist, mit allen seinen Arbeiten auf die größte Verbreitung der tieferen philosophischen Bildung hinzuzielen. Diese Schrift kann allerdings ihrem Gegenstande nach theilweise eine gewisse Trockenheit nicht vermeiden. Indessen haben ja auch die Sätze des Euklides ihren eigenthümlichen Reiz und sicherlich ein praktisches Interesse. Aehnlich verhält es sich nun auch mit den logischen Aufstellungen, Schematisirungen und Wendungen. In ihnen ist oft der Schlüssel zur Lösung sehr interessanter Probleme anzutreffen. Ich rechne daher mit der Zeit auch auf die Theilnahme derjenigen, die sich jetzt gegen die abstractere Philosophie aus guten Gründen spröde verhalten. So hege ich die Zuversicht, daß ein Theil meiner Theorien sehr bald ernstlich in diejenigen Fragen eingreifen und zu einer kräftigen dialektischen Unterstützung derjenigen philosophischen Bestrebungen dienen werde, die bisher ihr Rüstzeug hauptsächlich aus der Naturwissenschaft entlehnten. Zunächst wird von dieser Seite einige Ueberwindung nöthig sein. Das Mißtrauen gegen die Philosophie ist stark und zum Theil auch gerecht. Doch wird man sich, hoffe ich, bald überzeugen, daß das Studium eines kleinen Abschnitts, ja oft eines einzigen Capitels meiner Schrift die Mühe der abstracten Gedankenanstrengung, die es manchen Lesern verursachen mag, reichlich durch seine orientirende und aufklärende Kraft lohnen werde.

Die Vertreter der ſtrengen und auch die anderer poſitiver Wiſſenſchaften ſind es, an deren Beifall mir vorläufig am meiſten gelegen ſein muß. Die Pfleger der Mathematik und der rationellen Mechanik werden Schwierigkeiten der logiſchen Conſtitution ihrer Wiſſenſchaften wenn auch bisweilen nur in der gelegentlichen Entwickelung einzelner Beiſpiele gelöſt und ſo manchen Punkt, an dem ſich Philoſophen und Poſitiviſten bisher vergebens verſucht haben, aufgeklärt und in Ordnung gebracht finden. Die Kritik der Unendlichkeitsbegriffe, welche den Schwerpunkt der höheren Logik bildet, iſt auch auf den mathematiſchen Unendlichkeitsbegriff von Einfluß geweſen. Bereits die oben erwähnte Abhandlung enthielt als Anhang eine zwei Bogen lange Erörterung derjenigen Schwierigkeiten, welche der Rechnung des Unendlichen ihrer Faſſung der Grundbegriffe wegen anhaften. Hier findet man nun eine kurze und dem Syſtem eingefügte Formulirung meines Grundgedankens, welcher die ganze Frage da aufnimmt, wo der in Deutſchland in der fraglichen Beziehung niemals berückſichtigte Carnot ſie vor einem halben Jahrhundert gelaſſen hatte, und wo ſie abgeſehen von der hier gegebenen kritiſchen Auflöſung des Problems noch bis heute ſtand. Auch die ſtrengere Naturwiſſenſchaft wird hoffentlich in meinen Aufſtellungen das Streben, dem Geiſte ihrer großen Begründer gerecht zu werden, nicht vermiſſen. Der an Newtons Gravitationsbegriff als an einem charakteriſtiſchen Beiſpiel entwickelte Satz, daß die Auffindung richtiger Analogien das äußerſte Ziel der Erkenntniß ſei, und daß es über dieſe Erkenntniß hinaus nur noch grundloſe und unverſtändliche Erdichtungen geben könne, iſt eine Probe der logiſchen Auffaſſung und Schematiſirung des naturwiſſenſchaftlichen Denkens. Mir gelten die Galilei ſehr viel, aber die Bacon ungleich weniger. Ich habe den logiſchen und ſpeculativen Geiſt mehr in den Leiſtungen der genialen Poſitiviſten als bei den ſpecifiſchen aber untergeordneten Denkern ſtudirt und zu erfaſſen geſucht. Dies mag als Andeutung meiner Richtung in dieſer Beziehung genügen. Ich übernehme für die Beiſpiele, die ich aus den verſchiedenen poſitiven Wiſſenſchaften herbeigezogen habe, die volle Verantwortlichkeit, und ſcheue die Fachkritik des Mathematikers und Mechanikers ſo wenig, daß ich vielmehr glaube, in einigen Detailpunkten hier ſogar Fingerzeige für eine richtigere logiſche Behandlung gewiſſer materieller Lehren gegeben zu haben.

Die beispielsweise kurz entwickelte neue Rechtstheorie, welche die Gerechtigkeitsbegriffe auf das Ressentiment oder die Rache zurückführt, möchte für Naturrecht und Jurisprudenz von großer Tragweite sein. Ich muß jedoch den juristischen Leser auf Ausführungen und weitläufigere Rechtfertigungen dieser auf den ersten Anblick paradoxen Ansicht vertrösten. Mein (in Kurzem erscheinender) „Werth des Lebens", eine Schrift, welche überhaupt als materielle Ausführung der praktisch metaphysischen Andeutungen des vorliegenden Buchs wenigstens in einer gewissen Richtung zu betrachten ist, enthält in der zweiten Beilage einen Aufsatz über die transcendente Befriedigung der Rache. Letzterer wirft bereits einiges Licht auf jene Paradoxie (vgl. auch die Vorrede zur angeführten Schrift).

Wenn ich oben erwähnte, daß ich zunächst mehr auf die Anerkennung der Positivisten als der gerade an der Oberfläche befindlichen Philosophie rechne, so muß ich einer naheliegenden Mißdeutung begegnen. Von denen, die aus ursprünglichem Antrieb für die Sache selbst eingenommen sind und auch nicht etwa einer falschen Ehre halber glauben, bei der Fahne eines Systems in Irrthum und Wahrheit, in Gut und Schlimm aushalten zu müssen, hoffe ich allerdings auch schon jetzt auf einige Theilnahme und Förderung. Auch hat mein Gedankenkreis zu viele und erhebliche Ziele mit den aus dem Lager der Naturwissenschaft hervorgegangenen Kämpfern gemeinsam, als daß ich besorgen sollte, von ihnen mit dem größten Theil der übrigen Philosophie confundirt zu werden. Allein auch abgesehen von den erwähnten zwei Kreisen, bei denen meine Sympathien, so weit sie überhaupt etwas bereits Bestehendes betreffen, vorwiegend sein müssen, bin ich doch in besonderer Beziehung auf das engere Gebiet der Logik nicht so gänzlich in der traurigen Lage, für die Leistungen der Gegenwart oder überhaupt des neunzehnten Jahrhunderts überall nur die oben erwähnte Sündfluth und deren sich nun schließlich im Sande verlaufende Wasser zu sehen. Es würde ein doppeltes d. h. ein persönliches wie ein wissenschaftliches Unrecht sein, wollte ich hier nicht nachdrücklich aussprechen, daß ich den „Logischen Untersuchungen" und deren um ein gründlicheres Studium und ernsteres Verhalten zu den logischen Problemen der Philosophie anerkanntermaßen so hoch verdienten Verfasser mannichfaltige und erhebliche Förderung verdanke. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen, so habe ich Trendelenburgs Aufstellungen über die metaphisischen Be-

ziehungen des Zwecks und der wirkenden Urſache in meinen einſchlagenden Unterſuchungen zum Ausgangspunkt genommen, und nur der Umſtand, daß ich überhaupt die citirenden Anführungen zur Nebenſache gemacht habe, iſt daran Schuld, daß auch der Name des Verfaſſers der „Logiſchen Unterſuchungen" nur einige Mal, wo die wiſſenſchaftliche Gerechtigkeit es gebot, herbeigezogen wird.

Auch die deutſche Philoſophie, obwohl ſie in und durch Kant alle gleichartigen Beſtrebungen anderer Völker überflügelt und daher den Schwerpunkt ihrer Welt in der eigenen Behauſung zu ſuchen hat, muß jetzt ernſtlich auf Europa und alle civiliſirten Nationen ausblicken. Sie muß die Kluft ausfüllen, durch die ſie theils vermöge ihres großen Vorſprungs theils aber auch in Folge ihres Verfalls oder vielmehr der Reſtaurationsſucht des philoſophiſchen Tychonismus von den übrigen hoch entwickelten Nationen getrennt worden iſt. In dieſer Hinſicht dürfte man von einer heutigen Philoſophie wohl eine Rückſichtnahme auf den Franzoſen Auguſt Comte und auf den Engländer Stuart Mill erwarten; allein ich erinnere daran, daß Stuart Mill nur hinſichtlich der Forſchungstheorie und zwar auch nur der Baconiſchen in Frage kommen könnte, und daß die „poſitive" Philoſophie Comtes für die in der vorliegenden Schrift behandelten Stoffe keine Ausbeute an völlig originellen Ideen gewährt, ſo werthvoll auch übrigens einige Aufſtellungen und Unterſuchungen jenes iſolirten franzöſiſchen Denkers ſein mögen. Doch wird man das vorliegende Buch hoffentlich den gediegeneren Beſtrebungen von Denkern der verſchiedenſten Nationalitäten entſprechend finden, nnd ſo ſei es denn innerhalb und außerhalb des Vaterlandes allen denen empfohlen, die für eine logiſche Neugeſtaltung der Philoſophie Sinn und Verſtändniß haben.

Berlin, im Januar 1865.

Hg.

Natürliche Dialektik.

Einleitung.

Absicht der Unternehmung.

Der Name, welchen wir dem Inbegriff der in dieser Schrift dargestellten Einsichten beilegen, erfordert einige Erklärungen. Dialektik ist die antike Bezeichnung für eine Gattung von Lehren, die weit über den engen Kreis der gemeinen Logik hinausreichen. Schon die bei den Alten übliche und in der That auch ganz natürliche Eintheilung der Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik läßt uns ermessen, in welcher allgemeinen Bedeutung die Dialektik verstanden wurde. Der Aufschluß, welchen uns die äußerliche Bedeutung des Wortes geben kann, ist ebenfalls nicht zu verachten. In der Unterredung treten die Gedanken in Verkehr; verschiedene Begriffe müssen sich verständigen; ein gemeinsamer Anhalt muß gesucht werden. In dieser Bestrebung ist der Keim für alle logischen Aufstellungen zu suchen. Die Gedanken klären sich über sich selbst auf, indem sie sich in einem andern Subject bestätigen, widerlegen, berichtigen. Innerhalb desselben denkenden Wesens ist der Reiz zur Gedankenerzeugung verhältnißmäßig gering. Erst wenn sich die eigne an der fremden Vorstellung mißt, erst wenn das isolirte Subject zu einem Gattungs- und Gemeinleben des Gedankens übergeht, ist der Boden für eine fruchtbare Bethätigung der Verstandeskräfte gewonnen. Man giebt gegenwärtig zu, daß der Mensch in gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht ein von Natur auf das Gemeinleben angelegtes Wesen sei; man wird aber auf die Dauer auch nicht leugnen können, daß ein verständigender Austausch der Gedanken für den geistigen Wohlstand ebenso wesentlich ist, wie der Verkehr mit materiellen Gütern für das wirthschaftliche Gedeihen. Die Dialektik ist das Gemeinleben des Denkens. Sie erhebt den Menschen über die Beschränktheit eines vereinzelten Gedankenganges und entfesselt den Verstand, indem sie dessen mannichfaltige Bethätigungen in dem einigenden Verkehr zusammenwirken und die einseitigen Begriffsfassungen in ihrer Beschränktheit erkennen läßt. Die Dialektik hat auch eine zeugende Kraft. Während nämlich das isolirte Subject einzig und allein von der ge-

dankenloſen Natur angeregt wird, ſchöpft das interſubjective Verhalten aus einer ganz neuen Quelle. Die Vorſtellung, daß in einem andern denkenden Weſen ein ähnlicher Vorgang wie in uns ſelbſt ſtattfinde, wird zum Mittel der Prüfung. Ein Gegengrund, der nicht blos als ſchwacher Einwand in unſerm eignen Denken aufzuſteigen verſucht, ſondern als Macht von gleicher Wirklichkeit mit unſerm Selbſt von einem andern Weſen vertreten wird, iſt von ganz anderer Erheblichkeit als irgend ein ſelbſt gemachtes Bedenken. Unſer eigner Gegankengang kann von vorherrſchenden Begriffen beſchränkt oder einſeitig geleitet ſein. Hier bedarf es dann einer Störung und Befreiung durch die Kraft des fremden Verſtandes. Löſt dieſe Art der Berichtigung auch niemals die großen Fragen, welche die Natur der Dinge dem allgemeinen Verſtande ſtellt, ſo erlöſt ſie doch wenigſtens von der zufälligen Beſchränktheit und Verkommenheit des iſolirten Verſtandesgebrauchs. Sie macht einen allgemeinen Verſtand, einen Verſtand der Gattung, überhaupt erſt möglich. Ohne den dialektiſchen Austauſch der jeweiligen Leiſtungen der Verſtandeskräfte bleibt das menſchliche Denken roh und unvollkommen.

Die Dinge werden nicht durch den Mißbrauch geſchändet, den man mit ihren Bezeichnungen treibt. Es mag bedenklich ſein, für eine gute Sache ein Wort zu brauchen, welches vielfach einer Carricatur den Namen geliehen hat. Allein die zeitweiligen Abneigungen können nicht endgültig entſcheiden. Ein Theil der antiken Dialektik iſt, um mit Kant zu reden, in der That eine Kunſt zu ſchwatzen; ein Theil der neuern Dialektik iſt noch weniger, nämlich weiter Nichts als ein Merkzeichen verſchiedener Arten der Gedankenverwirrung. Soll uns nun aber der bloße Umſtand, daß es Entartungen gegeben hat und giebt, davon abhalten, den reinen Gattungen die ihnen urſprünglich angehörigen Namen zu laſſen? Kann uns nicht die Dialektik eines Sokrates über den ſchlechten Klang beruhigen, welchem der an ſich unſchuldige und völlig zutreffende Name in unſern Tagen verfallen iſt? Ich geſtehe, daß es mir einige Ueberwindung gekoſtet hat, Angeſichts desjenigen, was man in Deutſchland Dialektik genannt hat, auf meine Abneigung zu verzichten und ein Buch, welches ſich um ernſtliche Wiſſenſchaft bemüht, durch einen Namen zweideutig zu machen, der eben erſt der elendeſten Verzerrung der Sache als Parole gedient hat. Doch die Rückſicht auf mein Publicum hat mich über alle Bedenken hinweggehoben. Die Abneigung iſt local und temporell; ſie reicht nur ſo weit, als der Mißbrauch des Namens Dauer und Verbreitung gewinnt. Nun iſt dafür geſorgt, daß die Entartungen und Verzerrungen kein allzu langes Leben ertragen. Das Unhaltbare geht bald zu Grunde und ſchrumpft vor dem Blick, welcher die geſunden Geſtaltungen der Jahrtauſende muſtert, zu einer winzigen Störung zuſammen. Mag ein Theil der deutſchen Schulen von dem krankhaften Gebahren ergriffen und ſo der hohe Name deutſcher Philoſophie herabgewürdigt worden ſein; — dieſe Schickſale der Schulen ſind nicht maßgebend für die civiliſirte Welt der Gegenwart oder gar der Zukunft.

Um mich jedoch ausdrücklich von jeglicher Gemeinschaft mit den wirren Erscheinungen des verkommenen Theils der deutschen Philosophie loszusagen, habe ich ein Beiwort gewählt, welches mich von vornherein vor unsauberen Unterstellungen sichert. Das Prädicat der Natürlichkeit schmeckt nicht sonderlich nach den verschrobenen Neigungen der Carricaturen des logischen Denkens. Vielmehr erinnert jener Beisatz an Unternehmungen, die darauf gerichtet waren, dem Verstand seine Freiheit wiederzugeben und die Gebilde des Wahns zu verscheuchen. Mit jener großen Vergangenheit, die daran arbeitete, die gesunden Ueberlieferungen des Alterthums zur Aufhellung einer barbarischen Dunkelheit zu verwerthen, fühle ich mich einig. Einfache Natürlichkeit ist mir im Denken wie im Wollen das Grundgesetz. Wenn ich meine Dialektik eine natürliche nenne, so geschieht dies im Gegensatz gegen unnatürliche Beschränkungen und Wendungen. Doch haftete mein Gedanke bei der Wahl jenes Beiwortes keineswegs an der Vorstellung einer ephemeren feindlichen Erscheinung. Die Abirrung von der natürlichen Haltung liegt allen Zeiten nahe, und es wird stets richtender Kräfte bedürfen, um die Entartungen zu verhüten oder wieder auszugleichen.

Was wir bisher zur Auslegung des Titels unserer Schrift beigebracht haben, ist mehr äußerlicher Natur. Eine tiefere Einsicht in die Ziele unserer Unternehmung wird erst dadurch möglich, daß wir unsern besondern Begriff von der Dialektik und von deren Natürlichkeit kennzeichnen.

1) Unser Begriff von Dialektik.

Dialektik ist höhere Logik. Um diesen Satz verständlich zu machen, muß ich an das Verhältniß der niedern und höhern Mathematik erinnern. Das rechnende Denken kommt nicht weit, wenn es nicht Unendlichkeiten und Stetigkeiten zu beherrschen und mit den Größenveränderungen ebenso wie mit den bestimmten Größen selbst umzugehen weiß. Die äußerliche Abgrenzung der niedern und der höhern Mathematik mag schwanken; die größte innere Verschiedenheit beruht auf dem Umstande, daß man einerseits fertige Ergebnisse und Gebilde, andererseits aber die erzeugenden Veränderungen selbst betrachtet. Aehnlich verhält es sich mit dem höheren Denken überhaupt. Es giebt eine Gattung logischer Functionen, die ohne den Begriff einer möglichen Unbegrenztheit nicht denkbar sind. Die Wiederholung derselben Gestalt der Gedankenthätigkeit kann unbeschränkt sein. Es fragt sich alsdann, wie die logische Vorstellung des Grundes dieser Unbeschränktheit zu denken sei. Ueberall, wo ein Verstandesbegriff zu einer Reihe von Vorstellungen führt, deren Unvollendbarkeit von vornherein feststeht, muß das Gesetz der Reihe sowie der Unendlichkeit ihrer Glieder irgendwie durch einen höheren Begriff gedacht werden können. Dieser höhere Begriff wird stets von anderer Gattung sein als die Vorstellungen von den einzelnen Vorgängen und Beziehungen, die innerhalb der Reihe anzutreffen sind. Je nachdem nun die

Unendlichkeit in angemeſſener oder widerſprechender Weiſe concipirt wird, ergeben ſich haltbare und unhaltbare Begriffe vom Syſtem der Dinge. Die höhere mathematiſche Analyſis kann uns hier wiederum eine erklärende Analogie an die Hand geben.

Bis auf den heutigen Tag trägt man ſich mit chimäriſchen Begriffen von den mathematiſchen Unendlichkeiten. Selbſt da, wo man geneigt iſt, dem Zuge des Verſtandes zu folgen, verſteht man es nicht, ſeinen beſſeren Gedanken eine nach allen Richtungen übereinſtimmende Faſſung zu geben. Man hängt noch in irgend einer Weiſe mit den alten rohen Phantasmen und mit deren Conſequenzen zuſammen. Man hat den Inſtinct des Richtigen; aber man kennt die logiſche Formel nicht, die mit dem Falſchen gänzlich zu brechen in den Stand ſetzte.

Man ſollte glauben, daß es für Philoſophen und höhere Logiker hätte ein Leichtes ſein müſſen, den richtigen Begriff der mathematiſchen Unendlichkeiten aufzufinden. Allein nicht einmal einem Kant, dem die Sache ſehr nahe gelegen hat, ſcheint irgend ein Zweifel an der Haltbarkeit der überlieferten Vorſtellungsweiſe gekommen zu ſein. Es war ja leichter, rein philoſophiſche Schwierigkeiten in Haufen zu löſen, als eine einzige Verlegenheit des mathematiſchen Denkens zu beſeitigen.

Wir werden uns alſo wohl nicht wundern dürfen, wenn wir die höhere Logik, die im Gebiet der Mathematik bisher geſcheitert iſt, im eigentlich philoſophiſchen Felde immer noch bei dem Anfang finden. Es wäre im Gegentheil überraſchend, wenn diejenigen, die mit den einfachſten Formen des höheren mathematiſchen Denkens nicht ins Reine zu kommen vermochten, oder wohl gar nicht einmal zu einer richtigen Frageſtellung gelangten, ſonderliche Aufſchlüſſe über das Denken überhaupt gegeben hätten.

In der mathematiſchen Analyſis ſind die Begriffe ſcharf beſtimmbar und wird die dialektiſche Verwirrung leichter bemerkt. Es iſt daher Jedem, der nicht ein ſehr gutes Gewiſſen und außerdem noch etwas mehr als das gewöhnliche Maß von Redlichkeit beſitzt, ernſtlich zu rathen, ſeine Hände von einer Sache zu laſſen, bei welcher er um den Credit ſeines Denkerthums gar leichtlich kommen möchte. Wer dagegen gewaltige Enttäuſchungen nicht ſcheut, der mag ſeine ganze Logik und Dialektik an der Begriffsfaſſung der mathematiſchen Unendlichkeiten verſuchen. Er wird finden, daß ſelbſt die beſten Gedanken eines Kant unzureichend ſind, das anſcheinend ſo einfache Problem zu löſen. Er wird ſich aber auch über die Miſere philoſophiſchen Dünkels erheben und auf dem Wege einer natürlichen Beſcheidenheit zur Entfeſſelung des durch ſeine eignen Irrthümer eingeſchränkten Verſtandes gelangen.

Allem Denken ſind gewiſſe Grundgeſtalten gemeinſam. Das mathematiſche Denken enthält Formen, die in concreteren Gedankenbewegungen mannichfaltig verwickelt erſcheinen, in völliger Reinheit. Wenn eine Dialektik wahr zu ſein beanſprucht, ſo darf ſie keine Scheu vor dem Probirſtein ſcharfer mathematiſcher Begriffsfaſſungen hegen.

Auch darf ſie mit letzteren nicht ſo leichtfertig umſpringen, als wären ſie nur dazu gemacht, die Beute irgend eines überklugen Gedankenſpiels zu werden. Man kann Begriffe, ohne welche das mathematiſche Denken keinen Fortgang hat, nicht der bloßen Bequemlichkeit wegen ableugnen. Man muß ſich gefallen laſſen, daß die Vertreter der reinen Mathematik ernſtlich nach der Fruchtbarkeit der logiſchen Kritik fragen, und daß ſie vorausſetzen, ein wirklicher Aufſchluß über die richtige Art, gewiſſe Begriffe zu denken, müſſe der mathematiſchen Gedankenbewegung völlige Widerſpruchsloſigkeit, Freiheit und Eleganz ertheilen. Wird nun in der That eine ſolche Berichtigung, welche die Chimären von Jahrhunderten und in gewiſſer Hinſicht auch von Jahrtauſenden zutreffend kennzeichnet, durch die Macht des ſtrengen Denkens zu Wege gebracht, ſo müſſen die Conſequenzen dieſer formalen Umwälzung eine unabſehbare Tragweite haben. Man kann ſich nicht vornehm abſchließen und die Angelegenheit für eine Sache des Mathematikers erklären. Es handelt ſich bei der Beſeitigung der von der reinen Mathematik bisher geduldeten widerſprechenden Begriffsgebilde um ein logiſches, oder, wenn man will, dialektiſches Intereſſe, welches mit der Theilnahme für die Fragen der engern Philoſophie im innigſten Zuſammenhange ſteht.

Wir ſagten, daß gewiſſe Grundgeſtalten der Vorſtellung allem Denken gemeinſam ſind. Wir wieſen darauf hin, daß die Begriffsfaſſungen der Unendlichkeiten eine allgemeine logiſche Bedeutung und eine Tragweite haben, von welcher ſich der bloße Mathematiker Nichts träumen läßt. Erklären wir uns näher. Es giebt logiſche unendliche Reihen und überhaupt logiſche Unendlichkeiten, von denen die ähnlichen mathematiſchen Begriffe nur beſondere Geſtaltungen ſind. Die Frage, wie eine Unbegrenztheit durch einen einfachen Begriff zu denken ſei, iſt eine rein logiſche. Sie bleibt es auch noch, wenn die Aufgabe für den beſtimmten Fall mathematiſcher Conceptionen geſtellt wird. Wie kann man nun glauben, ein logiſches Problem gefaßt oder gar gelöſt zu haben, wenn man ſich in dem einfachſten und klarſten Fall ſeiner Anwendung unſicher fühlt? Wenn ſchon da, wo die Prüfung der Richtigkeit verhältnißmäßig leicht iſt, die vermeinte Weisheit ohne Auskunft läßt und Nichts an der hergebrachten Vorſtellungsart ändert, wie ſoll man erwarten, daß in Dingen, die etwas mehr als die reine Mathematik mit den Leidenſchaften der Menſchen verwebt ſind, eine haltloſe, zweideutige, mit ſich ſelbſt uneinige Faſſung erheblicher Begriffe etwas ausrichten werde? Sehet hin, wie ſich der mathematiſche Gedankengang durch die Klippen falſcher Begriffe hindurch ſteuert und im Ganzen und Großen zu fehlerfreien Ergebniſſen gelangt! Eine einfache logiſche Bemerkung kann dies Räthſel löſen. Der alte Satz, daß aus Falſchem Wahres gefolgert werden könne, iſt zu allgemein, um uns hinreichend aufzuklären. Eine paſſendere Formel iſt nöthig. Die einen Gedankengang vermittelnden Begriffe können ihrem beſondern Inhalt nach für gewiſſe Folgerungen gleichgültig ſein. Sie können bloße Durchgangspunkte bilden, bei denen man Allerlei denkt, wovon man keine ernſtliche Anwendung macht.

Das Wesentliche des Gedankenganges kann von der phantastischen Ausstattung jener Begriffe unabhängig sein, so daß dieselben, von ihrer widersprechenden Natur abgesehen, mindestens als überflüssige Erdichtungen und als ein unnützer Ballast gelten müssen. Begriffe, die man nicht braucht, verunzieren gleich einem plumpen Luxus den Gedankengang. Die einzige Rechtfertigung der Anwendung selbst eines widerspruchlosen Begriffs ist dessen Unvermeidlichkeit. Stellt sich nun aber gar noch heraus, daß der fragliche Begriff eine gedankliche Unvereinbarkeit einschließt, die wohl vor der gedankenlos dichtenden Phantasie, aber nicht vor einer strengen logischen Besinnung Bestand haben kann, so nöthigt uns schon ein ästhetisches Interesse, d. h. der Sinn für unverkünstelte Wendungen, über ein Gedankenspiel den Stab zu brechen, welches besonderer Kunstgriffe bedarf, um seine ursprünglichen Fehltritte unschädlich zu machen.

Ich verfolge die eben angedeutete Analogie und berufe mich vorläufig auf die unmittelbare Empfindung. Glaubt ihr, daß ein Gedankengang wie der Kantische (und dieser ist das Höchste, was die tiefere Dialektik bis jetzt aufzuweisen hat) jemals einen natürlichen Verstand und einen unbefangenen Sinn befriedigen werde? Wer auch nur auf die Aeußerlichkeiten der schwankenden Haltung dieses mächtigen Denkers blickt, muß inne werden, daß die Schwierigkeiten, deren vollständige Lösung vorgegeben wird, nicht überwunden sind. Wer das Verfahren des höheren Calcüls kennt, wird vielleicht versucht sein, an die Richtigkeit gewisser Resultate zu glauben und die Fehler in der formalen Begründung zu suchen. Was er aber sich nie wird verhehlen können, ist die sich selbst unklare Art der Gedankenbewegung, die gerade in den entscheidenden Fragen und selbst für den oberflächlichen Blick erkennbar wird. Wenn man Jemandem, der von der Sache selbst wenig verstände und daher an die fraglichen Erscheinungen nur einen so zu sagen ästhetischen Maßstab legen könnte, an die Proceduren des höhern Calcüls heranführte, so würde er nach einiger Betrachtung merken, daß in dem Gedankengange eine Ungehörigkeit unterlaufe. Er würde bald dahinter kommen, daß man bei gewissen Conceptionen nicht recht wisse, was man bei ihnen denke oder denken solle. Eine ähnliche Erfahrung würde mit der metaphysischen Dialektik der besten Denker und vornehmlich eines Kant gemacht werden können. Wer sich an den Kantischen Begriffsfassungen des Raumes, der Zeit und der reinen Verstandesconceptionen völlig befriedigen kann, wer den dialektischen Gedankengang des Königsberger Kritikers für vollkommen natürlich hält, der muß schon die Mitgift des gesunden Sinnes irgend welchen Vorurtheilen geopfert haben. Bei dem großen Verbesserer der hergebrachten Begriffsfassungen des Raumes und der Zeit ist die Geschraubtheit und Verkünstelung des Gedankenganges begreiflich und entschuldbar. Der Zwiespalt des Gemüths mit dem Verstande erklärt manche Drehungen und Windungen der Theorie. Wo dieser Zwiespalt aber nicht mehr statthat, da kann auch keine Vorliebe für jene unglücklichen Transactionen das gesunde Urtheil täuschen. Der Mangel an Natürlichkeit drängt sich dem leidenschaft-

loſen Betrachter als eine unwillkürliche Beobachtung auf. Die Unſicherheit des Ausdrucks wird ein Erkennungszeichen der Unbeſtimmtheit des Denkens. Der mit ſich ſelbſt nicht übereinſtimmende Gebrauch gerade der erheblichſten Begriffe weiſt auf die Schwächen und Schäden der Gedankenhaltung hin. So wird ſchon ohne ein tieferes Eindringen die disharmoniſche Natur der Behauptungen erkannt, und es zeigt ſich ganz wie in der Mathematik der verkünſtelte Charakter des Raiſonnements.

Die Hauptfrage der höheren Logik bezieht ſich auf die Art, wie die Begriffe von Unendlichkeiten zu faſſen ſeien. Kant gab in dem wichtigſten Fall dieſer Gattung von Begriffsfaſſungen eine Antwort, die einen haltbaren Kern in einer unhaltbaren Formulirung verbarg. Er war aber weit entfernt, den eigentlichen Grund der Schwierigkeiten in völliger Abſonderung und Reinheit zu erfaſſen. Er blieb in einem ähnlichen Verhalten befangen, welchem noch heute die reine Mathematik mehr oder minder ergeben iſt. Er brachte ſeine inſtinctiven Entdeckungen und die Technik ſeiner mächtigen Kritik zu keiner ungetrübten logiſchen Klarheit. Er erkannte das Richtige und bewegte ſich dennoch in den von nun an unerlaubten Wendungen. Er brach mit der Verdinglichung des Raumes und der Zeit und vergaß über dieſer Errungenſchaft die Kraft des logiſchen Denkens, welche ihn in den Stand geſetzt hatte, ſeine eigenen neuen Begriffe zu faſſen und zu formuliren. Er wendete ſeine Kritik gegen einen Gebrauch des Verſtandes, dem er ſelbſt ſeine tiefere Einſicht zu verdanken hatte. Er wollte der Gedankenbewegung ein neues Halt zurufen, um ſie zu hindern, chimäriſche Begriffe zu eliminiren. Die Art, wie er die Wirklichkeit von Unendlichkeiten vorſtellt, ſchmeckt noch ſehr nach den bekannten mathematiſchen Unvereinbarkeiten. Mag auch immerhin ein großer Schritt zur Löſung der uralten Eleatiſchen Schwierigkeiten gerade durch Kant geſchehen ſein, ſoviel ſteht feſt, daß der Gedankengang des Kriticismus mindeſtens ebenſo fehlerhaft iſt, als das Verfahren des höhern Calcüls, der, um Lagrange's eigne Wendung anzuführen, regelmäßig eines zweiten Denkfehlers bedarf, um einen erſten wieder gut zu machen.

Was redeſt du uns von Ungehörigkeiten in gewiſſen Grundgeſtalten des mathematiſchen Denkens? Wir wollen Philoſophie und Nichts als Philoſophie treiben. Wir wollen wiſſen, wie wir das Syſtem der Dinge ohne Widerſpruch denken können. Wir wollen wiſſen, wie unſere Handlungen mit unſerer Natur in Einklang zu bringen ſind. Wir wollen erkennen, welches die Geſetze der Schönheit ſind. Zu dieſem allen ſuchen wir die Hülfe der logiſchen und dialektiſchen Mittel nach und laſſen übrigens die Mathematiker ihre eigenen Angelegenheiten beſorgen. Welche wunderliche Laune treibt dich an, Dinge mit einander in Beziehung zu ſetzen, die Nichts mit den Intereſſen der Philoſophie zu theilen haben?

Auf dieſe Vorwürfe antworte ich mit dem Hinweis auf eine bisher unerkannte Wahrheit. Ich werde in dieſer Schrift darthun, daß es keine einzige fertige formale logiſche Einſicht giebt, die nicht auf

den Formen des aus der reinen Mathematik bekannten Vorstellens beruhte. Ist es nun aber wahr, daß keine einzige logische Einsicht ohne die Vermittelung der Grundformen des mathematischen Denkens gewonnen werden kann, so erscheint alles Denken in einem neuen Lichte. Die Verlegenheiten bei mathematischen Begriffsfassungen müssen dann eine allgemeine Bedeutung für allen Verstandesgebrauch haben, und man wird behaupten können, daß mit der Lösung der fraglichen Schwierigkeiten die gesammte Dialektik, gleichviel ob sie sich auf mathematische Einsichten beziehe oder nicht, von einer gewaltigen Fessel befreit werde. Allerdings ist das mathematische Problem in letzter Instanz ein rein logisches; aber man hat ein Recht, die Schwierigkeit zunächst da anzufassen, wo sie sich am fühlbarsten macht, und alle vorgebliche Weisheit, die sich über die ernstlichsten Bedenken mit einem leichtfertigen Sprunge hinwegzuhelfen meint, nachdrücklich herauszufordern, die eingebildete Ueberlegenheit ihrer Künste an einer unzweideutigen Bestimmtheit logisch mathematischer Fragen zu bewähren.

Unsere Vergleichung der höhern Logik mit der höhern Mathematik hat sich als wahre Analogie erwiesen. Der Grund der Schwierigkeiten in dem einen Gebiet entspricht dem Grunde der Verlegenheiten in dem andern. Wer die eine Aufgabe löst, kann nicht umhin, auch die andere ins Reine zu bringen. Wer dagegen die bestimmtere Gestalt des Problems nicht zu bewältigen weiß, kann unmöglich die allgemeinere beherrschen. Die Gemeinsamkeit der Grundgestalten alles Denkens zeigt mithin ihre Folgen. Man kann das Verwickelte nicht entwirren, ohne sich vorher über die einfachsten Gestalten der Schwierigkeiten völlig aufgeklärt zu haben. Die Scheu vor dem Probirstein der Mathematik und der treue Instinct, welcher so etwas wie Achzelzucken oder Lächeln der Mathematiker wittern läßt, sind herrliche Erkennungsmittel der sich selbst und Andere belügenden Scheinweisheit. Wer den Grund der Schwierigkeit, die Begriffe von Unendlichkeiten zu denken, in der reinen Mathematik auf sich beruhen läßt, von dem kann man sicher sein, daß sein theoretisches Interesse noch gewaltig durch praktische Befangenheit getrübt sei. Er hat keinen Sinn für reine Wissenschaft. Denn hätte er ihn, so würde er die Schwierigkeit da aufgesucht haben, wo sie am wenigsten von der fälschenden Einwirkung unlauterer Zwecke verhüllt werden kann. In der reinen Mathematik ist es bloße Trägheit gewesen, was die Gedankenkraft an ihrer Bethätigung gegen das Widerwärtige chimärischer Begriffsfassungen gehindert hat. Ohne Unredlichkeit konnte es freilich bei der Ueberlieferung auch hier nicht abgehen. Denn wo sich die Fortpflanzung der fraglichen Kenntnisse und Fertigkeiten nicht gerade in der Form bloßer Abrichtung vollzog, d. h. wo der Unterricht etwas mehr war als die Uebertragung der eigenen Abrichtung auf Andere; da mußte sich doch bisweilen das Gewissen des Lehrenden regen, wenn er vergebliche Versuche machte, sich und seinen Schülern zu verhehlen, wie unbestimmt und schwankend seine Begriffe waren. Doch lassen wir die moralische Seite der

Sache. Handeln wir hier nicht davon, daß die Naivetät des Gemüths und der Sinn für Wahrhaftigkeit Vorbedingungen gerade der höchsten Erfolge in der Philosophie sind. Gehen wir an dem unerschöpflichen Thema von den Gründen, durch welche die Dialektik in Sophistik entartet, vorüber, und halten wir uns einzig und allein an die Probe, durch welche wir gerade in der gegenwärtigen Verwirrung des dialektischen Treibens die Anmaßungen des Ueberverstandes zum Geständniß seiner Nichtigkeit bringen können. Werden wir nicht müde, uns zu erkundigen, was uns die vermeinten Träger hoher logischer Einsichten in Beziehung auf simple logisch-mathematische Fragen zu antworten haben. Wir werden auf diese Weise bald erfahren, was wir in Rücksicht auf schwierigere Aufgaben von denen zu erwarten haben, die in richtigem Instinct ihrer durch irgend eine Art von Skepticismus erzeugten Verstandesohnmacht lieber in Gebieten weilen, in denen Nebeln und Schwebeln mit besserem Anstande versucht werden kann. In unseren Händen wird die Erkenntniß der Gemeinsamkeit des Grundes für formal logische und rein mathematische Einsichten ein unfehlbares Mittel bleiben, alle gegen den Verstand gerichtete Skepsis (gewisse Seiten des Kriticismus nicht ausgenommen) fern zu halten.

Das Unterscheidungszeichen des höheren Theils der Logik ist das Verfahren mit Begriffen von Unendlichkeiten. Durch diese Bestimmung ist aber der Charakter der Dialektik ebenso wenig erschöpft, als etwa derjenige der höhern Analysis durch die Bezeichnung einer Rechnung mit dem Unendlichen. Beherrschung der Stetigkeiten und Veränderungen durch einen entsprechenden Calcül ist die Voraussetzung des quantitativ bestimmten Denkens über die Naturvorgänge. Höhere Naturwissenschaft war so lange unmöglich, als man noch keine Methoden erdacht hatte, die Größenerscheinungen in ihrem stetigen Wachsen und Schwinden zu begleiten. Man brauchte den Begriff der Unbeschränktheit der Theilungen und Zusammensetzungen nur dazu, in die Gesetze der stetigen Veränderungen und in die Beziehung der Abhängigkeiten veränderlicher Größen einzudringen. Es wird sich im Laufe dieser Schrift zeigen, daß die Logik, welche Anwendung sie auch finden mag, die Begriffe von Unbeschränktheiten der Verstandesoperationen nur gebraucht, um Charaktere und Gesetze der wirklichen Vorgänge zutreffend aufzufassen und zu bestimmen. Man könnte daher sagen, daß es die Dialektik mit den Veränderungen innerhalb der Begriffe und mit den Umgestaltungen der Gedanken, insofern dieselben durch Vermittelung stetiger Vorgänge veranlaßt werden, zu thun habe. Doch würde auch diese Angabe das eigenthümliche Gepräge der natürlichen Dialektik nicht vollständig darstellen. Eine echte Wissenschaft, wie z. B. die Chemie, läßt sich nicht durch eine vorläufige Begriffsbestimmung, die sich nicht einmal auf den jeweiligen thatsächlichen Inhalt berufen soll, vorwegnehmen. Der Name einer Logik des Veränderlichen könnte wohl einen hervortretenden Zug der Sache bezeichnen, darf aber nicht die Sache selbst vertreten wollen. Erst aus den besonderen Gestaltungen erfährt man,

was es mit einer Wissenschaft für eine Bewandtniß habe, und die allgemeinen Begriffsbestimmungen ganzer Wissenschaften haben nur Sinn, insofern sie die Kenntniß eines besonderen Stoffes voraussetzen. Bei Erörterungen und Aufstellungen, die zum Theil ganz neu sind, wäre es Thorheit, von vornherein Begriffe von unbekannten Dingen durch bloße Wortformeln geben zu wollen. Noch Niemand hat die Mathematik als Ganzes oder in ihren Theilen gehörig definiren können, ohne auf den besonderen Inhalt zu verweisen. So wenig man von der Zahlentheorie anders als durch charakteristische Beispiele einen vorläufigen und dennoch stets höchst unvollkommenen Begriff geben kann, ebenso wenig sind wir im Stande, den Charakter der natürlichen Dialektik hier vollständig zu anticipiren. Es muß genug sein, durch eine für den Kenner der höhern Mathematik verständliche Analogie das Wesentliche der Sache angedeutet zu haben. Sollte jedoch Jemand meinen, es hieße dem Logiker zu viel zumuthen, wenn man ihn auf Analogien des mathematischen Denkens verweist, so erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß sich in dieser Schrift herausstellen wird, daß es kein Denken giebt, welches nicht auf denselben Erkenntnißgründen beruhte, durch welche die mathematischen Einsichten vermittelt werden. Einen allgemeinen Begriff von dem Wesen des mathematischen Denkens muß sich der Logiker verschafft haben, wenn er auch nur den geringsten Schritt über die gemeine Einsicht hinaus thun will. Es ist nicht nöthig, daß er diese oder jene Rechnungsart verstehe, d. h. zu handhaben wisse; aber es ist erforderlich, daß ihm kein erheblicher allgemeiner Begriff, welcher die Form des mathematischen Denkens betrifft, unbekannt bleibe. Denn die allgemeine Gestalt des mathematischen Denkens ist, wie wir nicht genug wiederholen können, auch die Grundform und Grundbedingung alles niederen und höheren Verstandesgebrauchs.

2) Natürlichkeit.

Unsere Dialektik soll in einer doppelten Beziehung natürlich sein. Sie soll sich einerseits nicht mit secundären Aufgaben, die nur in ganz besonderen Abirrungen ihren Grund haben, beschäftigen und soll andererseits keine verzwickten und unnatürlichen Formen als Richtmaße der Gedankenbewegung gelten lassen. In der einen Hinsicht soll sie nur diejenigen Probleme behandeln, welche von der Natur des Denkens unvermeidlich gestellt werden. In der andern Hinsicht soll sie jede unwillkürliche und ungesuchte Wendung, auf welche das unbefangene Denken verfallen möchte, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen bemüht sein.

Legen wir zunächst Rechenschaft ab, was wir unter natürlichen Aufgaben verstehen. Es giebt unvermeidliche Irrthümer, denen das menschliche Denken seinen eigenen Gesetzen gemäß ursprünglich verfallen muß. Ein großartiges Beispiel ist die so zu sagen naturwüchsige Annahme, daß die Sonne einen Bogen über der Erde beschreibe. Es mußte lange dauern, ehe die sinnlichen Data genügend

anwuchſen, um jene Annahme als mit einer einfachen Vorſtellungsart der Weltkörperbewegungen unvereinbar erſcheinen zu laſſen. Empiriſche Widerſprüche mußten ſich in Geſtalt äſthetiſcher Unhaltbarkeiten zeigen, um den menſchlichen Verſtand anzutreiben, ſeinem Zuge nach Harmonie zu entſprechen und die urſprüngliche Vorausſetzung mit einer andern erfahrungsmäßig bewährten Möglichkeit zu vertauſchen. Der Satz, daß die Bewegungserſcheinung dieſelbe, die Urſachen, d. h. die an ſich vorhandenen Beziehungen der fraglichen Körper verſchieden ſein können, mußte erſt durch Beobachtung feſtgeſtellt ſein, um auch nur die Möglichkeit einer andern Vorſtellungsart zu beglaubigen. Die Natur hatte beſtimmte Mittelglieder nöthig, um den neuen Gedanken zu erzeugen. Dennoch kam die Löſung, ſoweit wir wiſſen, mindeſtens einmal zu früh. Eine natürliche Dialektik hatte in dem Kopfe eines Ariſtarch das Räthſel gelöſt; aber die Unmöglichkeit, von der Wahrheit genaue, d. h. durch ſtrenge Größenbegriffe vermittelte Beweiſe beizubringen, ließ den großen Gedanken wirkungslos vorübergehen. Später mußte von Neuem und in dringenderer Weiſe die Aufgabe wiederkehren, und nun erinnerte ſich ein aufrichtiger Denker, daß bereits einmal eine eigenthümliche und befremdliche Auflöſung der Schwierigkeit verſucht worden war. Einige glückliche Umſtände trafen zuſammen, um die neue Löſung der Naturaufgabe vor einem zweiten Schiffbruch zu bewahren.

Könnte man die Urkunden der eben angedeuteten Gedankenarbeit vertilgen und deren Andenken mit ihren lebendigen und todten Trägern auslöſchen; könnte man Menſchen und Schriften hinreichend ausrotten, um die Errungenſchaften der großen Verſtandesbemühungen in der Nacht der Vergeſſenheit zu begraben: ſo würde die Natur ihr Spiel von Neuem beginnen. Das Denken würde ſich ſtufenweiſe zurechtfinden und ſchließlich bei derſelben Löſung und bei derſelben Enttäuſchung über den unvermeidlichen Irrthum anlangen. Eine ſolche Gedankenbewegung nenne ich natürliche Dialektik; eine ſolche von der Natur des Denkens und Vorſtellens geſtellte Aufgabe gilt mir als natürlich und als Gegenſtand eines beſonderen Theils der Erkenntnißtheorie.

Ein anderes, noch erheblicheres Beiſpiel wird erſt unſern Nachfolgern vollſtändig darzuſtellen vergönnt ſein. Denn wir ſelbſt ſtehen mitten in der Entwickelung deſſelben. Doch möchte vielleicht der Antheil, den wir uns an der Löſung der hier fraglichen natürlichen Aufgabe zuſchreiben dürfen, einigermaßen berechtigen, dem Urtheil der Zukunft vorzugreifen. Eine ſpätere Zeit wird hinter den Schulſpäßchen der Eleaten nichts Geringeres als Gedanken gleich denen des Ariſtarch erkennen. Doch wird ſie die Form des Bewußtſeins weit niedriger anſchlagen müſſen. Sie wird wiſſen, daß die Eleaten keinen deutlichen Begriff von ihrem vermeinten Nichtſein des Raumes hatten. Sie wird ferner von dem Untergange der zweideutigen Ergebniſſe jener Eleatiſchen Anläufe und von einer neuen ernſtlichen Frageſtellung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu berichten haben. Auch wird ſie einräumen müſſen, daß einem deutſchen

Denker die Beantwortung der durch die Natur des Denkens ſeit Jahrtauſenden geſtellten Aufgabe gleichſam mit einem Schlage und durch einen glücklichen Einfall gelungen ſei. Doch wird ſie die Vermiſchung des Richtigen der neuen lichtgebenden Conception mit vielem alten Dunkel zu bedauern nicht umhin können. Sie wird wiederum zu conſtatiren haben, daß hinreichende Beweiſe gefehlt hatten, um die neue Vorſtellungsart für die nächſte Zeit ſicher zu ſtellen und vor Mißverſtändniß und Untergang zu bewahren. Was ſie außerdem noch anzuerkennen genöthigt ſein wird, betrifft unſern Antheil an der Sache, ein Punkt, über den wir getroſt hinweggehen können. Wir ſind ſicher, für die Löſung des fraglichen natürlichen Problems ſo unzweideutige Formulirungen und ſo zwingende Nachweiſe zu beſitzen, daß die Tychos der Zukunft Mühe haben ſollen, ihre ärmlichen Vermittelungen zwiſchen Wahrheit und Wahn zurecht zu ſtutzen.

Die Schwierigkeiten, das Syſtem der Dinge einheitlich und ohne Widerſpruch zu denken oder mit andern Worten dem Weltbegriff eine gehörige Form zu geben, haben auf eine Verbeſſerung der Vorſtellungen von der Art von Wirklichkeit geleitet, die man den räumlichen und zeitlichen Unendlichkeiten zuzuſchreiben hat. Dieſe Aufgabe war, wie Kant mit Recht behauptet, von der Natur des Denkens ſelbſt geſtellt. Können wir auch nicht in jeder Beziehung mit dem Königsberger Philoſophen übereinſtimmen, ſo müſſen wir doch anerkennen, daß ein Theil der Aufgabe und ein Theil der Löſung ein in ſeiner Art einziges Beiſpiel von natürlicher Dialektik vorſtellt. Dagegen können wir auch gleich den Gegenſatz des natürlichen Urſprungs der Probleme bei demſelben Denker antreffen. Die Lehre von den Schranken des Gebrauchs der reinen Verſtandesbegriffe hat eine Schatten- und eine Lichtſeite. Einerſeits giebt es natürliche Grenzen des Denkens, und ſich dieſer bewußt zu werden, iſt offenbar ein Fortſchritt und muß dem Verſtande Sicherheit verleihen. Andererſeits iſt gerade der unbegrenzte Gebrauch der Verſtandesbegriffe ſo wie eine von den Grundformen der ſinnlichen Auffaſſung in einer gewiſſen Hinſicht unabhängige Anwendung der Denkformen die einzige Schutzwehr gegen die Unterdrückung der menſchlichen Intelligenz durch die Täuſchungen des Gemüths. Es heißt mit dem Verſtande ſelbſt brechen, wenn man ihm zumuthet, gerade da Halt zu machen, wo er im Begriff ſteht, ſeinen eigenen Trug zu entdecken. Es iſt eine unnatürliche Wendung, wenn man darauf ausgeht „das Wiſſen aufzuheben", um einem für natürlich gehaltenen „Glauben Platz zu machen". Dieſe Aufgabe war von der Macht des Vorurtheils, aber nicht von einer unvermeidlichen Geſetzmäßigkeit der natürlichen Gedankenerzeugung geſtellt. Wir ſtehen daher keinen Augenblick an, den Kantiſchen Verſuch, den Verſtand in Feſſeln zu ſchlagen, für ein ſecundäres und einem feſt gewordenen Irrthum dienſtbares Unternehmen zu erklären. Wir werden bei der Erörterung der Beweislaſt ſehen, mit welchen gebrechlichen Stützen ſelbſt ein Kant die beſondere Art ſeiner Gemüthsneigungen aufrecht zu halten bemüht geweſen iſt. Die ganze Lehre von der kritiſchen Beſchränkung des Verſtandesgebrauchs iſt

eine neue Art eines im Grunde gegen die Wiſſenſchaft gerichteten Skepticismus und ein treffliches Beiſpiel eines unnatürlich beeinflußten Gedankenganges.

Aus den angeführten Beiſpielen wird man eine vorläufige Vorſtellung von unſerm Begriff einer natürlichen Aufgabe gewonnen haben. Die Hauptſache iſt, daß die Frageſtellung ſelbſt in der normalen und unverkünſtelten Gedankenentwickelung begründet ſei. Es bleibt uns nun noch übrig, Einiges zur vorläufigen Kennzeichnung der Natürlichkeit der Denkmethoden beizubringen.

Die Formen der Ideenaſſociationen ſind mannichfaltig. Läßt man ſich nun in irgend einer dieſer Grundgeſtalten häufig gehen, und erhebt man vielleicht gar die nun entſtehende Gewohnheit zum ausſchließlichen Geſetz, ſo wird man einſeitig. Man ſchmeichelt ſich vielleicht, eine beſondere Kunſt zu betreiben, während man in der That nur die Freiheit des natürlichen Gedankenſpiels mit einer beengenden und verunſtaltenden Manier vertauſcht hat. Dieſer Erfolg iſt jedoch noch nicht der ſchlimmſte. Verliebtheit in eine gewiſſe Art der Gedankenbewegung, etwa in die Hervorbringung gewiſſer Arten von Gegentheilen, kann wenigſtens noch mit der Richtigkeit des Urtheilens beſtehen. Die Ungezwungenheit und Beweglichkeit der Gedankengeſtaltung wird freilich durch dergleichen Eigenheiten und nachläſſige Gewohnheiten beeinträchtigt. Indeſſen können jene Störungen der natürlichen Verhältniſſe mit anſehnlichen Leiſtungen vereinbar ſein. Die natürliche Dialektik kommt freilich nicht zu ihrem Recht; denn die vorherrſchende Geſtalt des Gedankenſpiels gleicht in ihrer Wirkung einer fixen Idee. Allein es braucht keine offenbare Unwahrheit unterzulaufen; vielmehr kann das Geſchäft des Denkens, wenn auch in einem engen Rahmen, ſo doch ganz richtig vor ſich gehen. Die Sache ändert ſich jedoch, ſobald zum Princip der Gedankenverkettung eine echte Einbildung gemacht wird. Alsdann wird jegliches Erzeugniß der Gedankenthätigkeit von der unwahren Vermittelungsform berührt und in der Regel auch gefälſcht. Die unnatürliche Dialektik beſteht mithin in der Erdichtung vermeinter Methoden, die im Grunde Nichts als Arten ſind, dem Zwieſpalt ſeiner Einbildungen und des natürlichen Verſtandes eine ſcheinbar anſtändige Form zu geben. Die Verlegenheiten eines ſchlechten wiſſenſchaftlichen Gewiſſens pflegen ſich in den angedeuteten Mißgeſtalten zu verkleiden. Bisweilen iſt es aber auch gutmüthige Narrheit, was dem Cultus jener unnatürlichen Drehungen und Windungen ſeine Jünger zuführt. Doch ſind die urſprünglichen Erfinder jener krummen Wege ſtets Leute, die allermindeſtens einen zutreffenden Inſtinct hatten, und die es daher trefflich verſtanden, eine ſchlechte Sache oder eine halb geglaubte Einbildung gegen die Regungen des beſſeren Gewiſſens ſicher zu ſtellen. Wir können hier nicht auf die wunderlichen Querſprünge eingehen, die von den weniger geſcheuten Vertheidigern verlorener Sachen gemacht worden ſind. Das Gepräge der mannichfaltigen Geſtalten der Sophiſtik geht uns hier nicht an. Wir ſind zufrieden, wenn unſere Hindeutungen zureichen, einen Begriff von einer unnatürlichen Ge-

dankenbewegung zu geben. Wollten wir die falſchen Methoden, die man zur Einſchläferung des Verſtandes erſonnen hat, ausführlich beſprechen, ſo würden wir hierzu einer beſonderen Schrift bedürfen. Uebrigens möchte aber keine Arbeit unfruchtbarer ſein, als die beſondere Einlaſſung auf Mißgeſtaltungen der Denkweiſe. Denn auch eine Pathologie des Denkens würde ſich mit einer ſummariſchen Kennzeichnung der Erſcheinungen begnügen müſſen. Man wundere ſich daher nicht, daß wir von manchen Irrgängen und Schleichwegen ſowie von mancher unnatürlichen Geſtaltung in einer ebenſo allgemeinen Weiſe reden werden, als etwa noch die Chemie von den Verkehrtheiten der Alchymiſten Erwähnung thut. Brauchten wir nicht irgend welche Beiſpiele der Unnatur als Gegenſtück unſeres Begriffs der Natürlichkeit, ſo würden wir ſelbſt auf jene allgemeinen Hinweiſungen verzichten können. Denn wir finden kein beſonderes Gefallen daran und ſetzen keine beſondere Ehre darein, einige ungeheuerliche Ausgeburten von Dialektik abzuthun. Die poſitiven Einſichten, welche wir zu bieten haben, bewahren uns vor dem Kitzel, unſere Kräfte in der Polemik zeigen zu wollen. Wenn wir gewiſſen Gedanken den Krieg machen, ſo thun wir es nur, weil wir dieſelben für einigermaßen natürliche Hemmungen der beſſeren Einſicht halten. Uebrigens werden wir uns bemühen, nur die weſentlichen und unvermeidlichen Formen des Irrthums zu bekämpfen. Die Natürlichkeit unſerer Dialektik wird ſich gerade dadurch bewähren, daß ſie der Verſuchung zu widerſtehen weiß, auf vielleicht naheliegende, aber an ſich unerhebliche Mißbildungen ſonderlich einzugehen. Sie würde ihren eigenthümlichen Charakter verleugnen, wenn ſie ſich zur eingehenden Kritik des gewöhnlich mitgeſchleppten Ballaſtes von Verkehrtheiten verleiten ließe. Sie ſteht zu hoch über den Mißbildungen, um ſich über den ephemeren Erfolg zu beunruhigen. Sie kann die Unnatur getroſt gewähren laſſen; denn ſie weiß, daß alle Künſte an der Kraft der einfachen Natürlichkeit früher oder ſpäter zu Schanden werden.

Erſter Theil.

Logiſche Vorbereitungen.

Kein philoſophiſches oder überhaupt wiſſenſchaftliches Syſtem kann gegenwärtig eine ſichere Haltung annehmen, wenn es ſich nicht auf letzte logiſche Grundlagen ſtützt. Gerade die ſchwierigſten Aufgaben der einzelnen Wiſſenskreiſe nöthigen am meiſten zu logiſchen Orientirungen. Es giebt Grenzen, an denen das ſpecifiſche Denken eines beſonderen Forſchungsgebietes Halt zu machen und weitere Aufklärung von logiſchen oder wenn man will metaphyſiſchen Ueberlegungen zu erwarten pflegt. Die Welt, meint Darwin, würde die unendlichen Mittelglieder, die als Uebergänge zwiſchen den vorhandenen Artungen organiſcher Weſen vorausgeſetzt werden müſſen, niemals zugleich faſſen können. Was iſt hier dieſe Welt, der ein beſtimmter Raum als Maß möglicher Coexiſtenzen abgeſteckt ſein ſoll? doch wohl Nichts als die Vorſtellung von der gegenwärtigen Ausdehnungsgröße der Oberfläche des Planeten. Wer eine richtige Vorſtellung vom Raume hat, muß wiſſen, daß der Raum an ſich ſelbſt keine Hemmung der Entwickelung von Wirklichkeiten ſein könne. Was Beſchränkung und Widerſtreit in die Dinge bringt, iſt nicht der Mangel von Zeit- und Raumgrößen, ſondern die Natur der Wirklichkeiten ſelbſt. Der allgemeine Gedanke, daß eine ſtrenge Unendlichkeit von Exiſtenzen, die eine beſtimmte Größe haben, nicht in einem begrenzten Raume vereinigt gedacht werden kann, hätte für das Nachdenken über die Bildung der Arten organiſcher Weſen eine Trivialität ſein müſſen. Allein man findet den Begriff von Unendlichkeiten in dichteriſcher Weiſe gebraucht, und das Schwanken der Vorſtellungen belehrt uns, wie wenig Antheil die einfache Logik an der Haltung der fraglichen Aufſtellungen habe. Eine tiefere Unterſuchung über den gänzlichen Mangel eines Begriffs von der ſtetigen Verwandlung würde das Unweſen einſchränken, welches man mit einer falſchen Vorſtellung von Metamorphoſen in der Naturwiſſenſchaft getrieben hat. An die Stelle einer märchenhaften Zauberwelt muß die Logik ſtrenge begriffliche Nothwendigkeiten ſetzen. Sie muß den Forſcher daran erinnern, daß man von Begriff zu Begriff ſtets nur durch einen Sprung gelangt, und daß alle Stetigkeit der Uebergänge nur durch die Größenveränderungen vermittelt wird, welche innerhalb der Begriffe ſpielen.

Dieſes eine Beiſpiel mag genügen, das Bedürfniß nach logiſchen Grundlegungen zu erläutern. Was die engere Philoſophie anbetrifft, ſo empfindet ſie mehr als jeder andere Wiſſenskreis die große Schwäche, welche die unvermeidliche Folge der Vernachläſſigung rein logiſcher Fragen iſt. Die Kantiſche Methode, durch welche die Philoſophie in

den ſicheren Gang einer ſtrengen Wiſſenſchaft gebracht werden ſollte, würde ihr Ziel minder verfehlt haben, wenn ſie die gemeine Logik nicht gar zu ſehr als gleichgültige Nebenſache behandelt hätte. Sie vergaß danach zu fragen, von welcher Art und Tragweite denn unſere einfachen logiſchen Einſichten eigentlich ſeien. Sie benutzte unbefangen ſolche Ergebniſſe, nach deren Abkunft ſie hätte fragen ſollen, als über jeden Zweifel erhabene Wahrheiten. In dieſem Umſtande liegt das Geheimniß ihrer widerſprechenden Natur.

Es ſind beſonders zwei logiſche Grundſätze, deren ſtrenge Feſtſtellung eine unerläßliche Vorbedingung alles höheren Verſtandesgebrauchs iſt. Man muß wiſſen, was man bei dem Princip der Identität zu denken habe; man muß die Feſſeln abſchütteln, mit denen ein falſches Dogma (denn dies iſt die gewöhnliche Faſſung des Satzes vom zureichenden Grunde) den natürlichen Verſtand bedacht hat. Schon die Griechen ſtritten, wie man aus Ariſtoteles' Metaphyſik ſehen kann, ſehr ernſtlich über das Identitätsprincip. Verſtand man auch weder auf der einen, noch auf der andern Seite den eigentlichen Grund des Anſtoßes, ſo fühlte man doch inſtinctiv eine gewiſſe Schwierigkeit. Der Wahnwitz, das Identitätsprincip gänzlich zu leugnen, ſcheint auch den Alten nicht fremd geweſen zu ſein. Die Vertheidiger des geſunden Verſtandes (z. B. ein Ariſtoteles) waren daher nicht ſonderlich geneigt, bei ihren Gegnern verſtändige Gründe oder wenigſtens natürliche Antriebe vorauszuſetzen. Sie ſuchten ſich die Hartnäckigkeit der gegneriſchen Weigerung, ihre Aufſtellungen anzuerkennen, eher aus jedem andern Motiv als aus dem einer wirklichen Ueberzeugung zu erklären. Auch kann in der That die fragliche Ueberzeugung nicht ſonderlich ſtark geweſen ſein. Denn man bewegte ſich auf Seiten der Anfechter des Identitätsprincips in einem Dunkel, in welchem nur verſchwimmende Umriſſe erkennbar waren. Wie ſich aber auch jene Angelegenheit verhalten haben mag, wir ſtehen noch heute vor derſelben Schwierigkeit und dürfen uns nicht einmal ſchmeicheln, ſeit den Tagen des Ariſtoteles ſonderlich viel gewonnen zu haben. Weder den Lockes und Humes, noch einem Kant iſt es eingefallen, den oberſten Grundſatz der Logik nach Begriff und Tragweite zu unterſuchen.

Etwas günſtiger als für das Identitätsprincip geſtaltet ſich die gegenwärtige Sachlage für das Dogma vom zureichenden Grunde. Nachdem Hume durch ſeine Kritik des Cauſalitätsbegriffs indirect auch den metaphyſiſchen Gehalt des von Leibniz formulirten Dogmas untergraben hatte, ſah ſich ein Kant zu einer neuen Wendung genöthigt. Er beſchränkte jenes Dogma auf Erſcheinungen und ſuchte ſo den metaphyſiſchen Beſtandtheil zu retten, ohne ſich um den logiſchen irgendwie zu bekümmern. Weitere Entwickelungen haben eigentlich kaum ſtattgefunden. Denn man kann die Schopenhauerſche Monographie über den fraglichen Gegenſtand nur als eine ſecundäre Erſcheinung anſehen, die ſich in den von Kant abgeſteckten Linien hält und die gegen den Verſtand gerichtete Skepſis weiter ausführt. Dagegen regt ſich gegenwärtig bisweilen ein Gefühl, als wäre die Frage, um die

ſich der Scharfſinn eines Hume bemühte, noch ziemlich an derſelben Stelle, bis zu welcher ſie von dem achtzehnten Jahrhundert gefördert wurde. An dieſen Inſtinct knüpfen wir an, um unſere ſchon vor mehreren Jahren veröffentlichte Löſung der Schwierigkeit annehmbar zu machen. Wer irgend glauben ſollte, die erwähnte Frage ſei längſt abgethan, der laſſe meine Erörterungen lieber ungeleſen. Er wird hier Nichts finden, was ihn in dem liebgewordenen Schlummerdenken beſtärken könnte. Er wird im Gegentheil, falls er noch etwas wachen Verſtand übrig hat, in Gefahr gerathen, ſeinen Glauben an die ganze Herrlichkeit der Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts abnehmen zu ſehen.

Das Dogma vom zureichenden Grunde iſt der Angelpunkt, um welchen ſich die wichtigſten Fragen der Erkenntnißtheorie und der Dialektik drehen. Je nachdem man im Glauben an dieſes Dogma befangen iſt oder nicht, wird man die Frage nach der Tragweite der menſchlichen Freiheit in der verjährten Weiſe der Scholaſtik oder in einer fruchtbareren Form beantworten. Die Bedeutung aller unſerer Wiſſenſchaft, d. h. der Erkenntniß überhaupt, kann nicht verſtanden werden, ſo lange die hemmende Schranke der Autorität jenes Dogmas beſteht. Wir ſind heute manches Druckes, der die äußere Freiheit des Denkens ſeit Jahrtauſenden belaſtete, einigermaßen entledigt; aber wir ſind noch häufig in argen wiſſenſchaftlich genannten Zwingen, und zu dieſen gehört der blinde Glaube an den von Leibniz höchſt zweideutig formulirten Satz. Wir müſſen daher den Boden für eine natürliche Dialektik erſt dadurch ſäubern, daß wir zunächſt dem oberſten Princip der Logik einen haltbaren Sinn unterlegen, und daß wir ein zweites vermeintes Princip auf ſeinen unanfechtbaren Beſtandtheil einſchränken. Aus der Kritik des Satzes vom zureichenden Grunde wird ſich ergeben, daß das, was an dieſem Satze wahr iſt, keine dem Princip der Identität ebenbürtige Einſicht enthält, und daß es daher ganz verkehrt ſein würde, von zwei gleichen oberſten Grundſätzen der Logik zu reden. Unſere Eintheilung, die jedem dieſer Principien einen beſonderen Abſchnitt widmet, iſt durch das Bedürfniß der geſchichtlichen Anknüpfung, nicht aber durch die Vorſtellung von dem innern Verhältniß der fraglichen Principien veranlaßt.

Erſter Abſchnitt.

Das Identitätsprincip.

Erſtes Capitel.

Verſchiedene Formulirungen.

Unſicherheiten und Schwankungen in Gedanken verrathen ſich durch Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks. Wer eine wirkliche Einſicht hat, wird um deren ſprachliche Faſſung ſelten verlegen ſein. Er wird mit den verſchiedenſten Wendungen und Einkleidungen gleichſam ſpielen, ohne je den einheitlichen und unveränderlichen Sinn ſeiner Vorſtellung zu verlieren. Von dieſem Reichthum eines in aller Mannichfaltigkeit ſeiner ſelbſt gewiſſen Gedankens unterſcheidet ſich aber gar ſehr die uns Allen bekannte ſchwankende Haltung, welche glaubt, durch eine Abänderung der Wortformeln den Anfechtungen der Sache zu entgehen. Kant wußte, wie wir ſpäter ſehen werden, nicht recht, wie er den Satz vom zureichenden Grunde zutreffend ausdrücken ſollte. Mit dem Identitätsprincip ſteht es noch ſchlimmer. Seit der vorſichtigen Faſſung, die ihm Ariſtoteles gab, ſind mancherlei Formeln, und zwar regelmäßig ohne ſonderlichen Erfolg, verſucht worden. Machen wir uns daher darauf gefaßt, daß uns die pedantiſche Zuſtutzung einer Wortcombination an ſich ſelbſt noch keinen Gedanken gewährleiſten könne. Begriffe werden nur durch Begriffe beſtimmt und erläutert, und nie kann ein Wort die eigentliche Grundlage des Verſtändniſſes werden. Mit dem Satze, daß Wort und Sprache bloßes Zeichen und Mittel iſt, muß Ernſt gemacht werden. Eine jegliche Gedankenäußerung bezieht ſich ſtets auf ein Gedankenſyſtem. Erſt der Zuſammenhang, in welchem ein Wort geſprochen wird, giebt ihm eine beſtimmte Bedeutung. Wir verbinden die Begriffe mit den Worten nach Maßgabe des Zuſammenhangs und erfahren nur auf dieſe Weiſe durch das, was geſagt wird, ſchließlich das, was gemeint iſt. Auf das Gemeinte kommt es aber in allem wirklichen Denken an. Eine ſchulmeiſterlich muſterhafte Faſſung des Ausdrucks iſt daher etwas durchaus Secundäres, was nie vor der abgeſonderten Erfaſſung der Begriffe gehörig gelingen kann. Wiſſen wir, was wir zu denken haben, ſo werden wir auch nie in Verlegenheit um das ſein, was zu ſagen iſt. Sind unſere Conceptionen unabhängig von dem Material der Mittheilung erfaßt, ſo werden ſie uns in den Stand ſetzen, auch die zutreffende Form ihrer fraglichen Darſtellung aufzufinden. Ein Schopenhauer findet es unpaſſend, daß Kant den Verſtand bei verſchiedenen Gelegenheiten verſchieden definirt. Dieſe Aus-

ſtellung kehrt ſich aber gegen den Urheber. Sie iſt ein Kennzeichen der unfreien Art des Denkens, welche dem Bemängeler als muſterhaft gilt. Sie verräth eine logiſch ungelenkige Natur, die in den gewandten Operationen eines mit ſeinen Beſtimmungen freiſchaltenden Denkens nur Verſtöße gegen die Schulung erblickt. Aehnlich verhält es ſich nun mit den verſchiedenen Formulirungen des Identitätsprincips. Wer hier überhaupt noch alles Heil von einer Verbeſſerung der Wortformeln erwarten kann, befindet ſich noch auf jener Vorſtufe des eigentlichen Denkens, auf welcher Wort und Begriff in unklarer Verſchwommenheit zuſammenlaufen. Gute Formulirungen ſind allerdings ebenſo wichtig wie überhaupt ein guter Stil. Allein man verwechſele nie die Form der Mittheilung mit der urſprünglichen ſprachloſen Form des Gedankens.

Begriffe werden durch Begriffe, nicht aber durch Worte beſtimmt. Halten wir dieſen Satz im Verlauf des Folgenden feſt. Das Princip der Identität führt gemeiniglich drei Namen. Es heißt auch noch Grundſatz des Widerſpruchs und Satz vom ausgeſchloſſenen Dritten. Die älteſte Formulirung, die mir bekannt iſt, nämlich die in Ariſtoteles' Metaphyſik gegebene Faſſung, iſt einheitlich und weiß nichts von drei Geſtalten. Das Weſentliche dieſer noch immer brauchbarſten Formulirung beſteht in der Erklärung der Unmöglichkeit, daſſelbe in derſelben Hinſicht zu bejahen und auch zu verneinen. Verſuchen wir, ohne die philologiſche Uebereinſtimmung mit Phraſe und Meinung des Ariſtoteles zu garantiren, einige Variationen jenes weſentlichen Gehalts.

Geht man von der Urtheilsform des Zukommens aus, ſo ergiebt ſich folgender Satz: Es iſt unmöglich, daß Demſelben Daſſelbe in derſelben Hinſicht zukomme und auch nicht zukomme. In dieſer Faſſung habe ich das rein begriffliche Zugleich, welches allzu leicht auf zeitliche Simultaneität gedeutet wird, durch ein weniger mißverſtändliches Auch erſetzt. Denn es kommt nicht auf Vereinigung zu derſelben Zeit, ſondern auf Vereinigung in demſelben Begriff an. Wenn ich behaupte, daß in der Entwickelung einer Bewegungserſcheinung die abnehmende Geſchwindigkeit nicht zugleich eine zunehmende ſein könne, ſo bezieht ſich mein Gedanke auf eine begriffliche Form, der es weſentlich iſt, ſich über irgend eine, wenn auch noch ſo kleine Zeitausdehnung zu erſtrecken. Die Beſchränkung auf Gleichzeitigkeit würde daher das Princip untauglich machen, den Unvereinbarkeiten, die ſich auf Verhältnißbeſtimmungen in der Zeitreihe beziehen, einen Ausdruck zu geben. Unvereinbarkeit im Begriff überhaupt iſt eine weit allgemeinere Vorſtellung, als Unvereinbarkeit zu derſelben Zeit. Doch müſſen wir dieſe Ueberlegungen hier noch fallen laſſen, um zu den vorbereitenden Aeußerlichkeiten des Formulirens zurückzukehren.

„Es iſt unmöglich, daß Demſelben Daſſelbe in derſelben Hinſicht zukomme und auch nicht zukomme". Dieſer Satz entſpricht derjenigen Geſtalt, welche man Princip des ausgeſchloſſenen Dritten nennt. Denn die Unmöglichkeit des Sowohl-alsauch iſt eben Nichts als ein einfaches Entweder-oder. Die Vereinbarkeit der Gegentheile wird

verneint, und die Gegentheile ſind ſtillſchweigend nach Maßgabe des begrifflichen Unterſchiedes zwiſchen Bejahung und Verneinung (in genau demſelben Sinne) gedacht. Wenn man alſo nicht annimmt, daß bei der Faſſung des Satzes noch gar kein Begriff von einem Widerſpruch vorausgeſetzt ſei, ſo iſt die drittte und anſcheinend vollkommenſte Geſtalt unſeres Princips bereits in jener Form vertreten.

Laſſen wir nun das Urtheilsſchema des Zukommens außer dem Spiele, und verſuchen wir einen allgemeineren Ausdruck. „Es iſt unmöglich, daß Daſſelbe in derſelben Hinſicht ſei und auch nicht ſei.“ Oder mit einiger Abänderung: „Es geht nicht an, „Daſſelbe in derſelben Hinſicht anzunehmen und auch nicht anzunehmen“. Ferner: „Es kann Etwas nicht wahr und dabei in derſelben Hinſicht unwahr ſein“. Dieſe Wendungen befreien uns von der beſchränkenden Vorausſetzung, daß jede gedankliche Aufſtellung, d. h. jeder begriffliche Satz unter die Form des Zukommens oder mit andern Worten der prädicativen Beſtimmung gehören müſſe. Wenn wir ſpäter vom Urtheil zu reden haben werden, ſo wird ſich zeigen, daß an die Stelle des überlieferten Schematismus der Urtheilsformen ein natürliches Syſtem zu treten habe. Hier müſſen wir uns mit der Vorwegnahme der Behauptung begnügen, daß es Urtheilsformen giebt, die ſich nur ſcheinbar und auf dem Wege eines unnatürlichen Zwanges in das Schema der Beſtimmung eines Subjects durch ein Prädicat einreihen laſſen. Wenn ich ſage, ein Vorgang ſei der Grund von einem andern Vorgang, ſo iſt das Grundſein ein vermittelnder Begriff, der kein eigentliches Zukommen vorſtellt. Will man aber das vereinigende Band jeder Begriffszuſammenſetzung mit einem der Seitenbegriffe verſchmelzen, ſo erhält man auch hierdurch nur den formalen Schein eines gedanklichen Prädicats. Als Ausſage überhaupt und demgemäß, abgeſehen von den Sprachformen, als begriffliche Beſtimmung hat das Prädicat allerdings einen allgemeineren Sinn. In dieſer Erweiterung iſt es aber auch gänzlich von dem Daſein eines Subjects unabhängig und hat mit dem engern Begriff des Zukommens Nichts zu ſchaffen. Es wird mithin eine jede Formel, die einen von dieſen beſonderen Vorausſetzungen unabhängigen Ausdruck unſeres Princips ermöglicht, vor ähnlichen Geſtaltungen den Vorzug verdienen. Wenn Jemand behauptet, es regne jetzt, und ein Anderer dem widerſpricht, und wenn die Meinung Beider auf denſelben Vorgang gerichtet iſt, ſo muß der Eine oder der Andere Recht haben. Wo iſt aber in dieſem Beiſpiel ein Zukommen oder die prädicative Beſtimmung eines Subjects anzutreffen? Man muß ſehr weit ausholen, um in dieſem Fall auch nur den Begriff von einem gemeinſamen Gegenſtande, auf den ſich die verſchiedenen Urtheile beziehen, aufzutreiben. Wundern wir uns daher nicht, wenn ein unwillkürlicher Zug dazu angetrieben hat, die ungehörige Beſtimmtheit der urſprünglich allzu reichhaltigen Formulirungen durch völlig kahle Schemata zu erſetzen.

Das Widerſpiel der Faſſungen nach Ariſtoteliſcher Art ſind die bekannten modernen Formeln (A iſt A; A iſt nicht Nicht-A; B iſt entweder A oder Nicht-A). Dieſe Bezeichnungsweiſen haben den Vortheil, faſt nicht mehr für Wortformeln gelten zu können. Denn

ſie erlauben offenbar, bei den in ihnen vorkommenden Buchſtaben die mannichfaltigſten Gedankengebilde (einfache Begriffe, Sätze oder auch umfaſſende Urtheilscomplexe) zu denken. Entfernt man etwa gar noch das mißverſtändliche Iſt und ſetzt an deſſen Stelle ein Gleichheitszeichen, welches hier ſtatt des beſonderen Falls der Größengleichheit die begriffliche Identität zu vertreten hat, ſo iſt man der Vieldeutigkeit des ſprachlichen Ausdrucks glücklich entledigt. Jedermann weiß dann, daß er mit ſeinen unbeſtimmten Einfällen, die er etwa an gegebene Worte knüpfen möchte, hier ausgeſchloſſen iſt, und daß es ſich um die Erfaſſung beſtimmter wiſſenſchaftlicher Conceptionen handelt, bei denen jedes Schwanken der Vorſtellung ein Zeichen halben Verſtändniſſes ſein würde. Doch wollen wir hier der begrifflichen Erörterung nicht vorgreifen und uns vorläufig mit den Formulirungsverſchiedenheiten befaſſen.

Auch von Kant wurde das Bedürfniß eines zutreffenden Ausdrucks des Satzes vom Widerſpruch empfunden. „Keinem Gegenſtande kommt ein Prädicat zu, welches ihm widerſpricht". Dies heißt, in eine einfachere Geſtalt gebracht, Nichts weiter als: „was ſich widerſpricht, widerſpricht ſich". Wir ſind alſo wieder bei der tautologiſchen Geſtalt (A=A). Der einzige Umſtand, den wir bei dieſer Umformung überſehen haben möchten, iſt der geheime Schluß vom Denken auf das Sein, welcher in den Vorſtellungen unſeres Princips enthalten zu ſein pflegt. Laſſen wir daher Kant, der die objective und materielle Tragweite des oberſten Grundſatzes der Logik nicht beachtete, und betrachten wir eine andere Ausdrucksweiſe.

„Das Widerſprechende kann nicht ſein". In dieſer Faſſung wird der Widerſpruch zunächſt auf das Denken bezogen und letzteres als unbedingt maßgebend für die Möglichkeit des Seins angeſehen. Was nicht einmal gedacht werden kann, ſoll noch weniger an ſich ſelbſt ſein können. Selbſtverſtändlich iſt vorausgeſetzt, daß ſich das Denken im Unterſchiede vom Sein gehörig begriffen habe. Ohne eine ſolche Vorausſetzung würde jener Ausſpruch keinen Sinn haben. Nun muß man auch ein Sein im Gedanken von einem Sein außer dem Gedanken zu unterſcheiden wiſſen, wenn unſer Princip nicht zu ſehr beſchränkt werden ſoll. Die Gegenſtände der reinen Logik und reinen Mathematik ſind reine Gedankenbeſtimmungen, und gerade innerhalb dieſer Sphäre hat der Gegenſatz von Wahrheit und Unwahrheit, von Sein und Nichtſein, eine unverkennbare Wirklichkeit. Wenn ich behaupte, daß etwas mathematiſch Widerſprechendes nicht ſein könne, ſo meine ich, daß an ſich ſelbſt, d. h. hier in Beziehung auf den einheitlichen Grund aller mathematiſchen Möglichkeit ein gewiſſes Verhältniß nicht ſtattfinde. Inſofern der wirkliche Gegenſtand einer begrifflichen Form entſpricht, kann er auch nicht Unvereinbarkeiten an ſich haben, die ſchon im bloßen Begriffe nicht beſtehen können. Es wird mithin gar nichts unmittelbar über ein Sein an ſich ſelbſt geurtheilt, ſondern alles Urtheil über Unvereinbarkeiten hängt zunächſt von der Erkenntniß der im Denken und Vorſtellen begründeten Unmöglichkeiten ab. „Das Widerſprechende kann nicht ſein", iſt daher

ein Satz, in welchem das Nichtseinkönnen vor allen andern Gesichtspunkten auf den Inbegriff der Bedingungen bezogen werden muß, aus denen die Satzungen des reinen Denkens und Vorstellens hervorgehen. Dieser Inbegriff von Bedingungen ist ein Maß der formalen und mithin eine unumgängliche Voraussetzung der materiellen Wahrheit. Obwohl man aus dem Gesichtspunkt einer vermeinten Unbekanntschaft mit den unbeschränkten Möglichkeiten eines Denkens überhaupt zu sehr scheinbaren Einwendungen gegen die unbedingt maßgebende Rolle der rein gedanklichen Behauptungen gelangen kann, so bürgt der mathematische Wahrheitsbegriff zuverlässig genug für die dialektische Haltbarkeit unserer Vorstellungen vom Nichtsein des Widersprechenden. Wer recht vorsichtig verfahren wollte, würde vielleicht geneigt sein, an die Stelle der Behauptung, daß das Undenkbare nicht sein könne, eine andere zu setzen. Er würde es etwa gerathen finden, zu sagen, daß das Undenkbare für das denkende Subject nie Gegenstand werden könne, wie es sich damit auch übrigens, d. h. abgesehen von der Beziehung auf ein denkendes Subject, verhalten möge. Diese Wendung würde jedoch, wie wir später sehen werden, eine falsche Voraussetzung enthalten. Ein Träger der Gedanken würde als fertiges Ding vorgestellt und der Umstand vergessen werden, daß die Gedanken eine Entstehung haben, auf das Unbewußtsein folgen und den Grund ihrer Wahrheit nicht in einem außer ihm gelegenen Maße, sondern in ihrer eigenen Beschaffenheit zu suchen haben.

Wir mußten die Schwierigkeit andeuten, die mit denjenigen Formulirungen verbunden sind, welche der Unvereinbarkeit des Widersprechenden objective Bedeutung letzter Instanz ausdrücklich beilegen. Diese Art Formeln haben die Eigenthümlichkeit, den metaphysischen Sinn des Princips hervorzuheben. Die abstracteren Schemata (A=A u. s. w.) lassen zunächst unentschieden, inwiefern der logische Grundsatz, der für alles Denken gilt, auch für alle Wirklichkeit maßgebend sein könne. Versuchen wir nun, nachdem wir die Hauptgestalten, die für den Ausdruck unseres Princips nahe liegen, angeführt haben, einige aufklärende Umschreibungen.

Den Schematen A=A u. s. w. kann man ebenso abstracte Wortformeln substituiren. „Etwas ist, was es ist"; „Etwas ist nicht, was es nicht ist"; „Etwas ist entweder ein Anderes, oder etwas, was nicht dieses Andere ist". Ferner: „Bejahung ist Bejahung"; „Verneinung ist Verneinung"; „Ausschließung ist Ausschließung". Alle diese Wendungen sind nicht müßig erdachte Formen, kommen vielmehr in der besonderen Anwendung häufig genug vor. Will man z. B. daran erinnern, daß Verwechselungen der Begriffe und Abweichungen von der Identität der Vorstellungen in demselben einheitlichen Gedankengange unerlaubt sind, so beruft man sich gerade in der gemeinen Redeweise, und zwar gewöhnlich mit Emphase, auf die Wahrheit, daß Etwas sei, was es sei. „Gut ist gut, und schlecht ist schlecht"; „weiß ist weiß, und schwarz ist schwarz". Berufungen dieser Art wollen nichts Anderes bedeuten, als eine Hinweisung auf die identische Fest-

haltung der Begriffe. Sie ſind populäre Ausdrücke der allgemeinen logiſchen Wahrheit, daß jeder Begriff mit ſich ſelbſt identiſch ſei. Sie erinnern daran, daß alles Denken und zunächſt alle Erkenntniß aus Begriffen auf der Feſthaltung deſſelben Begriffs durch den ganzen Lauf eines Raiſonnements beruhe.

Der Satz, daß ein Begriff mit ſich ſelbſt derſelbe ſei, iſt eigentlich Nichts, als die Vorſtellung der begrifflichen Identität ſelbſt. Jedoch hat er, wie ſich im nächſten Capitel herausſtellen wird, eine ſehr erhebliche Function. Es iſt mit ihm, um die Sache hier kurz anzudeuten, ähnlich bewandt, wie mit dem mathematiſchen Grundſatz, daß jede Größe ſich ſelbſt gleich ſei. Wer aus Unerfahrenheit im logiſchen Irrmenweſen geneigt ſein ſollte, die erwähnten Formulirungen für Thorheiten zu halten, der möge, bevor er zu der Logik Vertrauen gewinnt, wenigſtens die Autorität eines uralten mathematiſchen Herkommens in Erwägung ziehen. Er möge ſich zu erklären ſuchen, wie wohl die Geometer des Alterthums zu der vermeinten logiſchen Wunderlichkeit der ſelbſtverſtändlichen Behauptung, daß jede Größe ſich ſelbſt gleich ſei, genöthigt worden ſeien.

Alle Ausdrucksweiſen, die wir bisher betrachtet haben, ſtimmen darin überein, wirklich das hier fragliche Princip zu vertreten. Schließlich müſſen wir aber noch eine fehlerhafte Möglichkeit berühren. Wenn Jemand davon ausginge (und in der That haben es die Eleaten gethan), daß das Sein keine Veränderung erfahre, ſo läge die Verkehrung des Identitätsprincips ſehr nahe. Es würde ſich demgemäß die falſche Formel ergeben: „Etwas bleibt, was es iſt“. Dieſer Satz gilt allerdings von allen formalen Begriffen, inſofern deren Inhalt von der Zeitverſchiedenheit unabhängig iſt. Denn der formale Begriff als ſolcher iſt nicht ſowohl ſelbſt beharrlich, als vielmehr der Grund der Möglichkeit einer Auffaſſung des Beharrlichen. Er bleibt, obwohl ihm die numeriſche Identität abgeht, ſtets, was er iſt. Die Wiedererkennung im Begriff oder die Feſtſtellung der Identitäten würde gar nicht möglich ſein, wenn nicht die Begriffe als ſolche durch alles Denken hindurch blieben, was ſie ſind.

Zweites Capitel.

Wahrer Sinn des Princips.

1) Erläuterung aus dem wiſſenſchaftlichen Gebrauch.

Das Princip der Identität des Ununterſcheidbaren iſt faſt aus ſeinem Namen verſtändlich. Was in allen möglichen begrifflichen Beziehungen übereinſtimmt, alſo etwa zwei Vorſtellungsgebilde, die ſich durch keine Gedankenbeſtimmung unterſcheiden laſſen, können als bloße Begriffe einander ſubſtituirt werden. Dieſen Sinn, welcher freilich nicht mit der falſchen Meinung des Urhebers zuſammenſtimmt, wird

ſich jeder denkende Kopf ſchon aus dem bloßen Namen ableiten können. Nicht ſo leicht wird es uns aber mit dem Princip der Identität und des Widerſpruchs gemacht. Sollte auch hier die Bezeichnung den Sinn errathen laſſen, ſo müßte von einem Princip der Identität des Identiſchen oder der Unvereinbarkeit des Unvereinbaren (vielleicht auch der Verſchiedenheit des Verſchiedenen) geredet werden. Bei dieſem Verſuche, ſowie bei allen anderen Unternehmungen, unſerem Princip die Form eines Satzes oder überhaupt einer Begriffszuſammenſetzung, d. h. eines Urtheils zu geben, zeigt ſich eine gewiſſe Leerheit dieſes oberſten Grundſatzes der Logik. Man geräth auf den Verdacht, man habe es mit keiner wirklichen Einſicht, ſondern nur mit einer allgemeinen Form zu Einſichten zu thun. Die ſprachliche Tautologie hat ihr Gegenſtück in der in jeglicher Hinſicht vorhandenen Begriffsidentität. Nun ſcheint es aber ganz überflüſſig, völlig identiſche Begriffsgleichungen aufzuſtellen, deren Seiten ſich in allen Beziehungen entſprechen. Es fragt ſich ferner, was in derartigen Gleichſetzungen das Gleichheitszeichen, d. h. der vermittelnde Begriff des die Seitenbegriffe verbindenden Satzes eigentlich bedeuten ſolle. Nimmt man es als Andeutung der Identität in jeder Beziehung, d. h. der ſogenannten numeriſchen Identität, ſo muß bereits zwiſchen Denken und Sein eine ſtrenge Unterſcheidung vorausgeſetzt werden, damit nicht die thatſächliche Doppelſetzung deſſelben Begriffs der numeriſchen Identität widerſpreche. Denn indem ich die Identität zweier Begriffe denke, ſetze ich ja ſchon den Begriff der Zahl nach zweimal. Es iſt aber mit der numeriſchen Identität etwas ganz Anderes als dieſe begriffliche Gleichheit des in der Vorſtellung doppelt Geſetzten gemeint. Denn wenn ich den Gedanken darauf richte, daß ein gerade gefaßter Begriff eben dieſe beſtimmte Thätigkeit und keine andere geweſen ſei, ſo ſtelle ich die Einzigkeit des fraglichen Denkactes vor, und dieſe Einzigkeit hat allein ein Recht, als numeriſche Identität zu gelten. Doch möchte es ſchließlich gerathen ſein, rückſichtlich der logiſchen Functionen nie von einer numeriſchen Identität der Begriffe zu reden. Denn wo das Princip der Identität zur Wirkſamkeit gelangt, handelt es ſich bereits regelmäßig um eine Zwiefachheit. Identiſch oder daſſelbe kann Etwas nur heißen, oder als daſſelbe kann Etwas nur gedacht werden, inſofern die gegenwärtige Vorſtellung eines Gegenſtandes oder Begriffes auf eine frühere Vorſtellung dieſes Gegenſtandes oder Begriffes zurückweiſt. Anders ausgedrückt würde dieſe Wahrheit dahin lauten, daß der Begriff des Identiſchen ein relativer ſei. Man hat die gerade Linie dadurch zu definiren verſucht, daß man geſagt hat, ſie behalte ſtets dieſelbe (identiſche) Richtung. Ein wenig Dialektik kann die Schwierigkeiten dieſer Begriffsbeſtimmung bemerklich machen. Eine Linie, welche dieſelbe Richtung einhält, ſcheint eine ganz plauſible Vorſtellung. Indeſſen muß erſt eine Richtung, und zwar vor der Entſtehung der Linie, gegeben ſein, damit für die Identität ein Beziehungsgegenſtand vorhanden ſei. Ich kann eine Richtung nicht für dieſelbe erklären, ohne zugleich an eine andere zu denken, mit welcher ſie dieſelbe iſt. Dieſes

Beiſpiel der Richtungsidentität in der geraden Linie, deſſen tiefer liegende Schwierigkeiten wir hier noch nicht zu verfolgen haben, ſoll uns hier nur als Veranſchaulichung der Nothwendigkeit der in dem Begriff der Identität enthaltenen Beziehung dienen. Es bereitet uns auf den aus einer unmittelbaren Betrachtung des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs unſeres Princips reſultirenden Satz vor, daß die Identität ſtets aus dem Geſichtspunkt eines beſtimmten allgemeinen Begriffs, und zwar gerade darum erheblich ſei, weil neben dieſer Uebereinſtimmung noch Verſchiedenheit in anderen Beziehungen ſtattfindet.

Die eben angeſtellte Erörterung hat uns bereits einer ſachlichen Unterſuchung unſeres Princips näher geführt. In der That können Ueberlegungen, die ſich an nackte überlieferte Formeln halten, nicht zu dem gewünſchten Ziele führen. Der wahre Sinn des Princips der Identität iſt aus keiner der bisher über daſſelbe gegebenen logiſchen Aufſtellungen hinreichend deutlich zu erkennen. Auch weiß man wirklich bis auf den heutigen Tag noch nicht, was man bei dieſem Princip zu denken und nicht zu denken habe. Die Erinnerung an die mannichfaltigen Formulirungen, die noch dazu in der Beſtimmung des Sinnes ſelbſt einigermaßen abweichen, ſo wie der Umſtand, daß noch in neueſter Zeit eine wirkliche Leugnung des oberſten Grundſatzes der Logik, wenn auch nur mit ſchlechtem Anſtande, ſo doch überhaupt möglich geweſen iſt, kann uns beruhigen, wenn wir etwa Angeſichts der Geſchichte der Philoſophie unſerer Auffaſſung der Sachlage mißtrauen wollten. Auch der Fortbeſtand des Streites über Haltbarkeit und Weſen einer formalen Logik iſt ein Zeichen, daß man ſich die Bedeutung des Identitätsprincips nicht völlig klar gemacht habe. Die eigentliche Logik hat nun einmal ſeit Ariſtoteles keine erhebliche Fortentwickelung erfahren, und es iſt daher nicht ſo überaus wunderbar, daß man ſich ſelbſt über den Sinn des logiſchen Grundprincips noch nicht orientirt hat.

Der Weg, den wir jetzt behufs einer unzweideutigen Fixirung des Sinnes des Identitätsprincips einſchlagen wollen, iſt, ſo befremdlich dieſe Behauptung auch klingen mag, für die gegenwärtige Philoſophie durchaus neu. Wir werden uns nämlich ganz einfach in den verſchiedenen Anwendungen, welche die feſt gegründeten Wiſſenſchaften von dem hier fraglichen Princip machen, ſorgfältig umſehen und auf dieſe Weiſe zu einem reinen Begriff unſeres Grundſatzes zu gelangen ſuchen. Ja wir müſſen uns eigentlich vorſichtiger ausdrücken. Denn einerſeits wiſſen wir noch gar nicht, was dieſes vorgebliche Princip für eine Einſicht vorſtellen ſolle, und andererſeits können wir von vornherein gar nicht abſehen, ob ſich aus der Betrachtung der logiſchen Vermittelungsformen des wiſſenſchaftlichen Denkens ſo etwas, wie mit den vagen Beſtimmungen und Formeln gemeint iſt, überhaupt ergeben werde. Streng genommen iſt uns nur die Richtung der Unterſuchung vorgezeichnet, und es ſoll noch erſt erkannt werden, von welcher beſonderen Art die Grundform der logiſchen Vermittelung der wiſſenſchaftlichen Einſichten ſei. Wo ein Schriftſteller ſeine Begriffe gar nicht definirt und auch nicht durch den nächſten Zuſammenhang

gehörig bestimmt, oder wo er sie dunkel oder zweideutig läßt, da muß man zu dem weiteren Zusammenhang und zu den Anwendungen, die er von den fraglichen Begriffen bei den verschiedensten Gelegenheiten macht, als zu den untrüglichsten Bestimmungsmitteln seine Zuflucht nehmen. Auch werden häufig gegebene Begriffsbestimmungen unwillkürlich vernachlässigt. Man hütet sich vielleicht, in denjenigen Punkten, welche die gerade fragliche Theorie betreffen, den Begriff noch in einer anderen Weise zu gebrauchen, als in welcher man ihn mit Bewußtsein aufgefaßt und bestimmt hat. Allein man begeht vielleicht in denselben Zeilen, in welchen man die künstliche Abgrenzung oder Bestimmung vertheidigt, stillschweigend und aus Unachtsamkeit einen Verstoß gegen die eigene Satzung. Es könnte bisweilen den Humor erregen, wie die Natur dem künstlichen Gewebe mitspielt und die Widerlegung einer falschen oder auch nur zu engen Begriffsbestimmung in das Raisonnement verflicht, welches gerade auf die Vertheidigung des Ungehörigen angelegt ist. Man mache es sich daher zur Regel, sich weniger um die ausdrücklichen Definitionen, als um die stillschweigenden Anzeichen dessen, was der Schriftsteller wirklich gedacht hat, zu kümmern. Ein solcher Kunstgriff, hinter die wirklichen Gedanken und Begriffe zu kommen, die dem Urheber eines Inbegriffs von Einsichten vorschwebten, ist von außerordentlicher Tragweite. Auf den Stamm des Wissens überhaupt übertragen, wird er ein mächtiges Mittel der logischen Kritik werden und uns in den Stand setzen, die Gedanken in völliger Reinheit und unabhängig von den jedesmaligen Formulirungen zu ergreifen. Unsere nächste Frage muß daher sein: Welches sind die thatsächlich gebrauchten Grundformen der logischen Vermittelung wissenschaftlicher Einsichten, und befindet sich unter diesen Grundformen Etwas, was als Gegenstand der gewöhnlichen Vorstellungen vom Identitätsprincip gelten kann?

Echte und strenge Wissenschaft ist eine Voraussetzung der Möglichkeit der Philosophie und daher weit entfernt, von der letzteren eine Bestätigung gewärtigen zu dürfen. Der Principien wird man sich erst bewußt, indem man die zusammengesetzten Einsichten in ihre Bestandtheile auflöst. Der Ursprung logischer Betrachtungen ist in dem Bedürfniß einer Reflexion über die Form des Wissens zu suchen. Zunächst mußte also ein positives Wissen gewonnen sein, und erst in Beziehung auf dieses konnte ein logisches Bewußtsein entstehen. Die Mathematik ist die erste und bis jetzt auch noch die letzte Wissenschaft gewesen, die sich eine fast in jeder Beziehung strenge Form gegeben hat. Wir werden daher den Sinn des Identitätsprincips am ehesten aus der Betrachtung des mathematischen Gedankenganges erkennen.

Man denke zunächst an die indirecten Beweise. Dieselben laufen auf Unvereinbarkeiten und, insofern man die systematische Verkettung berücksichtigt, in letzter Instanz sogar auf einfache Unvereinbarkeiten hinaus. Eine solche Unvereinbarkeit liegt z. B. in der Unmöglichkeit, das Ganze kleiner als den Theil vorauszusetzen. Es würde dem Begriff des Ganzen widersprechen, es als Theil seines Theils vorzustellen. „Größer ist größer, und kleiner ist kleiner". Diese Formel würde am besten ausdrücken, was mit der Berufung auf den bekannten

Euklidiſchen Grundſatz, daß das Ganze größer als der Theil ſei, eigentlich gemeint iſt. Man ſieht hieraus, daß der bejahende Ausdruck des Princips keine andere Vorſtellung als der verneinende vertritt. Dies hindert jedoch, wie wir bald ſehen werden, keineswegs, eine poſitive und eine negative Function unſeres Princips ſtreng auseinander zu halten. Doch hier geht uns zunächſt nur der allgemeine Sinn des Grundſatzes an.

Kant hat einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Einſichten aus unanſchaulichen Begriffen und zwiſchen Folgerungen aus reinen mathematiſchen Conceptionen aufgeſtellt. Dieſer Trennung zufolge würde man aus unanſchaulichen Begriffen, alſo auch vermittelſt des bloßen Identitätsprincips nicht die geringſte mathematiſche Erkenntniß gewinnen können. Der Satz, daß drei Mal vier gleich zwölf iſt, würde nicht auf dem bloßen Identitätsprincip beruhen. Hiergegen iſt nun das erheblichſte Bedenken die Unbeſtimmtheit der Behauptung ſelbſt. Was ſoll denn auch eigentlich vom Identitätsprincip übrig bleiben, wenn man es desjenigen Inhalts beraubt, welcher die Vorausſetzung ſeiner Anwendbarkeit iſt? Was heißt es denn, um ein Kantiſches Beiſpiel zu wählen, ſeinen Begriff von einem Dreieck zergliedern? Ich weiß in der That nicht, wie man von einem Dreieck einen Begriff haben kann, ohne drei einen Raum einſchließende Seiten vorzuſtellen. Freilich iſt die Allgemeinheit des Begriffs (z. B. die Regel, durch welche die unendliche Mannichfaltigkeit möglicher Ellipſen beherrſcht wird) als ſolche nicht anſchaulich. Denn jedes beſtimmte Vorſtellungsgebilde (z. B. einer Anzahl von Einheiten, die eine gewiſſe Anzahl Male wiederholt gedacht werden) enthält eine Verwirklichung einer allgemeineren Vorſtellung. Doch ſind die reinen Verſtandesbegriffe im wirklichen Denken von beſtimmteren Geſtaltungen gar nicht ablösbar. Es iſt ebenſo vergeblich, einen im höchſten Sinne allgemeinen Begriff außer der Beziehung auf irgend ein beſtimmteres Vorkommen deſſelben zu denken, als ſich etwa ein Verhältniß von Größen vorzuſtellen, die als nicht vorhanden gedacht werden. Der Kantiſchen Anſicht über das Verfahren mit allgemeinen Begriffen liegt ein ähnlicher Irrthum zu Grunde, wie der unhaltbaren mathematiſchen Conception eines letzten Verhältniſſes verſchwindender und verſchwundener Größen. Wer da glaubt, er könne von der Vielheit oder Zahl oder etwa gar von der ſtetigen Größe einen außerhalb der ſinnlichen Beſtimmtheit des mathematiſch-analytiſchen Vorſtellens gelegenen Begriff haben, täuſcht ſich in einer ähnlichen Weiſe, wie derjenige, welcher Etwas zu denken meint, wenn er zwiſchen Nullen ein Größenverhältniß ſtatuirt. Allerdings giebt es einen Formalismus, mit welchem der Schein eines ſolchen Gedankens verbunden iſt. Allein dieſer Formalismus läßt eine andere Auffaſſung zu. Hier kommt es uns aber nur darauf an, begreiflich zu machen, daß ein wirkliches Denken und mithin auch der Gebrauch des Identitätsprincips nie ohne Beziehung auf die Grundbegriffe des mathematiſchen Denkens ſei. Schon wer eine Zweiheit vorſtellt, kann nicht umhin, etwas Beſtimmteres zu denken, als in dem allgemeinen Begriff der Vielheit überhaupt enthalten ſein ſoll.

Obwohl es daher allgemeine oder unanſchauliche Begriffe giebt, ſo wird doch durch dieſelben nur dann gedacht, wenn deren Beziehung auf irgend eine Beſtimmtheit des Gedankens dem Bewußtſein gegenwärtig iſt. Kant ging daher nicht weit genug, wenn er einerſeits ein vermeintliches Denken in reinen Begriffen unangefochten ließ und andererſeits nur Schranken für die Anwendung dieſes Denkens aufſtellte. Einerleiheit und Verſchiedenheit wird ſtets nur unter Vorausſetzung einer Dualität der Vorſtellung erkannt. Der Begriff der Identität wird mithin nur dadurch ein vermittelnder Factor des Denkens, daß er ſich auf eine in anderen Rückſichten beſtehende Mannichfaltigkeit bezieht.

Aus allgemeinen Begriffen, die über der Beſtimmtheit des reinen mathematiſchen Denkens ſtehen ſollen, wird niemals auch nur die geringſte Einſicht gewonnen. Dieſe Wahrheit kann man ſchon daraus erkennen, daß es ganz unmöglich iſt, jene Begriffe abgeſondert zu handhaben. Wäre Letzteres nicht der Fall, ſo müßte ſich das Axiom, daß das Ganze größer ſei als der Theil, noch auf eine allgemeinere Einſicht zurückführen und ſich in ihm der Antheil der mathematiſchen von dem Antheil der rein logiſchen Urtheilskraft ſondern laſſen. Nun haben wir freilich ſelbſt gezeigt, daß ſich dieſer Grundſatz als beſtimmte Geſtalt der Regel, daß jeder Begriff ſich ſelbſt gleich ſei, darſtellen laſſe. Man kann den Begriff des Größeren nicht hegen und dabei zugleich einen anderen Begriff als mit jenem identiſch denken. Bringt man dieſe Unmöglichkeit des beſonderen Falles (hier des Falles des Größenbegriffs) auf eine allgemeine Regel, ſo erhält man keine neue Einſicht, ſondern faßt nur die allgemeine Form einer offen gelaſſenen Möglichkeit beſtimmter Einſichten auf. Nun kann man allerdings mit Recht geltend machen, daß die Ueberlegung, es gebe einen allgemeinen rein begrifflichen Grund der Möglichkeit der Erkenntniß der verſchiedenen Unvereinbarkeiten, auch ein Zuwachs des Wiſſens ſei, und daß in dieſer Beziehung das Princip der Identität eine Einſicht unter anderen Einſichten repräſentire. Wenn man jedoch die gänzlich verſchiedene Art dieſes Bewußtſeins der formalen Uebereinſtimmung von der fertigen Erkenntniß beſtimmter Unvereinbarkeiten in Betracht zieht, wird man einräumen müſſen, daß das ins Bewußtſein fallende Denken (im Unterſchied von dem an ſich ſeienden und mit dem Sein überhaupt zuſammenfallenden Grunde dieſes Denkens) die Wahrheit ſeiner Beſtimmungen niemals aus einem als beſondere Einſicht iſolirbaren Princip der Identität gewinne. Auf ein anderes Zugeſtändniß kann es uns aber auch nicht ankommen.

Wenn ſich Jemand anheiſchig machte, auch nur die geringſte rein logiſche Erkenntniß aus der Formel A iſt A ableiten zu wollen, ſo könnten wir ihn von vornherein auslachen und getroſt ſein, daß er uns z. B. die Umkehrbarkeit der allgemeinen Urtheile in particuläre ſicherlich nicht erweiſen werde. Denn nur dadurch, daß er auf Begriffe wie Ganzes und Theil, geringere und größere Anzahl u. dgl. fußte, würde er uns einen Einblick in die Möglichkeit dieſer oder in die Unmöglichkeit einer andern Umkehrung verſchaffen können.

Letzteres Beispiel hat uns bereits aus dem Gebiet der Mathematik in das Gebiet der reinen Logik übergeführt. Man kann sich aus den Analytika des Aristoteles am einfachsten und besten belehren, in welcher Art in der Logik selbst und besonders bei den einfachsten Nachweisungen von dem Princip des Widerspruchs Gebrauch gemacht werde. Man wird sich durch sorgfältige Ueberlegung vielleicht schon eines einzigen derartigen Anwendungsfalles über die Rolle, welche das Princip der Identität spielt, außer Zweifel setzen können. Es läßt sich nämlich auch in der reinen Logik nicht eine einzige Einsicht hervorbringen, ohne das formal sinnliche Denken in Anspruch zu nehmen. Mit dem Begriff der Größe der Allgemeinheit (und nur in Beziehung auf diesen Begriff giebt es in der reinen Logik eigentliche Sätze) läßt sich nicht operiren, ohne eine sogenannte Construction desselben vorzunehmen. Ja der Begriff der Allgemeinheit ist nie ohne die Größenvorstellung, d. h. nie ohne den Begriff der Vielheit denkbar. Um nun aber aus einem solchen Begriff Etwas zu erkennen, also z. B. um einzusehen, daß das allgemeine Urtheil in ein particuläres umkehrbar sei, müssen formal sinnliche Schemata betrachtet werden. Wir gewinnen die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Art logischer Behauptungen ganz in derselben Weise, auf welche wir den zahlentheoretischen Satz, daß drei Mal vier gleich vier Mal drei sei, streng erhärten. Um die Wahrheit dieses Satzes einzusehen, müssen wir uns an einem räumlichen Schema, in welchem sich drei Punkte vier Mal unter einander gesetzt finden, der Gleichgültigkeit der Art des zählenden Zusammenfassens gegenüber dem Identischbleiben unseres ganz allgemeinen Begriffs von einem Product bewußt werden. Ganz in der nämlichen Weise verhält es sich bei dem Nachweis der Wahrheit rein logischer Satzungen. Indem wir die fragliche Behauptung in Gedanken fassen, hegen wir einen gewissen Begriff, mit welchem die spätere gegliederte Vorstellung der Sache zusammenstimmen und zu welchem sie als zu ihrem Maß zurückkehren muß. Doch geht uns hier nur der Umstand an, daß ein solcher Ausgangsbegriff stets irgend welche formal sinnliche Bestimmtheit haben muß, damit er überhaupt als Anlehnung für die Vergleichung dienen könne.

Ehe wir in unserer Untersuchung fortfahren, müssen wir die positive und die negative Function unseres Princips außer Zweifel setzen. Denn nur auf diesem Wege kann die Unbestimmtheit beseitigt werden, welche sich bereits in der Mehrheit der Benennungen (als Princip der Identität oder des Widerspruchs) deutlich genug verräth.

2) Positive und negative Function.

Die negative Function unseres Princips oder mit andern Worten der Umstand, daß wir an dem Grundsatz des Widerspruchs ein negatives Kriterium der Wahrheit, d. h. ein Erkennungszeichen der Unwahrheit haben, steht gar nicht in Frage. Vielmehr ist gerade die

Meinung, daß der oberſte Grundſatz der Logik nur die Unwahrheit kenntlich mache, für die poſitive Wahrheit aber kein Maß abgebe, in einer gewiſſen Hinſicht fehlerhaft. Indem man nämlich ausſchließlich von einer negativen Wirkſamkeit unſeres Grundſatzes redet, erregt man den Schein, als wäre alle Logik bloße Kritik, und zwar noch dazu Kritik in dem einſeitigen Sinne des Worts, dem zufolge daſſelbe Nichts als eine Zurückweiſung der Unvereinbarkeiten bedeutet.

Die eben erwähnte Vorſtellung von der ausſchließlich negativen Function unſeres logiſchen Fundamentalprincips iſt höchſt begreiflich. Die Unmöglichkeit eines Gedankens dringt ſich dem Verſtande gleichſam auf. Die das Denken hervorbringende Thätigkeit wird gehindert, gewiſſe begriffliche Vereinigungen zu vollziehen, und bemerkt ſo den Widerſpruch. Dagegen wird auf die Vereinbarkeiten als ſolche, d. h. abgeſehen von zugehörigen Unvereinbarkeiten, nicht ſonderlich geachtet. Nur wo der Gegenſatz fraglich wird, wo es ſich alſo um die Unterſcheidung von Wahrheit und Unwahrheit handelt, tritt das logiſche Grundprincip in das Bewußtſein. Die Zuſammenſtimmung wird vom Verſtande als die Regel und als das Gewöhnliche hingenommen und daher nicht ſonderlicher Aufmerkſamkeit gewürdigt. Dagegen wird die Ausnahme, nämlich der Widerſtreit in ganz natürlicher Weiſe ein Antrieb zur Ueberlegung. Es iſt mithin kein Wunder, daß der Widerſpruch eher als die Uebereinſtimmung Gegenſtand der Logik geworden iſt.

Ein Princip, von welchem zugegeben wird, daß es uns in den Stand ſetze, (gleichviel unter welchen Vorausſetzungen) die Unwahrheiten als ſolche zu erkennen, muß offenbar auch ein Vermittler unſerer Ueberzeugung von der poſitiven Wahrheit werden. Dieſe Behauptung kann durch eine einfache und ungezwungene Ueberlegung beſtätigt werden. Giebt man uns nämlich ein Mittel, alle Unwahrheiten, Unvereinbarkeiten, Irrthümer, (oder wie man ſonſt die gegen den Satz des Widerſpruchs verſtoßenden Gedanken nennen mag) als Unwahrheiten u. ſ. w. zu erkennen, ſo ſetzt man uns hiermit in den Stand, auch zu entſcheiden, was poſitiv wahr ſei. Denn was brauchen wir mehr, als ein ſicheres Mittel, unſere Irrthümer als Irrthümer zu erkennen, um zugleich feſtſtellen zu können, was wahr ſei? Allerdings könnte man einwenden, daß alle im Verlauf des natürlichen Denkens concipirten Vorſtellungen zunächſt nur eine Art Vermuthung der Wahrheit für ſich haben, da ſie ja durch weitere Bethätigung des Denkens widerlegt werden können. Allein dieſe Ausſtellung iſt nur zum Theil berechtigt. Freilich werden Vorſtellungen häufig genug nur durch eine weiter getriebene Bethätigung des Verſtandes berichtigt. Wir brauchen nur an die großartigen Beiſpiele der Copernicaniſchen Vorſtellung und an die Verbeſſerungen der Begriffsfaſſung des Raumes durch Locke und Kant zu erinnern. Aber derartige Berichtigungen ſind eben nur Berichtigungen. Sie beſeitigen die urſprüngliche Vorſtellung nur zum Theil, indem ſie z. B. die Wahrnehmungsart der unmittelbaren Erſcheinungen als einen unwillkürlichen und nothwendigen Act unangefochten laſſen und ſich daher nur gegen

eine beſondere Beſtimmtheit des Denkens wenden. Die Behauptungen der reinen Geometrie ſind und bleiben wahr, gleichviel wie ſich der Gedanke von der Art von Wirklichkeit geſtalte, die dem räumlichen Vorſtellen zuzuſchreiben ſei. Nur ſobald zu den mathematiſchen Behauptungen noch die Vorſtellung hinzukommt, daß ſie auch abgeſehen von ihrer natürlichen Vorausſetzung (nämlich des Daſeins eines Syſtems räumlich und zeitlich beſtimmter Exiſtenzen und Vorgänge) Geltung haben ſollen, wird die Möglichkeit einer Widerlegung eröffnet. Indeſſen gelangt das behutſame Denken niemals zu einer ſolchen über die unmittelbare Vorſtellung hinausgehenden Einbildung. Es glaubt an Nichts als an ſeine eigenen Beſtimmungen und verbleibt unbefangen in ſeinem eigenen Rahmen. Doch auch abgeſehen von dieſer Unſchuld des natürlichen Denkens müſſen wir behaupten, daß gar nicht zu begreifen iſt, wie das Denken, außer inſofern es durch das unwillkürliche Spiel eines Vorſtellungsmechanismus getrieben wird, jemals zu der erwähnten Art Nebengedanken veranlaßt werden ſolle. Die Einſichten laſſen ſich rein abſcheiden, und nie braucht die Mathematik als ſolche irgend etwas über die metaphyſiſche Bedeutung ihrer Behauptungen zu lehren. Gerade weil wir im Stande ſind, poſitive Wahrheit zu erkennen, vermögen wir auch, das wirklich Gewußte von jeglichem Beiſatz fremdartiger Nebenvorſtellungen getrennt zu halten. Die nachkommenden Berichtigungen beziehen ſich mithin ſtets nur auf vereinzelte, wenn auch höchſt wichtige Beſtandtheile unſeres Vorſtellungsſyſtems.

Die Ueberzeugung von der Wahrheit der in das Gebiet des ſtrengen Wiſſens erhobenen Gedanken iſt keine Vorläufigkeit, die je eine Widerlegung zu gewärtigen hätte. Woher rührt nun aber die Einſicht in die poſitive Wahrheit des fraglichen Wiſſensbeſtandes? Offenbar aus derſelben Quelle, aus welcher die Unwahrheiten zunächſt unmittelbar und weiterhin durch mannichfaltige Vermittelungen als Unwahrheiten erkannt werden. Es iſt alſo das Princip der Identität des Identiſchen eng an dasjenige der Unvereinbarkeit des Widerſprechenden geknüpft. Man kann keine Vorſtellung von einer begrifflichen Unmöglichkeit haben, wo man nicht auch im Stande wäre, einen zugehörigen Inbegriff correſpondirender Möglichkeiten anzugeben. Es iſt daſſelbe Princip, welches zugleich für Wahrheit und Unwahrheit als Unterſcheidungsmittel dient. Doch wir müſſen uns noch ſorgfältiger ausdrücken. Es handelt ſich hier weniger darum, den Gegenſatz des Möglichen und des Unmöglichen, des Denkbaren und des Undenkbaren in ſeiner Differenz zu erkennen, als vielmehr poſitiv einzuſehen, was unmittelbar oder auf Grund vermittelnder Gedankenbewegung als möglich hervortrete. Dieſe Möglichkeit, welche der Unmöglichkeit entſpricht, iſt nun aber, in der gewöhnlichen logiſchen Sprache geredet, geradezu Nothwendigkeit. Doch dürfen wir nicht überſehen, daß alle Nothwendigkeit das, was ſie iſt, nur in Bezug auf eine Vorausſetzung iſt, und daß die Unmöglichkeit unter den allgemeinen Begriff der Nothwendigkeit fällt.

Ein uralter Satz behauptet, daß Gegentheile in daſſelbe Wiſſen fallen. Die Erkenntniß gegentheiliger Beſtimmungen ſoll einheitlich ſein, ſo daß, um gleich den für uns erheblichen Fall zu nennen, Wahrheit und Irrthum durch daſſelbe Erkenntnißmittel vorgeſtellt werden. Machen wir hiervon die nähere Anwendung. Das oberſte Princip der Logik muß Grund der Erkenntniß des Wahren wie des Falſchen werden. Derſelbe Verſtand, welcher die Wahrheit hervorbringt, muß auch die Unwahrheit erkennen laſſen, und zwar muß dieſer Umſtand in jeder beſonderen Gattung des Vorſtellens und Denkens ſtatthaben. Es wird alſo auch das Princip aller logiſchen Satzung und Kritik zwei Verrichtungen haben müſſen, die durch eine höhere Einheit verbunden werden. Dieſe übergreifende Einheit verräth ſich in der disjunctiven Form, d. h. in dem Satz vom ausgeſchloſſenen Dritten. Betrachten wir, ehe wir unſere materielle Erörterung wieder aufnehmen, zunächſt dieſe neue Geſtalt.

3) Disjunctive Form.

Wir können zwei Begriffsgebilde als durch einen allgemeinen Begriff übereinſtimmend vorſtellen. In dieſem Fall werden wir uns der Identität dieſes dritten Begriffs in beiden Gebilden bewußt. Es iſt derſelbe Begriff, den wir das eine Mal in dieſer, das andere Mal in einer anderen Verbindung vorſtellen. Die Formel für ein ſolches Identiſchſetzen würde $A = B$ ſein können. Das Gleichheitszeichen würde hier die Identität der auf beiden Seiten erheblichen Vorſtellungen bedeuten. Uebrigens könnte ſowohl A als auch B den identiſch wiederholten Begriff rein oder in Verbindung mit näheren Beſtimmungen enthalten. Es kommt einzig und allein darauf an, daß vorgeſtellt werde, wie derſelbe Begriff zweimal gedacht worden ſei.

In einer ähnlichen Weiſe, wie die Gleichheit, können wir auch die Ungleichheit der Begriffe in einer ganz allgemeinen Form vorſtellig machen. Wir wollen hier keine logiſche Symbolik treiben und verzichten daher auf die Aufſtellung eines Schemas. Doch läßt ſich auch ohne ein ſolches einſehen, wie die Nichtidentität der vermittelnde Begriff ſei, welcher dem der Identität in der Formel $A = B$ entſpricht. Hierbei iſt zu beachten, daß die Verſchiedenheit im beſonderen Fall ſtets vom Standpunkt eines beſtimmten Begriffs, in welchem die fraglichen Seitenbegriffe nicht übereinſtimmen, gedacht werde.

Die eben vollzogenen Aufſtellungen entſprechen der poſitiven und der negativen Function unſeres noch immer problematiſchen Fundamentalprincips. Was im Begriff einerlei iſt, als einerlei denken, und was im Begriff verſchieden iſt, als verſchieden denken: — das ſind die beiden Grundverrichtungen, in denen ſich das oberſte Princip der Logik bethätigt. Wir würden uns jedoch täuſchen, wenn wir glaubten, dieſe beiden Functionen wären in ihrer Abſonderung vermögend, zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit zu unterſcheiden. Nur dadurch, daß Poſitionen und Negationen in Etwas, was urſprünglich

und an ſich ſelbſt weder fertige poſitive noch fertige negative Einſicht iſt, ihren gemeinſamen Grund finden, wird ein Denken möglich, welches, indem es die Irrthümer ausſchließt, auch zugleich die poſitive Nothwendigkeit erkennt.

In der Disjunction eines Begriffs ſetzen wir denſelben einerſeits in ſeiner einfachen Form und andererſeits als einen Inbegriff beſonderer Vorſtellungen. Kegelſchnitt iſt der Begriff in ſeiner zwar nicht unbeſtimmten aber doch noch nicht entwickelten Allgemeinheit oder, wie wir eben ſagten, in ſeiner einfachen Form. Ein Kegel ſoll durch eine Ebene geſchnitten werden, oder es ſoll überhaupt das Verhältniß beſtimmt werden, welches eine Ebene zu einem Kegel haben kann. Dieſe Regel, die wir geſetzt haben, iſt der allgemeine unentwickelte Begriff. Die beſonderen Möglichkeiten, die ſich bei der Entwickelung, d. h. bei der Geltendmachung dieſer Regel ergeben, ſind die Glieder der Disjunction. Punkt, ein Syſtem von zwei geraden Linien, Hyperbel, Parabel, Ellipſe und Kreis ſind die beſonderen Geſtaltungen, welche die in dem allgemeinen Begriff des Kegelſchnitts enthaltenen Möglichkeiten erſchöpfen. Man kann mithin den Begriff in der einfachen Form dem Begriff in der entwickelten Form gleichſetzen, d. h. man kann ſich vorſtellen, daß derſelbe Begriff das eine wie das andere Mal gedacht werde. Der Gedanke dieſer Identität bildet nun in einem weit höheren Grade als die übrigen Figuren des Gleichſetzens das logiſche Bindemittel in der Hervorbringung der Einſichten.

Wenn wir ſagen, ein fragliches Gebilde ſei entweder Ellipſe oder Nichtellipſe, ſo berufen wir uns hierdurch auf das Princip vom ausgeſchloſſenen Dritten. Es wird nun weſentlich darauf ankommen, ob wir das Nicht-A in ſeiner höchſten Allgemeinheit oder aus dem Geſichtspunkt eines die Möglichkeiten beſchränkenden Begriffs verſtehen. In letzterem Falle haben wir eine mehr oder minder beſtimmte Disjunction vor Augen; in erſterem laſſen wir die ganze Möglichkeit des Denkens überhaupt offen. Die Unbegrenztheit von Conceptionen, deren das Denken fähig ſein möchte, mit der einzigen Ausnahme des in ſeiner völligen Beſtimmtheit vorliegenden Begriffes A, fällt unter den Gedanken des Nicht-A. Dies iſt die Bedeutung der Grundform aller erſchöpfenden Zweitheilungen. Folgten die Logiker den Conſequenzen ihres Sprachgebrauchs, ſo müßten ſie von einer unendlichen oder unbeſtimmten Dichotomie ganz in derſelben Weiſe wie von dem unendlichen oder unbeſtimmten Urtheil (A iſt Nicht-B) reden.

Streng genommen ſollte man die Entgegenſetzung von A und Nicht-A gar nicht Eintheilung, ſondern nur allgemeine Form zu möglichen Eintheilungen nennen. Denn dieſes Schema bezieht ſich auf ein unbegrenztes Gebiet, nämlich auf den Inbegriff der ſämmtlichen als möglich gedachten Denkbeſtimmungen. Nun iſt dieſer Inbegriff eine Unendlichkeit wie andere logiſche Unendlichkeiten. Er kann daher zutreffend nur durch den Begriff des einheitlichen Grundes der Möglichkeit der unbegrenzten Gedankenhervorbringungen gedacht werden. Eine andere Vorſtellungsart würde den Schein mit ſich bringen, als ließe ſich die ſchrankenloſe Möglichkeit jemals als verwirklicht denken.

Der wesentliche Unterschied zwischen der unendlichen und der endlichen Dichotomie beruht daher nicht auf quantitativer Verschiedenheit, sondern auf einem begrifflichen Sprung. Die reine Form der ausschließenden Alternative bezieht sich in dem einen Fall auf den Grund alles Denkens, während sie in dem andern Fall bereits die mehr oder minder weite, jedenfalls aber in absehbare Grenzen eingeschlossene Sphäre des der Eintheilung zu Grunde liegenden Begriffes vor Augen hat. Die beiden fraglichen Fälle verhalten sich wie Unendliches zu Endlichem. Auf der einen Seite haben wir das Gesetz oder den inneren Grund, aus welchem mannichfaltige Sphärenbestimmungen möglich sind; auf der anderen Seite haben wir regelmäßig eine einzelne Begrenztheit, die eben weil sie Begrenztheit ist, auch eine bestimmte Vorstellung des innerhalb ihres Rahmens Möglichen zuläßt. Von quantitativen Unterschieden, d. h. von einem Mehr und Minder der Allgemeinheit kann stets erst die Rede sein, wo ein bestimmter, für die Eintheilung maßgebender Begriff vorliegt. Das wirkliche Denken bewegt sich stets in wenigstens stillschweigend als übersehbar vorgestellten Eintheilungen. Das Schema der unendlichen Dichotomie ist so zu sagen eine Formel des logischen Calcüls; sie erwartet stets eine nähere Bestimmung und erfährt dieselbe auch regelmäßig schon durch die Beachtung des Zusammenhanges, in welchem sie gebraucht wird. Wenn wir in der Analyse der Wahrscheinlichkeiten A und Nicht-A, also etwa einen Naturvorgang und dessen contradictorisches Gegentheil vorstellen, so haben wir nur wenig Aufmerksamkeit nöthig, um zu bemerken, daß es sich in einem solchen Fall um eine bestimmter gestaltete Eintheilung, nicht aber um die bloße Form der unendlichen Dichotomie handele. Jedoch würde es ein Verstoß gegen die Reinheit und Strenge der Gedankenhaltung sein, wenn man überhaupt leugnen wollte, daß mit jener Form als solcher, d. h. abgesehen von einer endlichen Gestaltung derselben, operirt werden könne. Man hat eine sehr unwürdige Vorstellung vom logischen Formalismus, wenn man ihm die Bedeutsamkeit für den Gedankengang abspricht. Schon die Erinnerung an die imaginären Vermittelungen der mathematischen Gedankenverkettung sollte den stutzig machen, der im Begriff steht, die reinen und unanschaulichen Formen des Denkens oder die concipirenden Functionen, die jenseit aller bestimmten Begriffe liegen, gering zu achten. Auch wir werden nur dadurch, daß wir uns so zu sagen mit dem jenseits des Gedankens, d. h. mit der die bestimmten Gedankengestalten erzeugenden Thätigkeit beschäftigen, in den Stand gesetzt, die Gründe von bestimmten Bejahungen und Verneinungen von diesen Bejahungen und Verneinungen selbst zu unterscheiden, und so dem Princip vom ausgeschlossenen Dritten seine wahre Bedeutung beizulegen.

Der einheitliche Grund, durch welchen Bejahungen und Verneinungen überhaupt erst möglich werden, liegt jenseit, oder besser gesagt, diesseit aller bestimmten Gedankenerzeugnisse. Er ist es daher auch, der den eigentlichen Gehalt unseres Fundamentalprincips in angemessener Weise vorstellt. Die scheinbare Leerheit des Princips be-

zieht ſich nur auf den Mangel einer fertigen beſonderen Vorſtellung. Das Denken als Thätigkeit und geſtaltende Bewegung muß von dem hervorbringenden Grunde unterſchieden werden, durch welchen die beſonderen Gedankenbeſtimmungen möglich gemacht werden. Wie man die Bewegungserſcheinung (im räumlichen Sinne des Wortes) von der bewegenden Kraft unterſcheiden muß, ebenſo muß man auch die Schranken, welche dieſſeit des Gedankenſpieles in Bedingungen liegen, die ſelbſt noch nicht Gedanken ſind, in einer anderen Weiſe vorſtellen, als etwa diejenigen Vorausſetzungen, die in beſtimmten Axiomen formulirbar ſind. Der begriffliche Sprung von der Vorſtellung einer geringeren oder größeren, übrigens aber unbeſchränkten Anzahl Dichotomien zu dem einheitlichen Grunde aller dieſer Möglichkeiten muß vollzogen werden, damit man zu der natürlichen Form des Geſetzes gelange, welches alles eintheilende Denken beherrſcht.

Der unendlichen Dichotomie entſpricht ein innerer und nicht mit den beſonderen Erſcheinungen des Denkens zu verwechſelnder Grund, und dieſer Grund iſt das Princip, um welches es ſich hier handelt. Wo wir bejahen oder verneinen wollen, werden wir in gewiſſen Gedankencombinationen eine Hemmung erfahren, in anderen dagegen die Vereinbarkeit der fraglichen Zuſammenſetzungen erkennen. Ja wir müſſen uns noch genauer ausdrücken. Wir werden an gewiſſen begrifflichen Vereinigungen von vornherein gehindert werden, ſo daß wir gar nicht dazu gelangen können, das Abſurde als verwirklicht vorzuſtellen. In anderen Syntheſen werden wir nicht nur unbehindert bleiben, ſondern ſogar von vornherein die Möglichkeit der fraglichen Vereinigungen abſehen können. Der Inbegriff von Bedingungen, durch welche das Denken beſtimmt wird, hier eine Uebereinſtimmung und dort eine Ausſchließung, in dem einen Falle eine Vereinigung in einem identiſchen Begriff, in dem anderen Fall eine Trennung als gegeben vorzuſtellen, — dieſer Inbegriff von Bedingungen findet ſeinen einfachſten Ausdruck in der disjunctiven Form des Identitätsprincips. Man ſieht hieraus, daß ein Princip (im Unterſchiede von einem beſonderen axiomatiſchen Satze gedacht) nicht eigentlich ein Gedanke, ſondern geradezu die einer Gedankenentwickelung zu Grunde liegende Triebkraft iſt.

Wenn wir unmittelbar erkennen, was unmöglich ſei, ſo entſprechen der dann fraglichen Unmöglichkeitsvorſtellung regelmäßig ein oder mehrere poſitive Möglichkeitsbegriffe. Die Undenkbarkeit zeigt ſich nur in Anknüpfung an gewiſſe Denkbarkeiten; die Unvereinbarkeit tritt nur hervor, wo neben derſelben correſpondirende Vereinbarkeiten beſtehen. Dieſe Umſtände ſind der Grund, warum wir die poſitive und die negative Function des Identitätsprincips als in inniger Verbindung begriffen betrachten müſſen. Nun giebt es keine Form oder logiſche Function, welche mehr als die Disjunction an die übergreifende poſitive Einheit erinnerte, durch welche die ſich ausſchließenden Möglichkeiten (die Glieder der Disjunction) in der einen Hinſicht verbunden und in der anderen getrennt gehalten werden. Der Satz, daß es zwiſchen einfacher Bejahung und entſprechender einfacher Verneinung

kein Drittes gebe, iſt mithin ein Motiv aller Gedankengeſtaltung und dient ſowohl zur Poſition als auch zur rein negativen Kritik. Nie wäre eine Erkenntniß der Unwahrheit möglich, wenn ſie ſich nicht gleichſam von dem Grunde der wahren Vorſtellungen abhöbe. Die Einſicht in die Nothwendigkeit der Affirmationen und der Negationen entſpringt aus einem und demſelben Princip, welches ſelbſt weder beſtimmte Bejahung noch beſtimmte Verneinung, ſondern der Grund der Möglichkeit alles Bejahens und Verneinens iſt. Inſofern dieſer Grund im Denken, nicht aber in der außerhalb der Denkformen gelegenen Quelle der Vorſtellungen wurzelt, entſpricht er dem formalen Princip der Identität. Was möglich und was nicht möglich ſei, ſtellen wir durch ein und daſſelbe Vermögen der Unterſcheidung und Eintheilung feſt. Kein Wunder alſo, daß die allgemeinſte Figur, die allen erſchöpfenden Eintheilungen ihr Daſein giebt, alle Negativitäten als durch ein gemeinſames poſitives Band verknüpft vorſtellig macht, und daß die disjunctive Geſtalt des Identitätsprincips die beiden anderen Geſtalten deſſelben vorausſetzt und einſchließt. Wir haben auch in der dichotomiſchen Disjunction ſowohl Einſchließung als Ausſchließung, nämlich Einſchließung durch den höheren Begriff und Ausſchließung durch die beſonderen Unterſcheidungen. Die unendliche Dichotomie macht den einheitlichen Grund alles Denkens in der beſonderen Geſtaltung deſſelben zu beſtimmten Bejahungen und Verneinungen geltend.

Kehren wir nun, nachdem wir die poſitive und die negative Function, ſowie die disjunctive Form des Identitätsprincips erörtert haben, zu den Erläuterungen deſſelben aus dem wiſſenſchaftlichen Gebrauch zurück, und betrachten wir aus dieſem Geſichtspunkt noch die Feſtſtellung der begrifflichen Identitäten.

4) Feſtſtellungen der begrifflichen Identitäten.

Schon ein gewiſſes Sprachgefühl verräth uns, daß Identität oder Einerleiheit kein Gegenſatz zu Widerſpruch ſei. Dem Widerſpruch ſteht die Einſtimmung entgegen, und wenn auch alle Uebereinſtimmung nur durch Vermittelung eines zwei fraglichen Vorſtellungen gemeinſamen identiſchen Begriffs gedacht wird, ſo iſt doch zwiſchen dem Gedanken der bloßen Identität und zwiſchen dem Gedanken der wahrheitlichen Einſtimmung noch immer ein erheblicher Unterſchied. Identität ſteht in einem natürlichen Gegenſatz zu Diverſität, und wenn ſich auch an jede Verſchiedenheit der Begriffe die Vorſtellung der Unvereinbarkeit derſelben in dem Begriff der Identität knüpft, und es daher ein Widerſpruch ſein würde, ſie als identiſch zu denken, ſo macht dieſe Beziehung von Verſchiedenheit und Widerſpruch doch noch keine Deckung dieſer Conceptionen aus. Wir ſind daher genöthigt, den Begriff des Widerſpruchs darein zu ſetzen, daß das Identiſche als nichtidentiſch und umgekehrt das Nichtidentiſche als identiſch vorgeſtellt werde. Wenn wir das, was verſchieden iſt, als einerlei

denken, ſo confundiren wir die Begriffe und verſtoßen auf dieſe Weiſe gegen das Princip der Identiſchſetzung des Identiſchen. Denn das Verſchiedene als verſchieden denken, heißt ja eben auch die Identität des Begriffs der Verſchiedenheit feſthalten.

Alles ſtrenge Denken beruht auf der Feſthaltung der Identität der Begriffe, d. h. es wird nur dann ſcharf gedacht, wenn der Begriff, der in einem früheren Gedankenacte thätig war, in einem ſpäteren als derſelbe (als identiſch) wiedererkannt wird. Dieſe Wiedererkennung iſt das, was Kant mit der ſogenannten „Recognition im Begriff" meinte. Die nächſte Frage muß nun hier ſein, wie man es anzufangen habe, Identitäten als ſolche feſtzuſtellen. Wenn wir ſagen „Identitäten", ſo meinen wir natürlich auch Diverſitäten. Denn letztere als ſolche erkennen, heißt ja auch, dem Begriff der Verſchiedenheit treu bleiben. Man ſetze daher ſtets voraus, daß, wo wir jetzt von Feſtſtellung der Identitäten reden werden, die Vorſtellung von der Wiedererkennung Deſſelben als Deſſelben in einem allgemeinen und indifferenten Sinne gemeint ſei.

Ehe wir über die Feſtſtellungsart der Identitäten nähere Rechenſchaft ablegen, müſſen wir jedoch noch einen Seitenblick auf die Beziehungen werfen, in welchen unſere Aufgabe zu dem Wahrheitsbegriff ſteht. Die gewöhnliche Beſtimmung des Wahrheitsbegriffs, der zufolge Wahrheit die Uebereinſtimmung der Vorſtellung mit dem Gegenſtande iſt, reicht, gehörig verſtanden, nicht nur überall aus, ſondern iſt auch gerade für unſeren Zweck ganz beſonders brauchbar. Unwahr iſt jedenfalls, was ſich widerſpricht; wahr iſt mithin, was übereinſtimmt. Nun erkennt man freilich logiſche Einſtimmung und Widerſtreit erſt im Laufe der Gedankenentwickelung. Das kritiſche Princip für Wahrheit und Unwahrheit ſcheint alſo von vornherein keine Sicherheit zu gewähren und keine Bürgſchaften zu bieten, daß Etwas, was bis jetzt noch als Möglichkeit vorgeſtellt wird, ſich nicht ſpäterhin als Unmöglichkeit herausſtelle. Der Mangel des Widerſpruchs iſt noch keine Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande. Wir müſſen gewiß ſein, daß im Gegenſtande kein Element enthalten ſei, welches unſere jeweiligen Vorſtellungen umgeſtalten könnte. Sonſt giebt es gar keine abſchließende Wahrheit. Wir haben mithin das Gegentheil des Widerſpruchs noch näher zu beſtimmen, als wir bisher gethan haben. Einſtimmung oder Vereinbarkeit kann aus einem ganz allgemeinen Geſichtspunkt ſtatthaben, und gerade in dieſem Fall wird die weitere Gedankenentwicklung den Widerſpruch hervortreten laſſen. Im Eingange der indirecten Beweiſe ſetzen wir jede der einander ausſchließenden Möglichkeiten als vorläufig denkbar, und aus dem Standpunkt des ganz abſtracten Denkens (welches ſich dem Wegfall des Denkens überhaupt, d. h. der Gedankenloſigkeit nähert) iſt vorläufig Alles möglich. Eine ſolche allgemeine Denkbarkeit iſt nun aber weit entfernt, uns darüber zu belehren, was poſitiv wahr ſei. Freilich wird Alles, was ſelbſt dieſer allgemeinen Denkbarkeit und ihren ganz abſtracten Formen widerſpricht, unwahr ſein. Indeſſen haben wir vor dem Anfange des Gedankens noch gar keine Beſchränkung

der Möglichkeiten, und gewinnen das Maß des Möglichen erſt ſtufenweiſe. Unwahrheit tritt alſo erſt bei irgend einer Beſtimmtheit der Gedankengeſtaltung hervor. Nun fragt es ſich, durch welches Mittel wir über bloße Möglichkeiten hinaus und ſo zu dem Begriff der abgeſchloſſenen oder unverrückbaren Wahrheit gelangen. Dieſes Ziel kann, wie ſchon oben angedeutet worden iſt, offenbar nur auf dem Wege der Erſchöpfung der Möglichkeiten erreicht werden. Der Gegenſtand, mit welchem unſere Vorſtellungen übereinſtimmen ſollen, iſt ſelbſt eine Quelle von Gedanken. Die Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande bedeutet daher, daß unſere Begriffe gerade das enthalten, was in Beziehung auf die unendliche Beſtimmbarkeit unſeres Denkens aus dem Gegenſtande jemals hervorgehen kann. Der Umſtand alſo, daß vom Standpunkte des Denkens überhaupt oder eines beſtimmten Begriffs der Inbegriff aller Möglichkeit in Grenzen eingeſchloſſen, d. h. durch allgemeine Beſtimmungen beherrſcht werden kann, iſt der Grund der Möglichkeit abſchließender und unverrückbarer Wahrheit. Eine unerläßliche Vorbedingung der Wahrheit eines Satzes iſt die Vereinbarkeit der in demſelben enthaltenen Begriffe; der vollſtändige Grund der Einſicht in die Wahrheit wird jedoch erſt durch das Bewußtſein vermittelt, daß der Gegenſtand Nichts enthalte, was in der weiteren Gedankenentwickelung jene Vereinbarkeit aufheben könnte. Die Einſicht in die poſitive Wahrheit ſetzt mithin ein Princip voraus, welches uns für irgend eine Art Erſchöpfung der Möglichkeiten bürgt. Dieſes Princip iſt nun der Satz vom ausgeſchloſſenen Dritten. Man weiß, daß man, indem man dieſen Satz zur Anwendung bringt, mit dem ganzen Inbegriff oder mit dem ganzen Grunde aller Möglichkeiten der Gedankengeſtaltung operirt; man weiß, daß hierbei der Verſtand überhaupt (und dies iſt in unſerem Fall der Gegenſtand, mit dem die beſonderen Satzungen übereinzuſtimmen haben) zu voller Geltung gelangt; man weiß, daß dieſer Verſtand das Identiſche iſt, auf welches ſich die beſonderen Beſtimmungen zu beziehen haben. Das Widerſprechende iſt unmöglich; das Vereinbare iſt einfach möglich; der Gegenſatz des Widerſpruchs iſt aber erſt die Nothwendigkeit. Aus dieſer Nebeneinanderſtellung erſehen wir, daß der Wahrheitsbegriff nur in einem beſonderen Fall (nämlich wenn es ſich um begriffliche, mathematiſche oder empiriſche Nothwendigkeiten handelt) mit dem äußerſten Gegentheil des Widerſpruchs zuſammenfällt. Zwiſchen Unmöglichkeit und Nothwendigkeit (mit den Kennzeichen des Widerſpruchs und der unendlichen Uebereinſtimmung) liegt noch die blos thatſächliche Zuſammenſtimmung. Gerade aber letztere fällt auch unter den Begriff der Wahrheit. Auch braucht der Mangel der thatſächlichen Uebereinſtimmung kein Widerſpruch der Gedanken an ſich ſelbſt zu ſein. Alles kommt mithin auf die Beſchaffenheit des vermittelnden Begriffes an, durch welchen die Uebereinſtimmung unſerer Vorſtellungen mit den maßgebenden Gegenſtänden (den inneren oder äußeren Quellen der Begriffsgeſtaltung) gedacht wird. Dieſer vermittelnde Begriff iſt der Leitfaden unſerer Entſcheidungen. Man frage daher bei jeder Behauptung einer Uebereinſtimmung, nach Maßgabe welches Begriffes

dieſelbe ſtatthaben ſolle. Iſt es der reine Begriff der Identität zweier Vorſtellungen, ſo kann über den Sinn von Wahrheit und Unwahrheit in dieſem Falle kein Zweifel obwalten. Das Identiſche als identiſch denken, wird hier das Kennzeichen der Wahrheit ſein.

Wir ſagten, daß es auf den vermittelnden Begriff in der Beziehung der Vorſtellungen auf einander ankomme. In der That beziehen wir Gedanken ſtets nur wiederum auf Gedanken, ſo daß die Gegenſtände nur als verſchiedene außer dem Denken liegende Gründe der Gedankenhervorbringung gelten können. Der Begriff des Seins überhaupt ſteht mithin über der Beziehung der Gedankenerſcheinungen zu ihrem ſubjectiven oder objectiven Grunde. Er iſt mithin der allgemeinſte Begriff, durch welchen die Einheit der Erkenntniß hervorgebracht wird. Das Bewußtſein, d. h. die Gedankenerſcheinungen bilden eine beſondere Art des Seins, welche nur in dem Begriff eines Grundes dieſer Erſcheinungen mit dem unbewußten Sein zuſammenfällt. Denn der Grund des Denkens iſt gar keine Bewußtſeinsbeſtimmung, ſondern liegt dieſſeit alles Bewußtſeins. Nur in dem jedes beſtimmten Gedankens baaren Begriffs des Seins überhaupt läßt ſich das Syſtem der Dinge und Vorgänge einheitlich erfaſſen. Dieſe einheitliche Erfaſſung iſt aber keine Confuſion des Unterſchiedes zwiſchen Denken und Sein. Im Gegentheil wird gerade auf dem Grunde dieſer einheitlichen Vorſtellung die Diverſität entſchieden hervortreten.

Die erſte Identität, um deren Feſtſtellung oder Abweiſung es ſich handeln muß, wird nach dem Vorangehenden die des Seins und des Denkens werden. Halten wir daran feſt, daß es der vermittelnde Begriff in einem Satze oder überhaupt in der ſchematiſchen Form aller Sätze iſt, was wir zum Leitfaden unſerer Unterſuchung zu machen haben. Wenn wir ſagen: „Denken iſt Sein", ſo meinen wir die Identität beider Begriffe in einem dritten Begriff, der hier durch die grammatiſche Copula angedeutet wird. Gleichviel nun aber, ob das logiſche Band auch durch eine beſondere ſprachliche Abſonderung hervorgehoben werde, oder ob es in einem ungegliederten Ausdruck enthalten ſei, es wird ſtets dem allgemeinen Begriff des Seins überhaupt entſprechen. Dieſer Begriff iſt nun aber ſo allgemein, daß er allen Conceptionen gemeinſam iſt. Von dem Standpunkte dieſes Begriffs iſt gar keine Verſchiedenheit denkbar; denn die Seiten eines jeden Unterſchiedes laſſen ſich aus dem Geſichtspunkt jenes Begriffes gleichſetzen.

Der Begriff des Seins überhaupt iſt ſtillſchweigender Vermittler alles Denkens. Die Identität dieſer unendlich abſtracten Conception (die eigentlich keine einzelne Conception, ſondern nur eine Form dieſſeit aller beſtimmten Vermittelungsvorſtellungen iſt) bedarf keiner beſonderen Feſtſtellung; denn inſofern alles Denken auf einen einheitlichen Mittelpunkt bezogen wird, iſt die Identität des alle Gedanken vermittelnden ſubjectiven Bandes bereits durch die vereinigende Thätigkeit des Denkens ſelbſt gegeben. Wenn überhaupt ein Denken ſtatthaben ſoll, ſo müſſen in dem Begriff des einheitlichen Seins alle beſonderen Denkbeſtimmungen übereinkommen. Die Identität des

Seins überhaupt in allen beſonderen Gedankengeſtalten ſteht daher von vornherein feſt, d. h. ſie braucht nicht erſt durch eine beſondere Gedankenentwickelung ausgemacht zu werden. Ja ſie kann dies nicht einmal, denn ſie muß vor dem Anfang aller beſtimmteren Gedankenerzeugung bereits feſtſtehen.

Aus den eben angeſtellten Ueberlegungen folgt, daß im Gedanken des bloßen Seins keine Verſchiedenheit angetroffen werden könne. Denn wäre Letzteres der Fall, ſo würden die Seiten des Unterſchiedes in einem höheren Begriff und zwar jedenfalls in dem Begriff des Seins überhaupt vereinigt werden können, und wir würden auf dieſe Weiſe zwei Begriffe vom bloßen Sein erhalten. Es giebt mithin kein Mittel, aus dem Begriff des reinen Seins, der ſich identiſch in allen Gedanken wiederholt, auch nur das Geringſte zu entwickeln; aber wohl iſt die Feſthaltung der Identität dieſes Begriffes das Vehikel alles Verſtandesgebrauchs.

Wie überhaupt kein Unterſchied in dem Begriff des bloßen Seins gedacht wird, ſo hat auch die Verneinung mit dieſem Begriff Nichts zu ſchaffen. Von einem Nichtſein als dem Gegenſatze des Seins kann man erſt in Beziehung auf ein beſtimmteres Sein reden. In dem Begriff des Seins überhaupt iſt noch gar keine Verneinung gedacht. Uebrigens verſteht es ſich, daß wir hier ſein und nicht ſein nicht verdinglichen, vielmehr nur als reine Formen gedanklicher Satzungen gelten laſſen dürfen.

Gehen wir jetzt von den Identitäten, die aus dem Geſichtspunkt des bloßen Seins folgen, zu ſolchen Identitäten über, die ſich auf beſtimmtere Begriffe beziehen. Hier kann eine Feſtſtellung, d. h. ein beſonderer Nachweis der Uebereinſtimmung nöthig werden. Das Princip der Identität des Ununterſcheidbaren iſt, ſo weit es aufrecht erhalten werden kann, Nichts weiter als die Behauptung der Identität des Identiſchen. Der Nebengedanke, daß die zeitliche und räumliche Vielfachheit die rein begriffliche Identität nicht berühre, geht uns hier nicht an. Ein Begriffsgebilde, welches in ſeinen einzelnen Beſtandtheilen von einem andern Begriffsgebilde gar nicht abweicht, iſt mit dieſem daſſelbe. Dieſer Satz behauptet eigentlich nur, daß einerlei ſei, was nicht verſchieden ſei. Man muß daher an die beſonderen Thätigkeitsacte des Unterſcheidungsvermögens, d. h. an die Vergleichung der einzelnen Beſtandtheile der Begriffsgebilde denken, um in jenem Princip etwas mehr zu finden als eine ſimple Behauptung der Identität des Identiſchen. Sehen wir nun aber von dem falſchen Nebengedanken, der die urſprüngliche Aufſtellung des Princips der Identität des Ununterſcheidbaren begleitete, hier gänzlich ab, ſo können wir daſſelbe in der That als Schema zur Feſtſtellung der begrifflichen Identitäten verwerthen.

Sobald die Begriffsgebilde complexerer Natur ſind, bedarf es einer geregelten Unterſuchung ihrer Beſtandtheile und deren Vereinigungsart. Läßt ſich nun kein Unterſchied auffinden, und iſt man außerdem gewiß, daß man alle Möglichkeit des Unterſcheidens in dem gerade fraglichen Falle erſchöpft habe, ſo iſt die Identität der gege-

benen Conceptionen festgestellt. Doch muß hier gleich angemerkt werden, daß sich die Identitäten zunächst immer nur auf bestimmte Begriffe als solche, nicht aber unmittelbar auf Dinge beziehen können.

Die Erkenntniß der begrifflichen Identitäten tritt besonders deutlich in den directen Beweisen hervor. Ein jeder solcher Beweis geht von der einfachen Vorstellung des gerade fraglichen Satzes aus und schaltet in derselben eine Anzahl Zwischenglieder ein. Die schließliche Vorstellung ist eben jener einfache Begriff, der sich jedoch nun als Ergebniß einer Zusammensetzung vermittelnder Einsichten darstellt. Was in der anfänglichen, wie in der schließlichen Vorstellung identisch sein muß, ist der fragliche Satz selbst; was sich geändert hat, ist nur die Verbindungsart der in jenem Satz auf einander bezogenen Begriffe. Das eine Mal ist der verbindende Begriff eine einfache thatsächliche Vorstellung; das andere Mal ist er der Gedanke einer Reihe einfacher Gewißheiten, die mit einander in nothwendiger Verknüpfung stehen.

Bei Problemen bildet der der Aufgabe oder Fragestellung zu Grunde liegende Begriff den Ausgangspunkt für die erste Kritik der Lösung. Sehr häufig wird man jedoch finden, daß den Fragestellungen selbst keine oder wenigstens nicht gehörig deutliche Begriffe zu Grunde liegen. In solchen Fällen ist die Feststellung der Identität des Begriffs in der Antwort mit dem Begriff in der Frage oder Aufgabe offenbar unthunlich. Man hat dann gar keinen Anhaltspunkt, um über Widerspruch oder Einstimmung zu entscheiden. Man muß alsdann die Kritik gegen die Fragestellung oder Problemfassung selbst richten. Man muß sich einen bestimmten Begriff noch erst schaffen, um an dem Maß desselben den der Antwort oder Lösung zu Grunde liegenden Begriff auf dessen Identität zu prüfen. Wäre auch der zweite Begriff dunkel und unklar gefaßt, so würde man nur mit eigenen Unterschiebungen operiren, abgesehen hiervon aber gar nicht urtheilen sondern nur die Begriffsfassungen selbst verurtheilen können.

Das Bewußtsein der begrifflichen Identitäten ist die Voraussetzung alles strengen Denkens. Von Wahrheit und Unwahrheit kann gar nicht die Rede sein, wo sich nicht ein identischer Begriff durch eine Mehrheit von Vorstellungen hindurchzieht. Der Satz der Identität, demzufolge die Begriffe sich selbst gleich sind, setzt die Möglichkeit eines von vornherein vorhandenen Bewußtseins, oder aber einer Feststellung der Identitäten voraus. Der Gedanke, daß der Verstand als solcher durchgängig derselbe sei, ist eine von vornherein gemachte und unausweichliche Annahme. Es würde auf den Verstand verzichten heißen, wenn man die Identität seiner allgemeinen Constitution in allem Denken leugnen wollte. Diese Identität bedarf daher keiner besonderen Feststellung, sondern ist eine maßgebende Voraussetzung, welche bereits in dem reinen Begriff des Denkens selbst enthalten ist.

Die Feststellung der Identität der empirischen Begriffe ist eigenthümlicher Art, und werden wir dieselbe im vierten Capitel ausführlich erörtern. Hier sei nur bemerkt, daß die Vereinigung verschiedener Gedanken in einem als Ding gedachten Gegenstande stets den Nach-

weis der Existenz eines solchen Dinges voraussetzt, und daß hierbei stets eine gewisse Zeitdauer in Betracht zu ziehen sein wird. Wir werden regelmäßig zu untersuchen haben, in welchen Zeitgrenzen eine empirische Dinglichkeit überhaupt vorhanden ist, und wir werden uns zu hüten haben, aus dem bloßen von vornherein feststehenden Begriff eines Grundes der Vorstellungen ohne Weiteres ein Ding zu machen.

Unsere Andeutungen über die Feststellung der Identitäten wird hoffentlich genügen, einen vorläufigen Einblick in das Wesen des Identitätsprincips zu gewähren. Es bleibt uns nun noch übrig, kurz darauf hinzuweisen, wie die erheblichste Function des Princips in der Hervorbringung der Nothwendigkeit besteht.

5) Vermittelung der Nothwendigkeit.

Das Widersprechende kann nicht sein. Dieser Satz drückt eine Unmöglichkeit aus, und die Unmöglichkeit ist in einem weiterem Sinn Nothwendigkeit. Hat unser Princip eine positive Function, d. h. dient es nicht blos zur negativen Kritik, so muß es nothwendige Satzungen vermitteln.

Es ist des Nachdenkens werth, daß man die Nothwendigkeit in verneinender Form definiren muß. Nothwendig ist, was sich nicht anders verhalten kann. In dieser Formel sind zwei Verneinungen enthalten, deren eine in dem Wörtchen „anders" verborgen ist. Hiernach würde man behaupten dürfen, daß die Nothwendigkeit in hindernden Unmöglichkeiten ihren Grund habe. Ich muß eine Vorstellung gerade auf diese Weise gestalten, weil ich an einer anderen Conceptionsart durch die Natur des Denkens thatsächlich gehindert werde. In der Nothwendigkeit liegt der Begriff des Zwanges oder der Nöthigung, so und nicht anders vorzustellen. Eine Nöthigung, welche diesseit aller besonderen Gedankenerzeugung ihren Grund hat, und welche sich daher auf die Entwickelung möglicher Grundformen des Denkens selbst bezieht, wird von letzter Instanz sein. Nun ist das Princip des ausgeschlossenen Dritten in der That die in letzter Instanz maßgebende Form der weiteren Möglichkeiten des Denkens. Gerade aber von diesem Princip haben wir bereits erwiesen, daß es nicht einseitig verneinender Natur ist. Die disjunctive Form bringt sowohl Einschließung als Ausschließung, sowohl Satzung als Hinderung an gewissen Satzungen mit sich. Wir brauchen diese beiden Bestandtheile, die sich in der logischen Function des Disjungirens finden, nur gehörig zu formuliren, um sogleich einzusehen, daß unser Fundamentalprincip Vermittelungsform der positiven Nothwendigkeiten sei.

Es ist unmöglich, daß von den beiden Gliedern der unendlichen Dichotomie beide wahr seien. Es ist nothwendig, daß von diesen beiden Gliedern das eine wahr sei. Diese Formeln lassen erkennen, wie sich die positive Nothwendigkeit von der Unmöglichkeit unterscheidet. Es ist ein einheitlicher Act, welcher in der Satzung zur Einhaltung

von Schranken nöthigt. Es ist mithin richtig, daß der Begriff der Nothwendigkeit, der übrigens stets auf irgend welche ausdrückliche oder stillschweigende Voraussetzung bezogen werden muß, ein negatives Element enthält. Dennoch wird Niemand, der die Begriffe scharf zu unterscheiden gelernt hat, den Unterschied zwischen Unmöglichkeit und positiver Nothwendigkeit verkennen. So ist es denn keine Ueberflüssigkeit, daß wir auf das Princip der Identität auch als auf den Vermittler der Einsichten in die positiven Nothwendigkeiten hingewiesen haben.

Unsere weiteren Betrachtungen werden lehren, welche erhebliche Rolle unser Princip in den Anwendungen spielt.

Drittes Capitel.

Voraussetzungen der Anwendbarkeit.

Die Anwendung in der Gedankenbewegung verschiedener Wissenschaften sollte uns über den Sinn unseres Princips belehren. In der That haben wir erkannt, daß kein rein logisches und rein mathematisches Raisonnement ohne Dazwischenkunft des Identitätsprincips von Statten geht. Die Wiedererkennung des allgemeinen Begriffs in der besondern Gestaltung desselben ist der Hauptfactor aller Gedankenverbindung. Wenn ich behaupte, daß die Summe zweier Zahlen eine gewisse dritte Zahl sei, so liegt hierin die Setzung einer Identität und zwar von zwei nicht in jeder Beziehung gleichen Begriffsgebilden. Der Begriff der Summe ist einfach der der Vereinigung von Einheiten oder Größen. In unserm Falle sind uns die Einheiten in zwei Abtheilungen oder Gruppen gegeben, und es kommt darauf an, von dieser Sonderung abzusehen, und eine einzige Anzahl als Anzeiger der vorhandenen Menge vorzustellen. Was denke ich nun eigentlich, wenn ich die Vorstellung hege, daß Fünf und Sieben zusammengenommen Zwölf ausmachen? Die Beantwortung dieser anscheinend simplen Frage ist von großer Erheblichkeit für die Bedeutung unseres Princips. Kant behauptete, daß jene Gleichsetzung kein Urtheil aus dem Begriff und keine Folge des Identitätsprincips sei.

Allerdings läßt sich aus dem Begriff der Summirung Nichts entwickeln. Vereinigung von Einheiten zu der Gesammtvorstellung einer Vielheit derselben ist eine Thätigkeit, deren Begriff an sich selbst eben weiter Nichts enthält als die Vorstellung dieser Thätigkeit. In rein begrifflichem Sinne habe ich mithin summirt, sobald ich nur in einer wenn auch noch so allgemeinen Weise die Zusammenfassung gesonderter Vielheiten zu der Gesammtvorstellung einer einzigen Zahl vollzogen habe. Schon der bloße Gedanke, daß die gegebenen Gruppen von Einheiten eine Gesammtheit von Einheiten ausmachen, ist begriffliche Summation. Ich bin mir in der Vollziehung einer solchen Vorstellung bewußt, daß ich

dem Begriff einer Summa von Einheiten treu bleibe, d. h. ihn ungeändert festhalte, obwohl ich von den Unterschieden der gegebenen Gruppirungen abstrahire. Das Urtheil der Identität oder Gleichheit bezieht sich mithin auf den vermittelnden Begriff der Summe, und es ist nun doch das Princip der Identität, was im Spiele war. Der Inbegriff dieser Einheiten ist eben dieser Inbegriff und keine andere Zahl. Die Gleichung der anfänglichen und der späteren Vorstellung der gegebenen Einheiten bezieht sich auf einen allgemeinen Begriff des Summirens, der von den besonderen oder gemachten Sonderungen und Zusammenfassungsarten unabhängig ist. Dagegen betrifft die Verschiedenheit auf beiden Seiten der Gleichung nur die Art der Zusammenfassung. Es ist daher nicht zu billigen, wenn Kant das Zählungssystem und, wie es scheint, auch das Bezeichnungssystem der Zahlen in die rein begriffliche Frage mischt. Ob wir ein künstliches Mittel besitzen, Einheiten zusammen zu fassen und uns die Anzahl derselben nach Maaßgabe einer einfachen Regel zu merken; ja ob wir überhaupt zählen können, ist ein ganz gleichgültiger Umstand, sobald es sich um weiter Nichts als den Gedanken handelt, daß zwei gegebene Gruppen von Einheiten eine einzige bestimmte Vielheit ausmachen, in welcher gerade noch dieselben Einheiten enthalten sind.

Wenn ich zwei gleichartige Größen vereinigt vorstelle, so ist mein Gedanke, daß die Menge des Gleichartigen in der zweiten Vorstellungsart unverändert geblieben sei. Der vermittelnde Begriff ist hier die Identität der Größe d. h. die Größengleichheit. Meine anfängliche Vorstellung ist mithin geblieben und nur von gewissen besonderen Bestandtheilen (nämlich der Trennung in Theilvorstellungen) befreit worden. Die Identität des ursprünglichen und des späteren Begriffs aus dem Gesichtspunkt einer allgemeinen Vorstellung zeigt sich also wiederum als das vermittelnde Band des fraglichen Gedankens.

Man denke sich fünf Punkte, hierauf das Summationszeichen, dann sieben Punkte, nun das Gleichheitszeichen und schließlich zwölf Punkte. Diese Darstellung wird dem wesentlichen Gehalt unseres reinen Gedankens besser entsprechen als die Vermischung mit irgend einer Zahlen- und Zählungssymbolik. Offenbar stimmt das Additionszeichen mit der Bedeutung der zwischen den Punkten befindlichen Zwischenräume in der allgemeinen Vorstellung der Hinzufügung von Einheiten zusammen, und wir können daher in dieser Gleichsetzung nur ein Urtheil erblicken, welches von der besonderen Gruppirung abstrahirt und die Menge der gegebenen Einheiten in einer gleichförmigen ununterbrochenen Vorstellung d. h. als eine gewisse Vielheit ohne nähere Bestimmung dieses Begriffs denkt. Das Bewußtsein, daß sich ein identischer Begriff durch die Verschiedenheiten der beiden Vorstellungen hindurchziehe, ist der eigentliche Gehalt des fraglichen Urtheils.

Besonders deutlich tritt der Gebrauch des Identitätsprincips hervor, wenn man an die Stelle des richtigen einen falschen Satz bringt. Gesetzt man hätte sich bei der Uebersicht der fraglichen sieben und fünf Einheiten geirrt und zehn als Summe angegeben. Ein Anderer, der besser aufgemerkt, würde uns nun mit der Berufung, daß zehn nicht zwölf

ſei, aufwarten dürfen. Dieſe Berufung würde aber im Grunde nichts als eine Verweiſung auf den Satz des Widerſpruchs ſein. Denn die Uhrſchläge, um die es ſich etwa gehandelt haben mag, können eben nur eine beſtimmte und außerdem nicht noch eine andere Anzahl ausgemacht haben. Inſofern alſo unſer Urtheil objective Bedeutung haben ſoll, muß es dem Satze der Identität jedenfalls unterworfen ſein. Aber auch wenn es ſich nur um die bloße Form des Vorſtellens handelt, muß die urſprüngliche Vorſtellung als gegebener Gegenſtand angeſehen und auf dieſen das Urtheil bezogen werden. Es iſt daher auch in dieſem Falle ein Verſtoß gegen die identiſche Feſthaltung des Begriffs, und mithin die Verweiſung auf das Identitätsprincip möglich. Geſetzt ich will verſchiedene Gruppen von Punkten, für deren jede die Anzahl feſtſteht, in einer anderen Form oder Gruppirung zuſammenfaſſen, und verſehe mich nun, indem ich gewiſſe Punkte gar nicht oder doppelt verwende, ſo wird meine Vorſtellung von der Identität der Anzahl in beiden Anordnungen falſch ſein können, und ich werde an dem feſtgehaltenen Ausgangsbegriff ein Maaß der Wahrheit oder Unwahrheit meiner Vorſtellung haben.

Es muß zugegeben werden, daß die zuſammenfaſſende Thätigkeit etwas Anderes iſt als die Vorſtellung der Einerleiheit oder Verſchiedenheit des Inhalts der Zuſammenfaſſung. Das Identitätsprincip erfordert mithin in dem erörterten Falle die Vorausſetzung einer beſonderen Art des Denkens. Um Einerleiheit oder Verſchiedenheit von Vielheitsvorſtellungen überhaupt zu denken, muß man vorausſetzen, daß die Zählung daſſelbe Ergebniß liefern werde. Die Feſtſtellung der Identität geſchieht daher durch Vergleichung in einem einheitlichen Acte des Zuſammenfaſſens. In dieſer Hinſicht hat daher Kant ganz Recht, wenn er zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Einſichten unterſchieden wiſſen will. Die einen bedürfen keiner Zuſammenſetzung von Theilvorſtellungen; die anderen können nur gewonnen werden, indem außereinander liegende Mannichfaltigkeiten unter die zuſammenfaſſende Einheit eines allgemeinen Begriffs gebracht werden. Die ſynthetiſchen Einſichten erfordern eine Bewegung des Gedankens innerhalb der fraglichen allgemeinen Conception; die rein analytiſchen machen nur das geltend, was bereits in einen Begriff gelegt worden iſt. Wenn ich weiter nichts vorſtelle, als daß in einem Begriffsgebilde ein gewiſſes Element enthalten ſei, ſo ändere ich meinen urſprünglichen Gedanken nur in dem einzigen Umſtande, daß ich meine Aufmerkſamkeit gerade auf jenes beſtimmte Begriffselement richte, d. h. mir bewußt werde, daß auch dieſes Element unter den übrigen vorkomme. Eine ſolche Ueberlegung nennt Kant ein analytiſches Urtheil, befindet ſich aber zugleich in dem Glauben, die gemeine Logik habe es gerade in dieſem Sinne mit analytiſchen Urtheilen zu thun.

Es würde ein Verſtoß gegen das Identitätsprincip ſein, wenn ich den Inhalt eines Begriffs das eine Mal ſo und das andere Mal anders vorſtellen und dabei doch die identiſche Feſthaltung deſſelben behaupten wollte. Nun iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen der Ueberlegung, daß ein Begriff einen gewiſſen Beſtandtheil enthalte, und

zwiſchen dem bekannten logiſchen Urtheil, durch welches jener Beſtandtheil als allgemeine Eigenſchaft der ſämmtlichen unter jenen Begriff fallenden Vorſtellungen ausgeſagt wird. Jene erſtere Ueberlegung knüpft ſich an das Bewußtſein der Identität der in dem fraglichen Begriffsgebilde gegebenen Verbindung von Beſtandtheilen, während die Form der allgemeinen Ausſage gar nicht ohne Weiteres begreiflich iſt, vielmehr mannichfaltige Vorſtellungen, wie z. B. die der Begriffsſphäre vorausſetzt. Die nächſte Frage, die vor allen logiſchen Behauptungen entſchieden ſein muß, bezieht ſich auf die Bedingungen, durch welche es möglich wird, daß ein Begriff eine Sphäre habe, d. h. ſich in einer Vielheit beſtimmterer Begriffe verwirkliche. Geht man dieſer Frage nach, ſo findet ſich, daß die gemeine Logik höchſt erhebliche Vorausſetzungen macht, die nach Kants Begriffen ſynthetiſchen Charakters ſind.

Aller dieſer Ausſtellungen ungeachtet bleibt die Kantiſche Unterſcheidung der analytiſchen und der ſynthetiſchen Erkenntniß claſſiſch. Sobald man Nichts weiter thut, als die in einem Begriffsgebilde bereits geſetzten Beſtandtheile als ſolche geltend machen, vermehrt man nicht die Größe der Einſicht, ſondern richtet nur die Aufmerkſamkeit auf den Gehalt der vorhandenen Gedanken. Eine eigentliche Vermehrung der Erkenntniß geſchieht dagegen durch Bildung neuer Begriffe oder durch den Uebergang zu anderen Vorſtellungen. Bei dieſem Uebergang muß nun aber ein vereinigendes Band der früheren und der ſpäteren Vorſtellungen zur Wirkſamkeit gelangen. Es muß eine Kraft geben, welche die Einigung der außer einander liegenden Theilvorſtellungen bewirkt. Dieſer Grund der einheitlichen Zuſammenfaſſung wird es nun ſein, was das ſynthetiſche Denken vermittelt und charakteriſirt. Eine klare Vorſtellung von der Vermittelung durch Syntheſis hat man nur dann, wenn man an die Vereinzelung der Vorſtellungsacte in der Zeitfolge und an die ſchließliche Vereinigung derſelben durch einen übergreifenden oder vielmehr zurückgreifenden Begriff denkt. Dieſen Gedanken nun vorausgeſetzt, läßt ſich begreifen, wie das Identitätsprincip auf die Identität des Inhalts der Zuſammenfaſſung Bezug nehmen und daher die gerade fragliche Syntheſis zur Vorausſetzung ſeiner Anwendbarkeit haben müſſe. Es iſt mithin unbeſtreitbar, daß das Identitätsprincip ein Kriterium auch der mathematiſchen Wahrheit und Unwahrheit ſei; aber es muß zugegeben werden, daß die bloße Gleichſetzung von Begriffen, die keine ſinnlichen Beſtimmungen enthalten, eine abſtractere Gattung des Denkens ausmacht, als das formal ſinnlich beſtimmte Vorſtellen iſt. In dieſer ganz abſtracten Gattung iſt jedoch eine Gedankenbewegung nicht möglich. Der unanſchauliche Begriff (z. B. Einerleiheit, Grund) bleibt ſich ſelbſt gleich, ohne daß es durch ihn, von Vermittelungen der formal ſinnlichen Aenderung der Vorſtellungen abgeſehen, zu irgend welcher Erkenntniß käme.

Wenn Jemand Begriffe wie Einerleiheit und Urſache mit einander verwechſeln wollte, ſo würde man ihn auf das Princip der Identiät verweiſen. Nun iſt klar, daß die eben angedeutete Function des Satzes der Identität des Identiſchen weit einfacherer und allgemeinerer Natur

ist, als diejenige, welche noch der Vermittelung durch eine Zusammenfassung oder überhaupt des anschaulichen Vorstellens bedarf.

Der Nachweis, daß unser Princip bestimmte Voraussetzungen der Anwendbarkeit im anschaulichen Denken haben müsse, führt sich leicht, wenn man den Satz vom ausgeschlossenen Dritten statt in seiner rein schematischen Form in irgend einer besonderen Gestaltung erwägt. Es giebt kein Drittes zwischen Bewegungserscheinung und Ruhe. Dieser Satz bezieht sich auf die Erschöpfung der Möglichkeiten oder Arten, auf welche ein räumlicher Punkt sich im Laufe der Zeit verhalten kann. In Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt giebt es weder Bewegungserscheinung noch Ruhe, d. h. beharrliche Gegenwart an demselben Orte, sondern es kann nur von einer diesem Zeitpunkt correspondirenden Lage die Rede sein. Hier könnte es nun scheinen, als wäre wirklich ein Drittes zwischen Bewegungserscheinung und Ruhe gegeben. Denn der Begriff der Lage ist neutral und gegen die Zeitdauer indifferent. Ein Punkt hat in Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt eine Lage, mag er nun in Ortsveränderung begriffen sein oder nicht. Das Princip vom ausgeschlossenen Dritten scheint also hier eine Art Ausnahme zu erleiden. Doch untersuchen wir näher. Sowohl die Erschöpfung der Möglichkeiten als deren gegenseitige Ausschließung findet vom Standpunkt eines bestimmten scharf begrenzten Begriffes statt. Es handelt sich darum, zu erkennen, was unter Voraussetzung des Verlaufs der Zeit nothwendig und unmöglich sei. Nothwendig ist nun in Beziehung auf den Verlauf der Zeit, daß während dieses Verlaufs Veränderung oder Beibehaltung des räumlichen Ortes statthabe. Der neutrale Begriff der einem ausdehnungslosen Zeitpunkt entsprechenden Lage verwandelt sich durch die Voraussetzung einer wenn auch noch so geringen Dauer in die Begriffe der beharrlichen Gegenwart an demselben Orte und der stetigen, d. h. dem Zeitverlauf correspondirenden Ortsveränderung. Nun läßt sich die Zeit nicht wegdenken. Die Voraussetzung des Zeitablaufs ist mithin nothwendig. Hieraus folgt für die ganze Möglichkeit des Seins in Raum und Zeit, daß Bewegungserscheinung und Ruheerscheinung einander ausschließende Vorstellungen sind, und daß stets Eines von Beiden, entweder beharrliche Gegenwart an demselben Orte oder stetige Veränderung des Ortes vorausgesetzt werden muß, ein Drittes aber nicht denkbar ist.

Der Begriff der Lage ist nur möglich in Abstraction von dem Zeitablauf und in ausschließlicher Beziehung auf den Raum. Diese Abstraction von der Zeitdauer ist aber nur durch die Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt auszuführen. In Beziehung auf einen dauerlosen Augenblick d. h. auf eine reine Grenze in der Zeit haben alle Gegenstände im Raume eine einzige bestimmte Lage gegen einander, und es würde ein Verstoß gegen den Satz der Identität sein, wenn man diese Einzigkeit leugnete. Dagegen kann in Beziehung auf ein Zeittheilchen, so klein dasselbe auch angenommen werden mag, stets nur von beharrlicher Ruhe oder von Bewegungserscheinung geredet werden. Selbst der Einwand, daß sich beide Zustände innerhalb eines gewissen Zeittheilchens gemischt finden können, ist nicht stichhaltig; denn

man kann die Dauer immer klein genug wählen, um innerhalb derſelben keinen Wechſel von Ruhe und Bewegung zuzulaſſen. Die Behauptung aber, daß daſſelbe Zeittheilchen in ſeiner ganzen Ausdehnung ſowohl durch die Ruhe als durch die Bewegungserſcheinung des fraglichen Punktes erfüllt ſein könne, würde eben das Princip des ausgeſchloſſenen Dritten verleugnen. Bewegungserſcheinung iſt Bewegungserſcheinung, und beharrliche Ruhe iſt beharrliche Ruhe. Eine ſolche Formel würde man demjenigen vorhalten müſſen, der auf das reine und ſtrenge Denken leichtfertig verzichten und die Begriffsverſchiedenheiten im Nebel falſcher Unendlichkeitsvorſtellungen zu confundiren geneigt ſein ſollte.

Ein Punkt d. h. überhaupt ein Gegenſtand im Raume kann nur eine einzige Bewegung haben. Dieſe Behauptung wird beſonders erheblich, wenn es ſich in der mechaniſchen Erwägung der moleculären Vorgänge um eine Combination der mannichfaltigen bewegenden Kräfte handelt, die auf daſſelbe Theilchen einwirken. Man denke an die Schall- und Aetherwellen und an die bisherige Unmöglichkeit, zu erklären, wie es zugehe, daß die einheitliche und einzige Combinationsbewegung, welche die Stofftheilchen im Acte der Einwirkung auf unſere Sinne haben, zu einer Vorſtellung von den combinirten Elementarantrieben führe. In der That läßt ſich dieſe Schwierigkeit nur durch die Annahme löſen, daß nicht die Bewegungserſcheinung ſondern deren erzeugende Kräfte den unmittelbaren Gegenſtand der Wahrnehmung bilden. Denn in der Erſcheinung als ſolcher kann die erforderliche Mannichfaltigkeit nicht gegeben werden. Die Vorſtellung der Bewegungserſcheinung kann in Beziehung auf einen beſtimmten Gegenſtand nur eine einzige und in demſelben Acte nicht auch noch eine andere ſein. Man ſieht aus dieſem Beiſpiel, daß das Princip der Identität nicht ſo ganz leer und unnütz iſt, als man es ſich bisweilen vorſtellt. Man ſieht aber auch, daß dieſes Fundamentalprincip alles Verſtandesgebrauchs in den nothwendigen Formen des Vorſtellens die Vorausſetzungen ſeiner beſtimmteren Anwendung ſuchen muß.

Indeſſen würde man ſich täuſchen, wenn mnn glaubte, daß erſt mit der Beachtung der räumlichen und zeitlichen Beſtimmtheit der Gedanken die Anwendbarkeit unſeres Princips ſtatthabe. Die Verfolgung unſeres Beiſpiels von der Bewegung und Rnhe kann uns über jenen Punkt vollſtändig aufklären. Wenden wir unſere Aufmerkſamkeit anſtatt wie bisher auf die Bewegungserſcheinung jetzt auf die bewegende Kraft, und fragen wir uns, ob eine Vereinigung von Urſachen oder Gründen, die denſelben Punkt in verſchiedenen Richtungen zu bewegen zugleich beſtrebt ſind, denkbar ſei oder nicht. Wir befinden uns mit dieſer Frage in einem abſtracteren Gebiete als vorher, da wir die Unvereinbarkeit mehrerer Bewegungserſcheinungen an demſelben Träger der Bewegung und zu derſelben Zeit behaupteten. Die bewegenden Kräfte ſetzen ſich zuſammen, ehe ſie die reſultirende Bewegungserſcheinung hervorbringen. Die Syntheſis der Urſachen, in Beziehung auf einen ausdehnungsloſen Zeitpunkt gedacht, ſetzt die Vereinbarkeit in dem einheitlichen Beziehungsgegenſtande derſelben voraus. Es iſt kein Widerſpruch,

daß daſſelbe Theilchen in zehn verſchiedenen Richtungen von zehn verſchiedenen bewegenden Kräften ergriffen gedacht wird. Es iſt aber ein Widerſpruch ſich zu denken, daß in der erſcheinenden Bewegung mehrere Wege zugleich eingeſchlagen worden ſeien. Sehen wir nun weiter zu, ob nun nicht auch in dem ganz abſtracten Gebiet des unanſchaulichen Denkens eine Anwendung des Identitätsprincips und beſonders ſeiner ein Drittes ausſchließenden Function einen guten Sinn haben könne.

Eine Kraft, welche in der einen Richtung wirkſam iſt, ſchließt eine zweite Kraft nicht aus, die denſelben Gegenſtand in einer anderen Richtung zu bewegen ſucht. Die beiden Kräfte thun jede ihre Wirkung, ſo daß, was ſich eigentlich combinirt findet, das erſcheinende Bewegungsreſultat iſt. Wollte man nun aber anſtatt von der Vereinbarkeit verſchiedener richtender Kräfte von der Identität dieſer Begriffe verſchiedener Affectionen reden, und etwa annehmen, daß ein Körper in Beziehung auf denſelben ausdehnungsloſen Zeitpunkt in Bewegung begriffen und auch nicht begriffen, oder mit anderen Worten, von einer bewegenden Kraft afficirt und auch nicht afficirt ſein könne, ſo würde man gegen die identiſche Feſthaltung der Begriffe verſtoßen, d. h. eine Abſurdität concipiren.

Man vergleiche einen Gegenſtand, der als in beharrlicher Ruhe begriffen gedacht wird, mit einem anderen gleichen Gegenſtand, der innerhalb derſelben Zeit ſeinen Ort ſtetig ändert. Man beziehe dieſe Vergleichung der Zuſtände der beiden Körper auf einen innerhalb der fraglichen Zeitdauer belegenen ausdehnungsloſen Zeitpunkt. Man wird nun einräumen müſſen, daß obwohl von der Erſcheinungsform gänzlich abgeſehen und rückſichtlich Raum und Zeit nur noch der Begriff der Lage in Betracht kommen kann, dennoch der eine Zuſtand von dem anderen unterſchieden werden, d. h. die Identität der Begriffe dieſer Zuſtände geleugnet werden müſſe. Inſofern ein Körper von einer bewegenden Kraft ergriffen iſt, kann er nicht auch frei von derſelben ſein. Entweder unterliegt er der Einwirkung von Kräften, oder er wird als außer der Wirkſamkeit dieſer Kräfte befindlich gedacht; ein Drittes iſt undenkbar. Ich kann, indem ich den Gedanken der Bewegtheit hege, nicht auch zugleich den der Unbewegtheit zulaſſen. Man mache alſo immerhin geltend, daß ſich die Körper in Beziehung auf den ausdehnungsloſen Zeitpunkt in den beiden fraglichen Zuſtänden gleich verhalten. Dieſer Einwand betrifft nur den negativen Umſtand, daß der Mangel der im Verlauf der Zeit hervortretenden Erſcheinung, eben weil er Abweſenheit des Erſcheinens iſt, offenbar keine Differenzirung nach Maaßgabe der Erſcheinungsmöglichkeiten aufweiſen kann. Dagegen muß der Grund, welcher der Erſcheinung im rein begrifflichen Sinne vorangeht, als in beiden Fällen verſchieden gedacht werden. Man kann daher in Beziehung auf die unanſchauliche Kraft behaupten, daß ein Ding entweder bewegt oder unbewegt ſein müſſe. Selbſt wenn Bewegungserſcheinung und beharrliche Ruhe als Beſtimmungen angeſehen werden, die gar nicht den Dingen an ſich ſelbſt angehören, bleibt es doch unerlaubt, zwiſchen Bewegtheit und Unbewegtheit ein Drittes anzunehmen. Das Identitätsprincip macht alſo ſeine hemmende Kraft

auch in der ganz abstracten Sphäre der unanschaulichen Begriffe geltend. Ruhe wird daher in Bewegung und Bewegung in Ruhe nur durch einen begrifflichen Sprung übergehen. Man wird einen ausdehnungslosen Zeitpunkt angeben können, bezüglich dessen sich behaupten läßt, die bewegende Kraft, die vorher wirksam war, afficire den Gegenstand nicht mehr, und es sei eine andere Ursache an deren Stelle getreten. Von der quantitativ stetigen Vermittelung der begrifflichen Sprünge haben wir hier nichts zu reden, wo es sich ja nur um die Erläuterung des Identitätsprincips handelt.

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen dieses Capitels zusammen. Das Identitätsprincip kann einerseits ohne besondere Voraussetzungen zur Anwendung kommen und bezieht sich in diesem Falle ausschließlich auf die identische Festhaltung der abstracten unanschaulichen Begriffe. Andererseits hat es dagegen Etwas, was ich mathematische Urtheilskraft nennen möchte und was sich auf die Bestimmung der formalen Möglichkeit des Verhaltens in Raum und Zeit bezieht, zur unentbehrlichen Vorbedingung der weiteren Anwendbarkeit. Insofern nun selbst die abstractesten Begriffe, die gleichsam über der Zeit und dem Raume stehen, dennoch nur in Beziehung auf räumliche und zeitliche Bestimmtheiten ins Spiel gesetzt werden können, übrigens aber, wie Kant mit Recht behauptet hat, „von gar keinem Gebrauch sind", — ist auch das Identitätsprincip an diese Voraussetzung alles Verstandesgebrauchs gebunden. Uebrigens ist es merkwürdig, daß sich abgesehen von der zeitlichen Bestimmtheit gerade die vollendetere Form unseres Princips, nämlich der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, am wenigsten ausprägt. Wenn wir in Beziehung auf die erzeugenden Gründe der Bewegung also in Rücksicht auf den Begriff der Kraft, von der Unmöglichkeit eines dritten Falles zwischen Bewegtheit und Unbewegtheit desselben Objects reden, so können wir nur meinen, daß in derjenigen Hinsicht, in welcher wir die Bewegtheit vorstellen, nicht auch Unbewegtheit statthabe. Wir thun hier in der That weiter Nichts, als daß wir uns hüten, in ein und derselben Hinsicht (oder wenn man will in einem und demselben Begriff) zu bejahen und zu verneinen. Die Unmöglichkeit bezieht sich hier in der That nur auf die Verneinung dessen, was wir uns doch bewußt sind zu setzen. Das Schema, (B ist entweder A oder Nicht-A) kommt hier ganz rein zur Anwendung, während rücksichtlich des durch eine Zeitdauer vermittelten Gegensatzes von Ruhe und Bewegung in der That bereits zwei positive Glieder vorhanden sind. Die Form der Negation und reinen Contradiction ist in dem bestimmteren Gegensatze verschwunden oder hat sich wenigstens in den Begriff der Ortsveränderung verwebt. Ueberall nun, wo wir nicht mehr blos die rein schematische Form des unendlichen Gegensatzes (A und Nicht-A) in Betracht ziehen, fußen wir bereits auf besonderen bestimmten Voraussetzungen der Anwendbarkeit des Identitätsprincips.

Der eben ausgesprochene Satz, daß sobald man das bloße Schema und dessen ganz abstracten Gehalt verläßt, um zu eigentlichen Anwendungen überzugehen, auch zugleich besondere und zwar zunächst formal

ſinnliche Vorausſetzungen erheblich werden, iſt für die reine Mathematik (die reine Bewegungslehre natürlich eingeſchloſſen) gar nicht befremdlich. Seit Kants Aufſtellungen über die metaphyſiſche Bedeutung der mathematiſchen Satzungen iſt wenigſtens Gelegenheit geboten worden, die Rolle der ſenſualen oder äſthetiſchen Vorausſetzungen des Denkens gründlicher kennen zu lernen. Dagegen wird unſere Behauptung, daß auch die beſtimmteren Satzungen der gemeinen Logik ähnliche Vorausſetzungen wie die mathematiſchen Einſichten erfordern und keineswegs aus dem rein ſchematiſchen Gehalt des Identitätsprincips hervorgehen, einigermaaßen überraſchen.

Ein ausführlicher Nachweis der Richtigkeit unſerer eben formulirten Behauptung gehört in die Theorie der logiſchen Functionen. An dieſer Stelle beſchränken wir uns darauf, die erheblichen Gründe kurz auszuſprechen, und überlaſſen nähere Prüfung und Bewahrheitung dem Leſer.

Eigentliche Sätze oder Einſichten bietet die gemeine Logik in der Urtheilslehre und in der Syllogiſtik. Beſonders ſind es die Umkehrungen, auf denen das Gebäude der ſyllogiſtiſchen Umgeſtaltungen ruht. Nun wird in Beziehung auf Umkehrbarkeit nirgend eine Behauptung gemacht, falls nicht quantitativ beſtimmte Urtheile vorliegen. Allgemeinheit und Particularität ſind Begriffe, ohne deren Vorausſetzung kein beſtimmter logiſcher Satz (der über das bloße Schema des Identitätsprincips hinausgeht) angetroffen wird. Die Conception der Begriffsſphäre und deren irgend wie anſchauliche Conſtruction iſt unvermeidlich. Wer an Stelle des Umfangs die Conception des Inhalts der Begriffe ſetzen wollte, würde bald merken, daß er auch in dieſem Fall ohne formal ſinnliche Vorſtellungen nicht auskommen könne, und daß er übrigens auch nicht einmal ſo die unmittelbare Vorſtellung der Umfangsbeziehungen wegſchaffe. Auch das Verſtändniß des erſten (und allein erheblichen und charakteriſtiſchen) Schema des Syllogismus iſt nicht möglich, wofern nicht der weſentlich quantitative Begriff des Umfangs ſchematiſch conſtruirt wird. Ueberall iſt es mithin die in dem Begriff der Allgemeinheit enthaltene ſynthetiſche Größenvorſtellung, was die Hervorbingung eigentlicher Sätze (im Unterſchiede von bloßen Claſſificationen und ſchematiſchen Formen zu möglichen Einſichten) thunlich macht. So iſt z. B. der wichtige Satz, daß ſich von einer gegebenen Wirkung nicht auf eine beſtimmte Urſache aus der bloßen Kenntniß, daß dieſe beſtimmte Urſache jene Wirkung mit ſich bringe, ſchließen laſſe, ganz und gar auf die Betrachtung der quantitativen Verhältniſſe im hypothetiſchen Urtheil gegründet. „Allemal wenn . . . . . dann"; „bisweilen wenn . . . . . dann". Dieſe beiden Schemata entſprechen dem directen und dem umgekehrten hypothetiſchen Urtheil. Im erſteren iſt die Vorſtellung des Uebergangs von der Urſache zur Wirkung gegeben, im letzteren iſt der Uebergang von der als Wirkung betrachteten Thatſache zur Vorausſetzung einer möglichen Urſache aus dem, was vorher gegeben iſt, gefolgert. Genauer betrachtet iſt aber Nichts geſchehen, als was in der Umkehrung eines jeden anderen allgemeinen Urtheils geſchieht. Es iſt nämlich die Unmöglichkeit erkannt worden, etwas Beſtimmteres, als eine particuläre Behauptung iſt, her-

vorzubringen. In dieſer liegt aber immer eine Unbeſtimmtheit, da ſie ja eine an ſich vorhandene Allgemeinheit nicht ausſchließt. Man kann eben vom Standpunkt der reinen Logik nicht wiſſen, ob nicht die gegebene Wirkung ſtets die fragliche Urſache zur Vorausſetzung habe. Man kann rein logiſch nur behaupten, daß aus dem gegebenen allgemeinen Satz der Bindung dieſer Wirkung an dieſe Urſache nicht auch die Bindung dieſer Urſache an dieſe Wirkung folge.

Wir haben das Beiſpiel des Schluſſes auf eine beſtimmte Urſache nicht ohne Abſicht gewählt. Das hypothetiſche Urtheil hat in der gemeinen Logik eine etwas ſchiefe Ausnahmsſtellung, und es kam uns darauf an, gerade auch für dieſen Fall feſtzuſtellen, daß quantitative Beſtimmungen die Vorausſetzung der Möglichkeit der Umkehrungen bilden. Wir können nun behaupten, daß, wenn man die eben erwähnte Vorausſetzung einer Conſtruction des Begriffs der Allgemeinheit (denn nur auf dieſe Weiſe kann eine quantitative Vorſtellung vollzogen werden) in Wegfall bringt, die beſtimmteren Satzungen der gemeinen Logik verſchwinden, und daß Nichts als das Schema des Identitätsprincips ſowie ein Inbegriff von Claſſificationen übrig bleibt. Man überzeuge ſich durch den Verſuch, ob man etwa eine Einſicht in die einfache Umkehrbarkeit des allgemein verneinenden Urtheils (kein A iſt B) anders als durch irgend welche ſchematiſche Conſtruction des hiebei unumgänglichen Größenbegriffs gewinnen könne. Man prüfe etwa in dieſer Hinſicht den Ariſtoteliſchen Nachweis der erwähnten Umkehrbarkeit, und man wird finden, daß eine conſtruirende Vorſtellung der Allgemeinheit unumgänglich iſt.

Die Nothwendigkeit anſchaulicher Schemata für die Hervorbringung einer Ueberzeugung, daß die Umkehrung eines Urtheils in dieſer oder jener Art möglich oder nicht möglich ſei, verräth ſich in dem thatſächlichen Verfahren der Logiker. Letztere beweiſen nämlich in der Regel an Beiſpielen oder ſtillſchweigend vorausgeſetzten Schematen, ausnahmsweiſe aber auch durch einen mit Bewußtſein und Abſicht geltend gemachten Schematismus, den ſie allerdings für mehr oder minder willkürlich halten. Nun ſind in den Beiſpielen die erforderlichen ſchematiſchen Züge enthalten. Das Beiſpiel giebt mehr als das ſich gerade auf das Weſentliche beſchränkende Schema; aber dieſe überflüſſige Zugabe hindert die ſtillſchweigende Abſtraction keineswegs und läßt auf dieſe Weiſe einen ſtrengen Nachweis zu. Nur bleibt das Bewußtſein inſofern ein wenig dunkel, als nicht erkannt wird, wie gerade weder mehr noch minder als die ſchematiſche Vorſtellung zu dem Erweis der fraglichen Sätze dienen kann. Der Umſtand, daß man verſchiedene Schemata (Punkte, Kreiſe) gebrauchen kann, zeugt nur von der Zufälligkeit der beſonderen Einkleidung, aber nicht von der Entbehrlichkeit ſolcher Vorſtellungen überhaupt.

Die reine Logik beruht in ihren auf die Quantitätsvorſtellung gegründeten Einſichten (und andere giebt es nicht) auf derſelben Art von Erkenntniß wie die mathematiſche Analyſis. Der ganz abſtracte Gehalt des Identitätsprincips mag immerhin Einſicht heißen; er iſt jedenfalls von einer anderen Gattung als die Geſammtheit der an die

Quantitätsvorstellung anknüpfenden Feststellungen. Hiernach wird die reine Logik in zwei Bestandtheile zu zerfällen sein. Der eine wird die Behauptungen und Conceptionen umfassen, die mit der reinen Form des Identitätsprincips zusammenhängen. Urtheil und Syllogismus werden aus diesem Gesichtspunkt eine abstractere Gestalt annehmen, nämlich diejenige, die sie abgesehen von der quantitativen Bestimmtheit haben können. Der andere Bestandtheil wird die Folgerungen aus den verschiedenen quantitativen Voraussetzungen betreffen; erst in ihm wird der Begriff der Allgemeinheit eine erhebliche Rolle spielen. Nun darf man sich allerdings beide Elemente nicht etwa als in gleichgültiger Weise nebeneinander bestehend vorstellen. Vielmehr findet das Identitätsprincip seine fruchtbare Anwendung erst mit dem Eintritt der quantitativen Voraussetzungen, durch welche ja die weitere Mannichfaltigkeit der logischen Satzungen erst möglich gemacht wird.

Wir können die besonderen Gestalten, in denen sich das Identitätsprincip innerhalb der Logik geltend macht, hier noch nicht bezeichnen. Wir müssen das Gebiet der aprioriſchen Voraussetzungen verlassen, um uns nach den empirischen Vorbedingungen des Gebrauchs unseres Princips umzusehen. Wenn wir schließlich von der Tragweite und den Grenzen desselben (im fünften Capitel) handeln, werden wir auf seine Rolle in der allgemeinen Logik zurückkommen.

Viertes Capitel.

Empirische Vorbedingungen.

Bisher haben wir das Princip der Identität in Beziehung auf aprioriſche Conceptionen betrachtet. Ein ganz neuer Kreis der Anwendung eröffnet sich, indem wir aus dem Gebiet der aus bloßem Verstande erzeugbaren Vorstellungen in dasjenige der erworbenen Begriffe übergehen. Alle Begriffsbildung hat zwei wesentlich verschiedene Quellen. Einerseits sind es die Formen des Denkens und Vorstellens, in deren Rahmen eine Mannichfaltigkeit von begrifflichen Gebilden möglich ist. Die reinen Gegenstände der mathematischen Analysis d. h. besonders die Functionsformen belehren uns von der unbegrenzten Möglichkeit der aprioriſchen Composition. Es ist unsere eigene Satzung, wenn wir diese oder jene complexe Regel der Synthesis (z. B. das Potenziren) zum Gegenstand der abstracten Betrachtung machen. Die fraglichen Vorstellungen sind reine Conceptionen des formalen Verstandes, weil wir Nichts in sie gelegt wissen wollen, als was wir wirklich in Gedanken erzeugen. Eine besondere Erfahrung, die sich aufnehmend zu verhalten hätte, ist im Gebiet der aprioriſchen Vorstellungen undenkbar. Allerdings erfahren wir auch hier was die innere Quelle d. h. der Grund des formalen Verstandes zulasse und ausschließe; allein diese Art der Erfahrung unterscheidet sich wesentlich von

demjenigen Verhalten, welches die Begriffsbildung ausschließlich von Seiten der Beobachtung erwartet und erwarten muß.

Auf der anderen Seite und so zu sagen jenseit des aprioriſchen Gebietes eröffnet ſich uns eine beſondere Art von Antrieben zur Begriffsbildung. Hier iſt es, wo wir den Urſprung aller Erfahrungsconceptionen zu ſuchen haben. Die erfahrungsmäßigen Begriffe müſſen in die aprioriſchen Formen eingekleidet ſein; aber der eigenthümliche Inhalt der empiriſchen Conceptionen, der ſie von den rein formalen Begriffsgebilden unterſcheidet, läßt ſich aus bloßem d. h. rein logiſchem und mathematiſchem Verſtande nie hervorbringen. Bei dieſen Begriffen kann daher auch nie mehr gedacht werden, als was uns die Erfahrung dabei zu denken nöthigt und was bereits mit der rein formalen Beſchaffenheit dieſer Begriffe gegeben iſt. Hieraus folgt, daß man ſich von dem erworbenen Beſtandtheil des Gehalts eines Begriffes nur dann eine gehörige Vorſtellung macht, wenn man Nichts weiter in den Gedanken aufnimmt, als was wirklich im Act des Erwerbes aufgenommen werden konnte. Die empiriſchen Begriffe können nur aus der Quelle der Erfahrung ſelbſt berichtigt werden. Während wir in den aprioriſchen Satzungen den ganzen Inbegriff unſeres formalen Verſtandes erſchöpfen und ſo zu Nothwendigkeiten gelangen, die unter Vorausſetzung dieſes formalen Verſtandes von übrigens unbedingter Gültigkeit ſind, haben wir rückſichtlich des außer dieſem Verſtande liegenden Grundes der materiellen Geſtaltung der Vorſtellungen keine völlig analoge Bürgſchaft der Nothwendigkeit unſerer Annahmen. Das Reich der empiriſchen Möglichkeiten iſt vom Standpunkte unſeres reinen Verſtandes eben nur durch die in dieſem Verſtande gegründete formale Nothwendigkeit beſchränkt, und es iſt übrigens aus bloßem Verſtande gar nicht abzuſehen, warum der erfahrungsmäßige Inhalt der Vorgänge auch nicht ein anderer ſein ſollte. Die Welt könnte aus dieſem Geſichtspunkt ein ſehr verſchiedenes Gepräge zeigen (von dem wir allerdings keine poſitive Vorſtellung haben können), wenn ſie ſich überhaupt nur in die Formen des Denkens und Anſchauens fügte. Der einſeitige Apriorismus pflegt dieſe negative Möglichkeit in falſcher Weiſe zu verwerthen und gegen den empiriſchen Verſtand, der aus beſtimmteren Vorausſetzungen urtheilt, geltend zu machen. Indeſſen iſt dafür geſorgt, daß reine Logik und Mathematik nicht ausſchließlich als wahre Wiſſenſchaft gelten und etwa den Flug des empiriſchen Denkens mit falſchen Wahrheitsidolen hemmen. Der empiriſche Verſtand kann eben deswegen nicht in Feſſeln geſchlagen werden, weil er ſich innerhalb der Schranken der formalen Nothwendigkeiten bewegt. Die blos negative Möglichkeit von Allem, was den Geſetzen des reinen formalen Denkens und Vorſtellens nicht widerſpricht, hindert eben ihres unendlichen Spielraums wegen ganz und gar nicht, dem beſtimmteren Zuge des erfahrungsmäßigen Denkens zu folgen.

Nachdem wir einen Begriff von dem erfahrungsmäßigen Denken (als einer Bewegung nach Maaßgabe der erworbenen Vorſtellungen) zu geben verſucht haben, können wir die Bedingungen erörtern, an deren Vorhandenſein der Gebrauch des Identitätsprincips im empiriſchen

Felde gebunden ist. Zunächst haben wir darauf hinzuweisen, daß auch die empirischen Begriffe, als subjective Bestimmungen betrachtet, in ihrer Identität festgehalten werden können und müssen. Doch hängt die Wahrung des identischen Gehalts der nicht gemachten sondern gegebenen Vorstellungen von der Genauigkeit ihrer Reproduction ab. Die reinen Verstandesbestimmungen sind völlig durchsichtig und können von der Macht, in welcher sie ihren Grund haben, auch immer wieder in derselben Weise wiederholt werden. Dagegen sind wir in der Conception der erworbenen Begriffe höchst begreiflicher Weise bei der Reproduction nicht freier als bei der Production derselben. Nun combiniren sich aber in der ursprünglichen Erzeugung zwei Factoren, von denen nur der eine völlig in unserer Gewalt ist, der andere aber von der thatsächlichen Beschaffenheit der gegebenen Erregung abhängt. Man kann daher die Identität einer Farbennüance nicht genauer vorstellen, als man sie etwa auch an einem gegebenen Object constatiren kann. Die identische Festhaltung der Begriffe hat also hier ihre jeweiligen Grenzen, — ein Umstand, dessen tieferer Grund darin zu suchen ist, daß wir nur die erworbenen Conceptionen aber nicht den ganzen empirischen Factor ihrer Hervorbringung beherrschen. Insofern aber in einem erworbenen Begriff keine Größenvorstellung enthalten ist, insofern er also in der Allgemeinheit einer reinen Gattungsvorstellung gedacht wird, greift unser Princip ohne irgend welche Einschränkung in die Gedankenbewegung ein. Geld ist nicht Roth, wie man auch innerhalb dieser Vorstellungen die Grade der Färbung verändern mag.

Die Feststellungen der empirischen Identitäten sind nur durch Recognition in empirischen Begriffen möglich. Wie soll ich wissen, daß das Ding, welches ich jetzt betrachte, dasselbe ist, welches ich gestern betrachtet habe, wenn ich nicht durch die in einer Mannichfaltigkeit von Beziehungen zusammentreffenden Erkennungszeichen zur Anerkennung der Identität bestimmt werde? Nun sind freilich rein formale Gründe im aprioriſchen Verstande vorhanden, überhaupt eine Form des Beharrens als unerläßliche Vorbedingung der Denkbarkeit des empirischen Inhalts vorauszusetzen. Allein diese aprioriſchen Anticipationen betreffen streng genommen nur die schematischen Eigenschaften des zeitlichen und räumlichen Vorstellens und sind mithin unzureichend, die Identität irgend eines empirischen Dinges, ja auch nur die quantitative Beharrlichkeit der Materie oder der Kraft zu verbürgen.

Der Begriff des Dinges als eines eine gewisse Zeit bleibenden Trägers von Eigenschaften oder als eines dauerbaren Grundes von Vorgängen und Erscheinungen ist empirisch. Wir erhalten die Berechtigung, von irgend wie lange bleibenden Dingen zu reden, erst durch die Erfahrung, welche uns zeigt, wie sich ein einheitlicher Grund durch eine Entwickelung von Vorgängen hindurchzieht. Wollten wir jedoch unseren aprioriſchen Begriff von einem Grunde überhaupt zur Erdichtung von Wesenheiten benutzen, so würden wir in einen leeren Formalismus verfallen und mit lauter Dinglichkeiten verkehren. So ist es schon ein Fehler, das Ich zu einem Dinge zu machen, falls man nicht etwa ausdrücklich nur die besondere Individualität nach Weise der empirischen

Gattungs- und Artexiſtenzen concipirt haben will. In dieſer Beſchränkung iſt die Verdinglichung des Ich erlaubt, während ſie ſonſt als metaphyſiſche Ungehörigkeit betrachtet werden muß. Denn inwiefern die formale Einheit unſerer Betrachtung der Vorgänge einen objectiven Grund der Einheit zum Gegenſtück hat, kann nur durch das empiriſche Denken ausgemacht werden.

Wenn man uns fragt, durch welche Begriffe wir die empiriſchen Identitäten denken, ſo können wir nur auf die beſonderen Erfahrungsvorſtellungen hinweiſen. Gewiß geht die Identität der Gattungen durch die nach einander lebenden Individuen hindurch; ebenſo zieht ſich durch das einzelne Individuum ein identiſcher Charakter. Allein wie dieſe Identitäten näher zu denken ſeien, d. h. welche Tragweite und Grenzen ſie haben oder wie groß der Spielraum der Veränderlichkeit ſei, kann nur durch Erfahrung beſtimmt werden.

Betrachten wir jetzt die Form des Satzes vom ausgeſchloſſenen Dritten. Leben iſt nicht Tod; ein Menſch lebt entweder oder iſt todt; ein Drittes iſt unmöglich. Sind dieſe Beiſpiele nicht ganz geeignet, die empiriſchen Vorausſetzungen der empiriſchen Anwendung des Identitätsprincips außer Zweifel zu ſetzen? Die Confuſion der Begriffe und die Leugnung des Widerſpruchsgeſetzes würde hier die Einerleiheit von lebend und todt ſein annehmen müſſen. Offenbar ſind die beiden hier fraglichen Begriffe von der Erfahrung entlehnt, und der bloße Verſtand, der ſich mit Nichts als ſeinen eigenen formalen Beſtimmungen beſchäftigt, iſt hier ganz unanwendbar. Dennoch iſt die bloße Behauptung, daß der eine Begriff nicht der andere ſei, nicht empiriſch zu nennen; wohl aber beruht die Ausſchließung der einen Möglichkeit durch die andere auf bloßen Erfahrungsprincipien.

Wie es mit dem Verhältniß der erfahrungsmäßigen Normen zu den aprioriſchen Regeln bewandt ſei, kann man an einer Kritik der Kantiſchen Vorſtellung von der ſtrengen Allgemeinheit lernen. Der Königsberger Denker beſtimmt die aprioriſche Erkenntniß durch das Kennzeichen der ſtrengen Allgemeinheit, die er der comparativen Allgemeinheit entgegenſetzt. Bei Erfahrungsſätzen könne man immer nur ſagen, daß die fraglichen Regeln, ſoweit bisher bemerkt worden, immer Gültigkeit gehabt hätten. Die Einſchränkung „ſoviel bis jetzt bemerkt worden" ergiebt nach Kant nur eine vergleichungsweiſe allgemeine Geltung, während jeder mathematiſche Satz von ſtrenger Allgemeinheit iſt. Durch dieſe Unterſcheidung wird die Kluft zwiſchen dem aprioriſchen und dem empiriſchen Wiſſen unüberſteiglich gemacht. Eigentliches oder wahres Wiſſen ſoll an ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit gebunden ſein. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß der Rang der Empirie gar niedrig ausfallen muß. Das erfahrungsmäßige Wiſſen hat ja ſtets den Beiſatz zu gewärtigen: „ſoviel bis jetzt bemerkt worden iſt". Die Menſchen, denen man den Kopf abgeſchlagen hat, ſind, ſoviel bis jetzt bemerkt worden iſt, an dieſer Procedur immer geſtorben. Wir haben hieran ein Erfahrungsgeſetz, und die viel beſtrittene Lehre von der Tödtlichkeit gewiſſer Verletzungen würde uns mannichfaltige weniger einfache dafür aber auch intereſſantere Beiſpiele dieſer Art liefern

können. Nun geht nach Kant allen ſolchen Behauptungen ſtrenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit ab. Selbſt die empiriſchen Disjunctionen, die das Princip vom ausgeſchloſſenen Dritten zum Ausgangspunkt nehmen, werden es ſich gefallen laſſen müſſen, Elemente von blos comparativer Allgemeinheit zu enthalten. Auf dieſe Weiſe wird die ganze Empirie die Beute einer ſubtilen Form des gegen den empiriſchen Verſtand gerichteten Skepticismus. Der Begriff der formalen Gültigkeit und der Umſtand, daß wir das in den Formen unſeres Verſtandes Begründete eher als die erfahrungsmäßigen Normen erſchöpfend feſtſtellen, wird benutzt, um die Empirie herabzuſetzen. Ja es gewinnt den Anſchein, als gäbe es in Beziehung auf die Gegenſtände der Vorgänge der Erfahrung gar keinen Verſtand von der Zuverläſſigkeit und Tragweite wie im aprioriſchen Gebiet.

In der Kantiſchen Unterſcheidung muß neben einer fehlerhaften eine richtige Seite zugeſtanden werden. Die Gattung von Thatſachen, in der ſich die Verfaſſung unſeres reinen Denkens und Vorſtellens kundgiebt, iſt von größerer und ſo zu ſagen übergreifender Allgemeinheit im Vergleich zu den gegebenen Normen der Erfahrungsvorgänge. Die Weite oder Abſtractheit eines Geſetzes hat aber mit der Vorſtellung von der ſtrengen und ausnahmloſen Gültigkeit deſſelben Nichts zu ſchaffen. Die empiriſchen Normen, welche in der Mechanik d. h. mit dem Begriff der Materie und dem der realen Urſache der Bewegung oder der Kraft beginnen, ſind von ebenſo ſtrenger Gültigkeit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, als nur irgend ein aprioriſcher Satz ſein kann. Allein ſie ſind ſpecieller, und es ließe ſich daher ſehr wohl denken, daß die formale Nothwendigkeit des Denkens und Vorſtellens auch abgeſehen von der ſpecifiſch empiriſchen Geſetzmäßigkeit Beſtand hätte. Dieſe Annahme wäre wenigſtens um Nichts kühner, als etwa die Vorſtellung, daß alles organiſche Daſein im Kosmos wegfallen könnte, ohne die Maſſenmechanik der Himmelskörper zu gefährden. Die abſtractere Stufe kann ohne die concretere beſtehen, und offenbar iſt das formale Grundgerüſt des Denkens die abſtracteſte Vorausſetzung, in deren Rahmen alles materielle Vorſtellen erſt möglich wird.

Es würde ſich wunderlich ausnehmen, wenn die rationelle Mechanik (indem ſie z. B. die Geſetze des Stoßes behandelt) ſtets hinzufügen wollte, daß die Allgemeinheit ihrer Behauptungen nicht ganz ſtreng ſei und noch immer durch eine größere Anzahl von Beſtätigungsfällen geſteigert werden könne und müſſe. Kant hat ſich ein großes Verdienſt um die kritiſche Unterſcheidung der zwei Factoren der Erkenntnißbildung erworben. Jedoch würde dieſes Verdienſt noch glänzender ſein, wenn es nicht durch die angedeutete ſkeptiſche Degradirung des empiriſchen Wiſſens getrübt worden wäre. Der empiriſche Verſtand iſt eine Macht, die ſich durch keinen Apriorismus feſſeln läßt. Gäbe es keine erfahrungsmäßige Nothwendigkeiten, die in demſelben Sinne als die aprioriſchen Geſetze allgemein bindend ſind, ſo wäre es überhaupt thöricht, von empiriſchen Wiſſenſchaften zu reden. Die Thatſächlichkeit iſt allerdings der letzte Grund aller Satzungen; ſie iſt die einfache Form, auf welche alles Wiſſen in letzter Inſtanz zurückgeführt

werden muß. Allein in dieſer Beziehung ſtehen aprioriſche und empiriſche Einſichten auf gleicher Linie. Denn die einen wurzeln in der thatſächlichen Verfaſſung des formalen Verſtandes, die anderen in der thatſächlichen Verfaſſung des Syſtems der Dinge und Vorgänge.

Nachdem wir die falſchen Vorſtellungen von der Strenge der Allgemeinheit berichtigt haben, können wir die Function des Identitätsprincips im empiriſchen Gebiet unbefangener feſtſtellen. Zu dieſem Behuf unterſcheiden wir zwiſchen aprioriſchen und empiriſchen Unvereinbarkeiten oder Widerſprüchen. Wo uns nur die Erfahrung lehren kann, was ſich ausſchließe und was nicht, da beruht aller Gebrauch des Satzes vom ausgeſchloſſenen Dritten auf einer Kenntniß der empiriſchen Verhältniſſe. Wie will man wiſſen, ob eine gewiſſe Empfindung mit einer anderen vereinbar ſei, wenn man von der fraglichen Combination keine Erfahrung aufzuweiſen hat? Wie ſoll man überhaupt feſtſtellen, was die Verneinung (Nicht-A) im beſonderen Falle bedeuten könne, wenn man ſich nicht erfahrungsmäßige Vorſtellungen über die allgemeine Möglichkeit des Laufes der Dinge gebildet hat?

Die Nothwendigkeit der empiriſchen Vorbedingungen für die Anwendbarkeit unſeres Princips läßt ſich einfach dadurch ausſprechen, daß man ſagt, die empiriſchen Widerſprüche haben den weſentlichen Grund ihres ſpecifiſch empiriſchen Vorhandenſeins in dem thatſächlichen erfahrungsmäßigen Charakter der Vorgänge und Erſcheinungen. Die erfahrungsmäßigen Unvereinbarkeiten und Ausſchließungen wollen erſt auf dem gewöhnlichen Wege der empiriſchen Begriffsbildung erkannt ſein, ehe von einer Anwendung des Satzes die Rede ſein kann, daß das Widerſprechende nicht ſein könne.

Verſtehen wir unter empiriſcher Wahrheit die Wahrheit in Beziehung auf erfahrungsmäßige Vorgänge, ſo muß unwahr ſein, was unſeren Begriffen von den empiriſchen Geſetzen widerſpricht. Nun iſt es freilich möglich, daß unſere Vorſtellungen von der empiriſchen Normalität irrthümlich ſind. Allein hier wie im aprioriſchen Felde giebt es eine unmittelbare Vergewiſſerung von der Richtigkeit elementarer Einſichten. Der thatſächliche Zug, durch welchen der empiriſche Verſtand zur Conception gewiſſer Vorſtellungen genöthigt wird, kann der inneren Wahrnehmung der aprioriſchen Unmöglichkeiten analog ſein. In dem einen Falle werden wir gewahr, daß wir in Beziehung auf unſere formalen Gedankenkräfte eben nur ſo und nicht anders denken können. In dem anderen Fall erfahren wir eine ähnliche Hemmung von Seiten der empiriſchen Quelle der Vorſtellungen; wir erkennen, daß ſich auf Grund der gegebenen Thatſachen eben nur dieſe und keine anderen Begriffe hegen laſſen. Was nun aber freilich zu einer abſchließenden Einſicht in die empiriſche Nothwendigkeit gewöhnlich fehlt, iſt die Sicherheit des Bewußtſeins, den Inbegriff aller Erfahrungsmöglichkeit erſchöpft zu haben und an den empiriſchen Disjunctionen erſchöpfende Eintheilungen zu beſitzen. Allein auch in dieſem Punkt iſt die Kluft zwiſchen aprioriſcher und empiriſcher Nothwendigkeit nicht ſo groß, als man auf den erſten Blick annehmen möchte. Der reine Verſtand liegt zwar in uns ſelbſt, bleibt aber dennoch ein Dieſſeits oder wenn man

will ein Jenſeits aller beſtimmten formalen Einſichten. Er iſt mithin nur durch den Begriff des Grundes der beſonderen Gedankenerſcheinungen definirbar, übrigens aber an ſich ſelbſt nicht weiter begreifliche Macht. Wenn wir nun zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir den Inbegriff der aus dieſem reinen Verſtande in einer beſtimmten Beziehung möglichen Beſtimmungen aus einem gewiſſen Geſichtspunkt erſchöpft haben, ſo kann dieſer Erfolg offenbar nicht aus einer Durchmuſterung der Quelle ſelbſt erklärt werden. Denn wir kennen ja dieſe Quelle an ſich ſelbſt ſo wenig, daß ſich nicht einmal der Begriff eines ſolchen Kennens anders als in negativer Weiſe faſſen läßt. Es ſind mithin die einzelnen Einſichten und Gruppen von Einſichten, was die Ueberzeugung von einer aprioriſchen Wahrheit mit ſich bringt. Die Wahrheit wird daher in und mit den einzelnen Satzungen erkannt, — ein Vorgang, der ja auch im empiriſchen Gebiet denkbar iſt. Freilich fehlt es bis jetzt an einem deutlichen logiſchen Bewußtſein über den Grund der Einſicht in die empiriſchen Nothwendigkeiten. Man hält abſchließend ausgemachte Vorſtellungen oft noch für problematiſche Hypotheſen. Ja man hat bisweilen von der Hypotheſenbildung ſelbſt einen unangemeſſenen Begriff. Kurz man vergißt, daß es im empiriſchen Felde wenigſtens empiriſch zwingende Disjunctionen geben müſſe.

Die Verfaſſung des reinen Verſtandes iſt eine Thatſache; die für uns abſehbare Verfaſſung der Welt iſt ebenfalls eine Thatſache. Beide Thatſachen müſſen in den allgemeinen Formen zuſammenſtimmen, weil Alles, was gedacht und vorgeſtellt wird, eben in den Formen des Denkens und Vorſtellens concipirt werden muß. Warum ſollen wir nun der einen Thatſache an ſich ſelbſt einen höheren Rang als der anderen anweiſen? Das Daſein des reinen Verſtandes ſelbſt kann nicht als Nothwendigkeit gedacht werden; denn um dies zu können, müßten wir noch einen Extraverſtand oder Ueberverſtand beſitzen, aus deſſen Standpunkt jener alsdann ſecundäre Verſtand als nothwendig erſchiene. Die Nothwendigkeit der reinen Verſtandesbeſtimmungen gründet ſich alſo nicht eigentlich in den Denk- und Vorſtellungserzeugniſſen, ſondern in einem Zwange, der von einer Macht ausgeht, die das Denken nur hervorbringt aber nicht ſelbſt Denken iſt. Einen ähnlichen Zwang können wir nun in unſeren beſonderen Conceptionen ſehr wohl auch von der realen Quelle der Vorſtellungen erfahren. Wir können genöthigt werden, in der Conſtruction der vergangenen und zukünftgen Ereigniſſe und Exiſtenzen Eines für möglich und ein Anderes für unmöglich zu halten; wenn wir nur bei der Welt Nichts weiter als ein Syſtem von Dingen und Vorgängen vorſtellen und uns dabei hüten, den empiriſchen Dinglichkeiten eine ewige Dauerbarkeit oder ein ewiges Geweſenſein zuzuſchreiben. Vermeiden wir dieſe Klippe einer wenn auch natürlichen doch irrthümlichen Metaphyſik, ſo erfahren unſere empiriſchen Behauptungen ganz von ſelbſt die ihnen eigenthümlichen Beſchränkungen. Es wird nur in Beziehung auf ein Syſtem materieller Beſtimmungen geurtheilt, welches dem formalen Syſtem unſerer reinen Verſtandseinſichten entſpricht. Es läuft Nichts von abſoluten d. h. vorausſetzungsloſen Behauptungen unter, und die Erſchöpfung der em-

piriſchen Möglichkeiten aus gewiſſen Geſichtspunkten hat ebenſo wenig etwas Befremdliches als unſere Fähigkeit zu aprioriſchen Disjunctionen. Das Entweder-oder, welches wir in Bezug auf empiriſche Möglichkeit ausſprechen, beruht ebenfalls (ganz wie das aprioriſche) auf einem übergreifenden und umſchließenden Begriff, und der einzige Unterſchied beſteht darin, daß dieſer Begriff von einem anderen Faktor der Erkenntniß gebildet wird.

Eine nähere Einlaſſung auf die Begriffe der naturwiſſenſchaftlichen und der geſchichtlichen Wahrheit würde uns die empiriſchen Vorbedingungen der Anwendung unſeres Princips durch Einzelnheiten veranſchaulichen. Doch müſſen wir derartige Ausführungen als über den Zweck einer blos logiſchen Vorbereitung hinausreichend an eine ſelbſtſtändige Theorie der logiſchen Functionen verweiſen. Hier iſt es genug, die empiriſchen Vorbedingungen des Gebrauchs des oberſten Princips aller Logik gekennzeichnet zu haben.

Fünftes Capitel.

Tragweite und Grenzen.

Wir haben die verſchiedenen Formulirungen des Identitätsprincips betrachtet, darauf den eigentlichen Sinn deſſelben für ſeine drei Geſtalten feſtgeſtellt und ſchließlich ſowohl auf die aprioriſchen, als auch auf die empiriſchen Vorausſetzungen ſeiner Anwendbarkeit hingewieſen. Es bleibt uns noch übrig, Grenzen und Tragweite ſeines Gebrauchs zu erläutern. Denn es liegt die Frage nahe, ob nicht vielleicht die verſchiedenen Schemata der logiſchen Gedankenbewegung in jenem Princip entſpringen, und ob nicht vielleicht gerade um dieſes Umſtandes Willen ein metaphyſiſcher Mißbrauch des oberſten Grundſatzes der Logik möglich ſei.

Bis jetzt iſt die Frage, durch welche Erkenntnißmittel die ſyllogiſtiſche Verbindung der Einſichten geſchehe, kaum aufgeworfen, geſchweige beantwortet. Man hat ſich ausſchließlich mit der bereits ſpecificirten Form des Ariſtoteliſchen Syllogismus beſchäftigt. Hieraus iſt begreiflich, daß man den Satz, daß was vom Ganzen ausgeſagt werde, auch vom Theil auszuſagen ſei, zum axiomatiſchen Eckſtein des logiſchen Baues gemacht hat. Die quantitative Beſtimmtheit der logiſchen Vorſtellungen iſt auf dieſe Weiſe ſchon in das Fundamentalaxiom verwebt. Nun könnte ſchon die einfache Ueberlegung, daß es eine höhere Stufe der Abſtraction giebt, welche von dem Begriff der Sphäre gänzlich abſieht, dazu veranlaſſen, auf eine allgemeinere Schematik der logiſchen Operationen zu denken.

Nehmen wir jedoch einen anderen Ausgangspunkt. Die Formeln, durch die unſer Princip vorgeſtellt wird, haben die Geſtalt von Ur-

theilen. Es ist daher von vornherein gewiß, daß wir an jenen Schematen die Fundamentalgestalten zu möglichen Urtheilsformen besitzen. Erinnern wir uns, daß der vermittelnde Begriff zwischen den beiden Seiten der Gleichung oder vielmehr Identificirung das eine Mal Bejahung der Identität, das andere Mal Verneinung derselben und in der dritten Gestalt eine Verbindung von allgemeiner Bejahung und besonderer Verneinung in dem Begriff der Disjunction war. Diese Annäherung der Disjunction an Bejahung und Verneinung ist dem logischen Herkommen nicht völlig fremd, verstößt jedoch gegen die Verbindung des Disjunctiven mit dem Hypothetischen und Kategorischen. Lassen wir jedoch hier diesen Nebeneinwand auf sich beruhen, und halten wir uns an die interessante Verknüpfung von Affirmation und Negation in dem einheitlichen Begriff der Disjunction.

Will man auf die Unterschiede der Allgemeinheit (also auf den Gegensatz von particulärer und universeller Geltung) noch nicht gleich Rücksicht nehmen, so kann man als formale Differenz der Urtheilsarten zunächst nur den Gegensatz des Bejahens und Verneinens, so wie dessen Vereinigung anführen. Eine natürliche Gliederung der Urtheilsgestalten, welche allmälig zu näheren Bestimmungen fortschreiten soll, wird mithin an die drei Formen des Identitätsprincips anzuknüpfen haben.

Um unsere Meinung unzweideutig auszusprechen, so sehen wir die Verfassung der drei Gestalten des Identitätsprincips als für jedes bestimmtere Urtheil maßgebend an. Die reine Form der Bejahung und der Verneinung, so wie der Vereinigung beider ist das, was in den bestimmten Urtheilen eine Specification erfährt. Es ist daher nicht erlaubt, die logische Quantität auf gleicher Linie mit der logischen Qualität aufzuführen, oder ihr wohl gar, wie Kant gethan hat, den zweiten Platz anzuweisen. Es sind Urtheile und Schlüsse in bloßen Begriffen möglich, ohne daß die logische Quantität in Frage kommt. Diese Möglichkeit erhebt uns über die Aristotelische Vorstellung vom Urtheil und vom Syllogismus. Sehen wir zu, wie einfach sich das natürliche System gestaltet.

Wenn A=A die Formel für die positive Function des Identitätsprincips ist, so wird A=B das allgemeine Schema aller Urtheile sein. Der Schluß wird eine allgemeinere Art des Urtheils, gleichsam ein Urtheil in zweiter Potenz werden. Wenn nämlich A=B und B=C gegeben ist, so wird die Einsicht, daß die beiden Gleichheitszeichen denselben vermittelnden Begriff, aus dessen Gesichtspunkt die Identität statthat, repräsentiren, das Schlußurtheil A=C ermöglichen.

Um die eben beigebrachten Formeln zu verstehen, muß man erwägen, daß das Urtheil in der Geltendmachung eines durch zwei Vorstellungen hindurchgehenden identischen Begriffes besteht. Wo geurtheilt wird, sind die Begriffe auf den beiden Seiten der Gleichung verschieden. Ja es braucht überhaupt nicht die Form der Gleichsetzung festgehalten zu werden, wenn sich nur überhaupt derselbe identische Begriff durch ein Mannichfaltiges des Gedankens hindurchzieht. Nun

kann das Gleichheitszeichen zunächst völlige Identität ausdrücken sollen. In diesem Falle kann eigentlich weder von Urtheil noch von Schluß die Rede sein. So wenig die Null eine Größe ist, ebenso wenig ist A=A ein Urtheil. Zum Urtheil gehört, daß von einer Verschiedenheit abstrahirt, und abgesehen von dieser Verschiedenheit die Identität irgend eines bestimmten Begriffes erkannt werde. Aus diesem Grunde haben wir auch A=B, d. h. die Identification aus dem Gesichtspunkt eines vermittelnden Begriffs als Fundamentalschema alles besonderen Urtheilens hingestellt. Man sieht hieraus, inwiefern A=A nur eine reine Form zu möglichen Urtheilen nicht aber selbst ein Urtheil vorstellt. Es versteht sich von selbst, daß der Schluß, der ja nur eine gewisse Gattung des Urtheils ist, ebenfalls Verschiedenheit voraussetzt. Nur liegt hier die Differenz in der verschiedenen Anwendung der vermittelnden Begriffe in den gegebenen Urtheilen.

Die Urtheile classificiren sich nach ihren vermittelnden Begriffen. Die vermittelnden Begriffe sind wiederum nach der besonderen Gestaltung der Identitätsvorstellungen zu entwickeln und einzutheilen. Auf diese Weise gelangen wir zu einer Art von natürlicher Specification der Urtheilsformen. Ich nenne nun die Verzweigung der abstracten Identitätsvorstellung in verschiedene besondere Begriffe, welche die Vermittelung der Urtheile bewerkstelligen, die Tragweite des Identitätsschema. Die Bildung des Ueberganges von den ganz abstracten Formen des Denkens zu den bestimmteren Gestalten des auf die Anschauung bezüglichen Vorstellens liegt eigentlich außer dem Wege unserer gegenwärtigen Untersuchung. Doch dürften einige Andeutungen auch zum Verständniß des gerade hier Erheblichen beitragen.

Ein einziges Beispiel genügt, die allzu enge Fassung des Aristotelischen Begriffs vom Syllogismus außer Zweifel zu setzen. A hat B zur Folge; B hat C zur Folge; also hat A schließlich C zur Folge. Dieser Gedankengang ist offenbar ein Schluß; denn zwei Urtheile, deren vermittelnde Begriffe gleich sind, werden der zureichende Grund eines neuen dritten Urtheils, und zwar geschieht dies vermöge der Einsicht, daß das „Folge sein" eine so allgemeine Conception sei, daß es in ihr auf die Vermittelung durch Zwischenglieder (eigentliche Mittelbegriffe im gewöhnlichen Sinne) nicht ankomme. Der hier fragliche Begriff der Folge wird in seiner Identität nicht alterirt, ob er sich nun auf die unmittelbare oder auf die vermittelte Verbindung beziehe. Die überlieferte gemeine Logik hat diese Art des Schlusses unter der Rubrik der hypothetischen Syllogismen unterzubringen gesucht, sie indessen auch dort nicht rein, sondern nur mit logischen Quantitäten verwebt aufgefaßt. Außerdem haben wir ja auch bereits erwähnt, daß sich das hypothetische Urtheil selbst in der quantitativ bestimmten Form nicht recht in die Vorstellungsart der gemeinen Logik füge. Letztere haftet nämlich ausschließlich an dem Begriff der ruhenden Gattungen oder Allgemeinheiten und an deren Unterordnung, um nicht zu sagen Einschachtelung. Diese Vorstellungsweise ist nun offenbar zu speciell, sobald es sich nicht mehr um das

Verhältniß von Gattung und Art oder von Eigenſchaft und Ding, ſondern um den vermittelnden Begriff des Grundes oder der Urſache handelt. Die Copula im weiteren Sinne („iſt Gattung", „iſt Urſache"), d. h. der vermittelnde oder Bindungsbegriff iſt in den ſynthetiſchen Urtheilen (die wir den ſubſumtiven oder Gattungsurtheilen entgegenſetzen) von ſo eigenthümlicher Art, daß er ſich nicht ungezwungen in den gewöhnlichen Formalismus der Subſumtionen einfügen läßt. Man kennt ja die vergeblichen Bemühungen, das hypothetiſche Urtheil nach der Schablone der übrigen Urtheilsformen zuzuſtutzen, und man weiß, daß es auf dieſem Wege bisweilen zur Leugnung des ſelbſtſtändigen Charakters der hypothetiſchen Urtheilsform gekommen iſt. Uns ſind dieſe Verlegenheiten Fingerzeige geweſen, in welcher Richtung ſich die Enge des Rahmens der Ariſtoteliſchen Logik erweitern laſſen möchte.

Der Gegenſatz der ſubſumtiven und der ſynthetiſchen Urtheile würde, ſelbſt wenn man die Richtigkeit und Erheblichkeit deſſelben einräumte, dennoch willkürlich erſcheinen, falls er ſich nicht an eine natürliche, ungezwungene und über allen Zweifel erhabene Eintheilung der Vorſtellungsformen anknüpfen ließe. Wir gehen nun davon aus, daß dem Denken als Denken im Gegenſatz des anſchaulich beſtimmten Vorſtellens im letzten Grunde nur ein einziger Begriff, nämlich der des Grundes ſelbſt, weſentlich iſt. Was es mit dieſem Begriff für eine Bewandtniß habe, und ob er nicht vielleicht lieber blos eine Function zu Begriffen denn ſelbſt als fertiger Begriff zu faſſen ſei, laſſen wir hier unerörtert. Auch deſſen Beziehung zu dem Begriff der Identität kann auf ſich beruhen bleiben, da es uns hier einzig und allein darauf ankommt, den Gedanken einer gemeinſamen Wurzel der verſchiedenen vermittelnden Begriffe der natürlichen Urtheilsformen feſtzuhalten. Eine tiefere Unterſuchung, als ſie hier unſer Zweck erheiſcht, muß eine identiſche Einheit in allen Denkformen zum Bewußtſein bringen. Wir begnügen uns damit, die Vorſtellungsformen des Raumes und der Zeit mit dem Begriff des Grundes in Beziehung zu ſetzen.

Die ſynthetiſchen Urtheile oder Urtheile des Grundes beziehen ſich auf die Zeitfolge als das natürliche Schema der Entwickelung, während die ſubſumtiven Urtheile ruhende Gattungen, d. h. räumlich fertige Gebilde vorausſetzen. Allerdings iſt die Einheit des Grundes auch in den ruhenden Gattungen anzutreffen; denn ſie ſind das Allgemeine, was ſie vorſtellen, nur durch Vermittelung eines ſich in der Mannichfaltigkeit geltend machenden einheitlichen Begriffs. Sie ſind concreterer Natur, als die ausſchließlich in der Form der Zeit hervortretenden Urſächlichkeiten. Denn die gegenſeitige Beſtimmung und Beziehung der Theile durch den Begriff des Ganzen findet ihre Veranſchaulichung erſt durch die räumliche Vorſtellung der ruhenden Gattungen. Die disjunctive Form der urſächlichen Beziehungen (allgemein bindende Einſchließung mit gegenſeitiger Ausſchließung der nebengeordneten Glieder) läßt ſich nur durch räumlich beſtimmte Vorſtellungen ſchematiſiren. Bloße Zeitbeſtimmungen reichen hierzu nicht aus, da es ſich um Gegenſeitigkeit der Beziehungen und Doppelſeitig-

keit der Richtungen in den die Glieder der Disjunction bindenden und trennenden Kräften handelt.

Aus dem eben Geſagten folgt, daß die Gattungsurtheile, in denen es ſich ausſchließlich um die Umfangsbeziehungen der Begriffe handelt, die Urtheile des Grundes gleichſam verſteckt einſchließen. Denn ein Begriff hat nur dadurch eine Sphäre, daß ſich die in ihm geſetzte allgemeine Vorſtellung oder Regel in einem mannichfaltigen Stoff verwirklicht. Die nächſte Vorausſetzung für dieſe Verwirklichung iſt nun die Zeit und erſt in zweiter Linie der Raum. Wir werden alſo zunächſt Geſetze der Entwickelung und dann erſt ruhende Beziehungen erhalten, vorausgeſetzt nämlich, daß wir vom Abſtracten zum Concreten übergehen wollen. Das Geſetz iſt eine Regel des Geſchehens; die ruhende Beziehung, welche ſich in der Einheit des Gattungsbegriffs ausdrückt, geht auf eine mehr oder minder dauernde Exiſtenz. Gleichwohl können wir die ruhende Beziehung nicht anders denken, als indem wir die verſchiedenen möglichen Richtungen der Cauſalität, die zwiſchen den einzelnen Theilen ſtatthat, jede für ſich durchlaufen. Das Schema des ruhenden Allgemeinen ſchließt mithin die einfache ſynthetiſche Form der Cauſalität ein. Man kann alſo mit Recht behaupten, daß dem Urtheil der Gattung ein Urtheil des Grundes inwohne.

Man weiß, welche Schwierigkeiten es hat, Zeit und Raum einheitlich, d. h. durch Vermittelung der Gliederung eines an ſich ſelbſt identiſchen Begriffs vorzuſtellen. Ich bilde mir nicht ein, die fraglichen Verlegenheiten beſeitigt und die Sache bis zur vollſten Deutlichkeit aufgeklärt zu haben. Allein ich glaube folgende Ueberlegung als Ausgangspunkt für beſtimmtere Feſtſtellungen empfehlen zu dürfen.

Die logiſche Form der Disjunction ſchließt, wie wir bereits früher bemerkt haben, Bejahung und Verneinung ein. Soll nun irgend eine gegebene Dualität als aus einem einheitlichen Grunde hervorgegangen gedacht werden, ſo liegt es ſchon in dem Begriff der einheitlichen ſogenannten Ableitung, daß die fragliche Eintheilung als durch einen übergreifenden Begriff vorgezeichnet gedacht werde. Zeitliche Entwickelung und räumliche Nebenordnung müſſen daher als beſondere Beſtimmungen einer zu Grunde liegenden Einheit angeſehen werden. Nun iſt offenbar die logiſche Form der Disjunction der einzige Ausgangspunkt für die erſchöpfende Beſtimmung der Möglichkeiten. In dieſer Form wird alſo ſchon die fragliche Dualität angelegt ſein müſſen. In der That zeigt ſich auch, daß die Richtungsverſchiedenheit ſowohl in der Trennung, als in der Bindung der Glieder des disjunctiven Schema den verſchiedenen Formen der zeitlich beſtimmten Cauſalität entſpricht, und daß die umſchließende Einheit als den ruhenden Beziehungen correſpondirend vorgeſtellt werden kann. Auch der Umſtand, daß man ſtets die Schiefe und Ungehörigkeit einer Vorſtellungsweiſe fühlt, welche den Zeitbegriff dem Raumbegriff auf gleicher Linie nebenordnet, zeugt für die Richtigkeit unſerer Anknüpfung an die logiſche Disjunction. Denn die ausgeführte Disjunction eines allgemeinen Begriffes ergiebt eine ſolche Einheit, in

welcher die Vorstellung von dem ruhenden Zusammenbestehen der Glieder durchaus nicht mit der Vorstellung der Bewegung oder Entwickelung, die man innerhalb jener Einheit denken kann, auf gleiche Linie gestellt werden darf. — So viel zur Erläuterung unserer Behauptung, daß das auf die Verhältnisse ruhender Gattungen bezügliche Urtheil das Urtheil des Grundes voraussetze und einschließe. Inwiefern im Mechanismus des Denkens jene Einschließung bereits vollendet hervortritt, und wie aus diesem Grunde ein unmittelbares Bewußtsein des in den Gattungsurtheilen verborgenen synthetischen Elements nicht statthaben kann, — das sind Fragen der Psychologie, von deren Erörterung wir hier Abstand nehmen.

Die synthetischen Urtheile sind um eine Stufe abstracter als die auf ruhende Gattungen bezüglichen Entscheidungen. Der Entwickelungsgang des Wissens bestätigt dieses Verhältniß. Denn das Bewußtsein der ruhenden Gattungen geht der Erkenntniß der Gesetze voran. Die höhere Stufe der Wissenschaftlichkeit wird erst da eingenommen, wo man sich über die bloße Feststellung ruhender Allgemeinheiten zu Gedanken von Gesetzmäßigkeit und Entwickelung erhebt. Die Natürlichkeit unserer Unterscheidung von Urtheilen der Gattung und Urtheilen des Grundes möchte wohl nie auf einen besseren Beleg zu rechnen haben, als er in den anerkannten Grundformen des wissenschaftlichen Vorstellens angetroffen wird. Bloße Classificationen machen, wo sie noch vorherrschen, nur Wissenschaften niederen Ranges aus. Erst wenn das begründende Denken in die ruhenden Formen Leben bringt und dieselben als Satzungen aus einem gemeinsamen Grunde der Entwickelung und des Bestehens erkennen läßt, erreicht die Einsicht die ihr mögliche Tiefe und Vollkommenheit. In diesem Hergang ist freilich auch ein Abweg möglich. Es kann nämlich die Form der Entwickelung zur ausschließlich maßgebenden Vorstellung gemacht und über dieser Einseitigkeit der ruhende Grund und der identische Begriff vergessen werden. Doch kann die bloße Erinnerung, daß die gesetzmäßigen Beziehungen innerhalb der zeitlichen Abfolge in dem letzten allgemeinen Grunde der Möglichkeit einer logischen Disjunction wurzeln, von jener Abirrung zurückbringen.

Wenn wir synthetische und subsumtive Urtheile einander entgegensetzen, so verstehen wir das Subsumiren in dem speciellen Sinne des Unterordnens ruhender Gattungen. Denn Allgemeinheiten sind ja auch die Formen der Synthesis in der Zeit.

Rufen wir uns jetzt die schematische Form eines jeden Urtheils A=B zurück. Das Verbindungszeichen, welches in der Mathematik Größengleichheit und Aequivalenz von Operationen andeutet, ist uns hier in der Logik eine Copula überhaupt, ein vermittelndes Band, ein vermittelnder Begriff der Einheit der Vorstellung, oder wie man sonst den sich identisch durch die im Urtheil gedachte Mannichfaltigkeit hindurchziehenden Begriff bezeichnen mag. Bemühen wir uns also, die uns geläufige Ideenassociation, vermöge deren wir bei jenem Zeichen stets an Größengleichheit zu denken geneigt sind, zu trennen und unschädlich zu machen. Hätten wir die grammatische Copula

„Ist" als Bezeichnungsmittel vorgezogen, so würden wir noch größeren Hemmungen der Reinheit des fraglichen Begriffes begegnet sein.

Je nachdem der vermittelnde Begriff beschaffen ist, wird das Urtheil A=B eine verschiedene Form haben. Das Urtheil der Identität ist eigentlich keine besondere Urtheilsart. Denn der Umstand, daß jeder Begriff sich selbst gleich ist, wird schon in dem Schema A=A ausgedrückt, und dieses Schema ist nur die allgemeine Form zu Urtheilen, aber nicht selbst ein Urtheil. Doch wird bereits wirklich geurtheilt, sobald ein Begriff doppelt vorgestellt und sobald von der Verschiedenheit, die in der sinnlichen Doppelheit begründet ist, abstrahirt wird. Wenn ich also auch die Regel der Erzeugung und die ganze Verfassung eines Begriffsgebildes noch einmal denke oder antreffe, so schließt doch schon die zeitliche oder räumliche Dualität die sogenannte numerische Identität aus.

Wollen wir zu verschiedenen Artungen des allgemeinen Urtheilsschema gelangen, so müssen wir die Stammbegriffe des Denkens als vermittelnde Begriffe möglicher Urtheile ansehen. Nun finden sich die wesentlichen Gestalten des Denkens bereits in der vollkommensten Form des Identitätsprincips, in dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten angedeutet. „Es ist nothwendig, daß B entweder A oder Nicht-A sei". Die Stammbegriffe des Bejahens, des Verneinens, der Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, der Voraussetzung und Folge sind deutlich genug in jener Formel zu erkennen. Wer jedoch meinen sollte, es fehle die Form des Hypothetischen, der sei daran erinnert, daß in jeder Disjunction stillschweigend der Gedanke liegt, es seien, wenn das eine Glied gesetzt wird, die übrigen auszuschließen.

Zur Vervollständigung der Kantischen Tafel der Stammbegriffe fehlt uns nun in der That nur die Conception der logischen Quantität, und dieser Umstand ist ein beachtenswerthes Unterscheidungszeichen unserer Auffassung. Allerdings ist jede bestimmte Disjunction die Darstellung eines Begriffsumfanges und insofern auch der logischen Quantität. Allein wir haben es hier gar nicht mit einer bestimmten speciellen Disjunction, sondern nur mit der allgemeinen Form zu Disjunctionen zu thun. Die Vorstellung der Quantität ist nie rein begrifflich, sondern stets formal sinnlich. Aus diesem Grunde sind denn auch die Urtheile, insofern sie auf die Verhältnisse der größeren oder geringeren Allgemeinheit gehen, bereits sensualer oder, in der Kantischen Sprache geredet, ästhetischer Natur. Die vermittelnde Vorstellung in den Urtheilen über logische Quantität gehört bereits dem Gebiet der Grundformen der Sinneswahrnehmung an. In einem natürlichen System werden daher die abstracteren Urtheilsformen voranzugehen haben.

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn die überlieferte Logik bisweilen zu der Vorstellung verleitete, es gäbe gar keine Urtheile oder Schlüsse ohne logische Quantität. Indessen können einfache Beispiele lehren, daß der Gegensatz von Universalität und Particularität gar nicht in Frage zu kommen braucht. Die reine Verneinung der Gleichheit der Begriffe enthält keine logische Quantitätsbestimmung

und läßt sich ohne Weiteres umkehren. „Der Gedanke A ist nicht der Gedanke B". Dieser Satz ergiebt ohne irgend welche Rücksicht auf die Umfangsverhältnisse der Begriffe die Umkehrung: „Der Gedanke B ist nicht der Gedanke A". Würde man dagegen die Copula dieser Sätze in einem bestimmteren Sinne als in demjenigen der begrifflichen Einerleiheit und Verschiedenheit, mithin etwa als ein „Sein der Gattung nach" genommen haben, so hätte man hiermit den Gesichtspunkt der logischen Quantität eingeführt und die Umkehrung wäre nur mit Rücksicht auf das Sphärenverhältniß möglich gewesen. Der identische vermittelnde Begriff würde auf diese Weise eine concrete auf den Grundformen der Sinneswahrnehmung beruhende Vorstellung geworden sein.

Die Urtheile des Grundes oder der Ursache (welche dem Schema der Zeitentwickelung entsprechen) können ohne die nähere Bestimmung einer logischen Quantität bleiben. „Der Gedanke A ist der Grund des Gedankens B". In diesem abstracten Schema fehlt jede Andeutung des Verhältnisses zwischen dem Ganzen und dem Theil. Kommt jedoch in diesem Fall eine logische Quantität etwa aus einem bestimmteren Gesichtspunkt in Frage, so wird es sich stets um eine in eine gewisse Zeitausdehnung übergreifende Allgemeinheit handeln.

Jenseit des Gebietes, in welchem der Gegensatz des Universellen und Particulären möglich ist, liegt der reine Begriff als solcher, der sich zu den logisch quantitativen Unterschieden wie Unendliches zu Endlichem verhält. Dieser Begriff ist der diesseits alles bestimmteren Vorstellens liegende Grund der numerischen Allgemeinheit. Letztere wird nun regelmäßig eine Unendlichkeit sein, und so sind wir berechtigt, den einfachen Grund dieser Schrankenlosigkeit als Etwas zu fassen, was sich zu der numerischen Reihe wie Unendliches zu Endlichem verhält. Denn die Vielheit wird als jeweilig begrenzt vorgestellt, und der Gedanke des nicht beschränkten Fortganges in der Reihe ist stets wesentlich negativ, so daß man einen Sprung zum Begriff als solchen nöthig hat, um zu einer positiven Vorstellung der Unendlichkeit zu gelangen.

Unsere letzte Bemerkung ist geeignet, die Wichtigkeit der Erhebung des Denkens auf die höchste Stufe der Abstraction zu erläutern. Es ist geradezu ein Fehler, wenn man glaubt, die Grundgestalten der bedeutsamsten logischen Beziehungen müßten die Umfangsverhältnisse der Begriffe bereits enthalten.

Die Ursprünge der sinnlich bestimmten Begriffe sind in demjenigen zu suchen, was überhaupt erst die formale Sinnlichkeit möglich macht, also in Etwas, was jenseit des erscheinenden Denkens liegt. Kein Wunder daher, daß wir Begriffe wie Möglichkeit, Folgerung, Voraussetzung regelmäßig in irgend einer formal sensualen Bestimmtheit vorstellen müssen. Der Spielraum der Möglichkeiten ist nicht gehörig verständlich, ohne die Mannichfaltigkeit in Raum und Zeit herbeizuziehen. Alle reale Möglichkeit bezieht sich entweder auf die Zukunft oder auf die Nebenordnung des als gegenwärtig gedachten Daseins. In beiden Fällen wird sie sinnlich schematisirt (ein Aus-

druck, den ich nicht in dem beſonderen Sinne Kants gebraucht haben will).

Das natürliche Syſtem der Urtheile beruht auf der natürlichen Verzweigung der in letzter Abſtraction ganz einfachen vermittelnden Vorſtellung, welche ſich als identiſcher Begriff in der urtheilenden Syntheſis geltend macht. Die Hauptgeſtaltungen, nämlich die Formirungen der ſynthetiſchen und der Gattungsurtheile haben wir bereits berührt. Hier käme es nur noch darauf an, darauf aufmerkſam zu machen, daß die logiſche Quantität in dem erwähnten Gegenſatze unerheblich iſt. In dem einen Falle haben wir eine Gleichſetzung zweier Begriffsgebilde aus dem Geſichtspunkt eines dritten Begriffes, und hierbei iſt die numeriſche Allgemeinheit etwas Secundäres. In dem andern Fall haben wir eine Verknüpfung durch den Begriff der Urſache, und hierbei iſt wiederum die numeriſche Allgemeinheit gleichgültig. Alles kommt darauf an, daß zunächſt durch den Begriff an ſich ſelbſt, d. h. ohne Rückſicht auf deſſen Sphäre gedacht werde.

Beſtimmtere Urtheilsformen können ſich erſt dadurch ergeben, daß man den vermittelnden Begriff concreter geſtaltet. So wird in den Vermittelungen des mathematiſchen Raiſonnements die Vorſtellung der begrifflichen Identität zu der beſtimmteren Conception der Größengleichheit. Ebenſo werden beſondere Arten von Cauſalität (z. B. mechaniſche Mittheilung der Bewegung) zu beſonderen empiriſchen Urtheilscharakteren führen. Begnügen wir uns jedoch mit dieſer Andeutung. Schon der Hinweis auf die aprioriſchen Fundamentalformationen und auf deren Zuſammenhang mit dem zeitlichen und räumlichen Vorſtellen wäre für unſeren Zweck ausreichend geweſen. Denn es kommt uns ja einzig und allein auf die Verdeutlichung der Conception einer natürlichen Entwickelung und Umgeſtaltung deſſen an, was wir vermittelnden Begriff des Urtheils genannt haben. Nur indem wir uns darüber klar werden, daß das logiſche Band im Schema des Identitätsprincips gleichſam ein Blankett iſt, welches auf Ausfüllung wartet, erkennen wir die Tragweite jenes oberſten Grundſatzes der Logik und alles Verſtandesgebrauchs.

Nachdem wir das Urtheilsſchema A=B in beſonderer Rückſicht auf unſeren Zweck erörtert haben, bleibt uns noch übrig, das in eminenter Weiſe abſtracte Urtheil zu betrachten, durch welches ſich der Schluß A=C vermittelt. Gewöhnlich weiſt man auf die Gemeinſamkeit des Mittelbegriffs B in beiden Urtheilen hin. Man denkt an den äußerlichen Uebergang von A durch B zu C. Allein hierdurch gewinnt man kein Bewußtſein über den eigentlichen Act der Vermittelung. Dieſer bezieht ſich nicht unmittelbar auf die Seitenbegriffe der gegebenen Urtheile A=B und B=C, ſondern direct auf die Vorſtellungen, welche den beiden Bindungszeichen entſprechen. Der Schluß kommt dadurch zu Stande, daß die beiden Bindungsbegriffe ſelbſt als identiſch, d. h. als in einem dritten Begriff übereinkommend erkannt werden. Wir erkennen auf dieſe Weiſe, daß der Grund des Grundes auch Grund der Folge (freilich nur im ganz abſtracten Sinne des Begriffes) ſei, d. h. daß es für den Begriff der Begrün-

dung auf Einschaltung von Mittelgliedern nicht ankomme. Ebenso stellen wir fest, daß der Theil des Theils auch Theil des Ganzen sei (diese Ausdrücke im Sinne der logischen Quantität, d. h. des Mehr und Minder der Allgemeinheit genommen).

Nebenbei sei wiederum daran erinnert, daß das Schlußschema auch ohne logische Quantität einen selbstständigen Sinn haben kann. A ist mit B identisch; B ist mit C identisch; also ist A mit C identisch. Dies ist ein Schluß der reinen Identität, welcher freilich irgend einen Act der Abstraction von einer Verschiedenheit voraussetzt, wenn er nicht eine leere und überflüssige Formel sein will. Doch genügt die sinnliche Wiederholung desselben Begriffsgebildes, d. h. die numerische Vielheit zur Constituirung einer im Raisonnement häufig höchst erheblichen Verschiedenheit.

Nach dem Vorangehenden können wir sagen, daß die schließende Function auf einer Recognition in einem identischen Begriff beruhe. Man wird sich bewußt, daß die beiden vermittelnden Begriffe der gegebenen Urtheile in einer identischen Vorstellung zusammenstimmen, die sich durch deren etwa vorhandene Verschiedenheit hindurchzieht. Es ist mithin ein Urtheil von einer höheren Stufe der Abstraction als die gegebenen Urtheile, was das Schlußurtheil (erst auf einem Umwege) möglich macht. Denn erst muß ich einen vermittelnden Begriff von so zu sagen zweiter Potenz gewinnen, ehe ich denselben zum Bindungsbegriff der Seiten des Schlußurtheils machen kann. Diese Gewinnung geschieht aber nur durch die Erkenntniß des Identischen in den beiden vermittelnden Functionen, durch welche die gegebenen Urtheile vollzogen werden.

Wir haben die positive Function des Identitätsprincips durch die Hauptcharaktere der logischen Factoren verfolgt. Man wird es uns billig erlassen, auch auf die negativen und disjunctiven Gestaltungen näher einzugehen. Die Allgemeinheit unseres Ausgangspunktes erlaubte uns, von der Mannichfaltigkeit der an die logische Quantität geknüpften Combinationen, also gerade von Alledem abzusehen, was den Reichthum der logischen Theorie auszumachen pflegt. Jedoch waren wir auch rücksichtlich dieser concreteren Bestimmungen im Stande, Andeutungen über die Tragweite des Identitätsprinzips zu geben. Die Grundvorstellung, von der wir ausgegangen und zu der wir schließlich wieder gelangt sind, besteht mithin darin, daß wir die verschiedenen Gestalten der den logischen Gedankengang bewerkstelligenden Vermittelungen als Formen der Identification und zwar der Identification aus dem Gesichtspunkt eines mehr oder minder abstracten Begriffes betrachten. In dieser Vorstellung liegt bereits der Gedanke, daß das Princip der Identität die Grundform alles Verstandesgebrauchs sei. Wenn wir nun von der Erläuterung der Tragweite zu der Bestimmung der Grenzen und natürlichen Einschränkungen des Gebrauchs unseres Princips übergehen, so unternehmen wir hiermit eine Feststellung, deren Bedeutung metaphysisch, oder, wenn man will, auch antimetaphysisch ist. Denn es handelt sich darum, den

rechtmäßigen Gebrauch der logiſchen Functionen von deren Mißbrauch in metaphyſiſchen Erdichtungen zu unterſcheiden.

Auf der höchſten Stufe der Abſtraction kann weiter Nichts geſchehen, als daß unanſchauliche Begriffe auf ihre Identität oder Nichtidentität geprüft werden. Ein weiteres Denken wird erſt durch ein Eingehen auf die Verwirklichung der Begriffe im Sinnlichen möglich. Die Kraft der unanſchaulichen Begriffe iſt eine Macht dieſſeit des erſcheinenden Denkens, und wollte man ſich recht ſorgfältig ausdrücken, ſo würde man beſſer von Funktionen zu Begriffen, als von fertigen Begriffen reden. In jenen in eminenter Weiſe abſtracten Begriffen (wie Grund, Urſache, Einerleiheit) iſt gar keine Mannichfaltigkeit des Gedankens anzutreffen; ſie ſind einfache Conceptionen, in denen Nichts weiter angelegt iſt, als was man bei ihnen auch von vornherein regelmäßig zu denken nicht umhin kann. Sie können daher an ſich ſelbſt auch keine Theorie haben, d. h. ſie werden nur dadurch Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Satzungen, daß man ſie im Zuſammenhang ihres Gebrauchs betrachtet. Es iſt mithin gar kein wirkliches Denken möglich, welches ſich ausſchließlich in unanſchaulichen Conceptionen bewegte und dennoch zu einer Einſicht gelangte, die über das einfache Bewußtſein jenes Gehalts der Begriffe hinausginge. Dieſe bereits von Kant (wenn auch nicht in ihrer ganzen Conſequenz) geltend gemachte Behauptung entzieht der in begrifflichen Erdichtungen ſpielenden Metaphyſik ihr Fundament. Sie verbietet z. B. den Begriff der Urſache zu falſchen Verdinglichungen zu verwerthen und etwa den Grund des Syſtems der Dinge als Subſtanz vorzuſtellen. Sie erlaubt in dieſer Beziehung Nichts weiter als die formale Einheit des Denkens geltend zu machen und die Conception des Grundes als die höchſte Form aller Syntheſis zu betrachten. Dagegen geht es nicht an, aus den Urſachen an ſich ſelbſt formal ſinnlich beſtimmte Weſenheiten (alſo etwa Subſtanzen) zu machen.

Wenn wir es uns zur Regel machen, die metaphyſiſchen Widerſprüche nie eher als ſolche gelten zu laſſen, als bis wir uns überzeugt haben, mit welcher Berechtigung bei ihrer Hervorbringung der Satz des Widerſpruches angewendet worden ſei, ſo dürfen wir mit Sicherheit erwarten, ganze Schaaren metaphyſiſcher Aufſtellungen auf dieſe Weiſe los zu werden. Man denke zunächſt an den ſcheinbar directen Beweis, welchen Kant von der Idealität des Raumes und der Zeit gieb. Dieſer der äußeren Form nach allerdings directe Beweis iſt ſeinem weſentlichen Gehalt nach Zurückführung auf eine unmittelbar als ſolche erkennbare Unvereinbarkeit. Das Ding von Raum, mit welchem ſich die gemeine Vorſtellung trägt, und welches auch in der wiſſenſchaftlichen mathematiſchen Vorſtellung von dem unendlichen unbeweglichen Raume nicht verleugnet wird, ſoll ein Unding ſein. Das Anſichſetzen oder die Verdinglichung des unbegrenzt räumlichen Vorſtellens ſoll zu einem Widerſpruch führen. Worin liegt nun dieſer Widerſpruch? In der Verleugnung der Identität unanſchaulicher Begriffe, oder in einer intuitiven Unvereinbarkeit? Weder unter der einen noch unter der anderen Vorausſetzung iſt ein ſtrenger

Widerſpruch hervorzubringen, welcher uns über einen Fehler unſeres Vorſtellens aufzuklären vermöchte. Im Gebiete der eminenten Abſtractionen, d. h. der unanſchaulichen Begriffe kann nur die Setzung der Identität des Nichtidentiſchen (z. B. die Behauptung, daß der Begriff des Grundes von dem der Folge nicht unterſchieden ſei) einen Widerſpruch ergeben. Wenn wir nun auch wirklich anſtatt des unendlichen Raumes den abſtracteren Begriff eines Grundes der unbeſchränkten Möglichkeit der Ausdehnung ſetzen, ſo können wir mit dieſem Begriff gar nicht operiren, wenn wir nicht eine denſelben vollziehende Anſchauung zu Hülfe rufen. In dieſem Begriff und durch dieſen Begriff iſt gar keine widerſprechende Vorſtellung möglich. Wir werden alſo zu dem Geſtändniß genöthigt, daß die hier fragliche Anwendung des Princips der Identität bereits auf formal ſenſualen Vorausſetzungen beruht. Der Widerſpruch muß mithin in der Identiſchſetzung nichtidentiſcher Anſchauungsbegriffe beſtehen, oder er iſt ein trügeriſcher Schein, der aus Mangel an Reflexion über Tragweite und Grenzen der Anwendbarkeit des Identitätsprincips herrührt. Wenn ich das Unendliche als endlich ſetze, ſo iſt dies ein echter Widerſpruch. Denn die Conceptionen einer unendlichen und einer endlichen Reihe ſind eben nicht dieſelben, und ſie als einerlei anſehen, heißt das Denken verleugnen. Mit einem ſolchen Widerſpruch, der ſich allerdings in manchen chimäriſchen Conceptionen der Mathematik antreffen läßt, reicht man aber nicht aus, wenn es gilt, die transcendentale Idealität des Raumes zu erweiſen. Wenn man ſich hütet, den Raum als endlich zu ſetzen, ſo vermeidet man jene Art der Abſurdität. Nur durch Wendungen, welche den Vorſtellungsraum noch einmal als ſogenannten wirklichen Raum ſetzen, — alſo nur durch Wendungen, welche ein Anſichſein durch künſtliche Verdoppelung ſcharf und beſtimmt herſtellen und auf dieſe Weiſe ein Gebiet für anſchaulich hervorzubringende Widerſprüche eröffnen, kann die falſche Verdinglichung aus dem Raumbegriff fortgeſchafft und ſo der wahre Gehalt der Idealitätslehre vor Anfechtungen geſichert werden. In dieſen Wendungen wird aber (und das iſt hier der erhebliche Punkt) das Identitätsprinzip nur auf Grund anſchaulicher Einſichten gebraucht werden, und es verſchwindet auf dieſe Weiſe die täuſchende Vorſtellung, als ließe ſich jene metaphyſiſche Frage aus eminent abſtracten Begriffen ohne Vermittelung der reinen Form aller Syntheſis entſcheiden.

Metaphyſiſche Behauptungen werden in letzter Inſtanz an rein logiſche Wahrheiten appelliren müſſen. Hat man nun eine zutreffende Vorſtellung von den Erkenntnißgründen der allgemeinſten logiſchen Aufſtellungen, ſo wird man ſich nicht durch Berufungen auf bloße Logik täuſchen laſſen. Man wird in jedem Fall unterſuchen, ob die angezogene logiſche Einſicht nicht vielleicht ſelbſt in ähnlicher Weiſe wie der gerade fragliche metaphyſiſche Satz eine kritiſche Orientirung erfordere. Schon Kant hat darauf hingewieſen, daß die Umkehrung des Urtheils „alles Wirkliche iſt möglich“ in den Satz „einiges Mögliche iſt wirklich“ keineswegs über das Verhältniß der Möglichkeiten

zu den Wirklichkeiten entſcheidet. Beiläufig bemerkt, ſchließt die Particularität des Umkehrungsurtheils nie die Univerſalität aus. Man weiß daher aus bloßer Logik nur, daß wenigſtens einiges Mögliche wirklich iſt, muß es aber unbeſtimmt laſſen, ob nicht alles Mögliche wirklich ſei.

Wie die Berufung auf Unvereinbarkeiten jedesmal darauf geprüft werden müſſe, ob die fraglichen Unvereinbarkeiten auf zeitliche oder räumliche Vorausſetzungen bezogen werden, läßt ſich an einer berühmten, ja vielleicht an der berühmteſten und wichtigſten Frage der Metaphyſik zeigen. Wenn man von der Vereinbarkeit der Geſetzmäßigkeit und der Freiheit redet, ſo vergißt man in der Regel einen ausdrücklichen Hinweis auf die Unmöglichkeit, daß irgend ein Theil derſelben zukünftigen Zeit durch einen Vorgang oder eine Exiſtenz eingenommen und auch nicht eingenommen werde. Der Fatalismus oder überhaupt Determinismus ſtellt ſich die Theile der künftigen Zeit als mit gerade dieſen und keinen anderen Ereigniſſen erfüllt vor. Dieſe Meinung iſt nun der offenbare Widerſpruch der Freiheitsvorſtellung, der zufolge noch erſt darüber entſchieden werden ſoll, welcher beſtimmte Vorgang einer beſtimmten Zeit in einer beſtimmten Beziehung angehören werde. Die beiden Anſichten ſind contradictoriſche Gegentheile und ſchließen einander in der ſtrengſten Weiſe aus, ſo daß die Annahme einer Vermittelung als ein Verſtoß gegen das Princip vom ausgeſchloſſenen Dritten gelten muß. Dieſe zuverläſſige Einſicht von der gegenſeitigen Ausſchließung der Annahme einer Vorherbeſtimmung eines fraglichen Ereigniſſes einerſeits und der Vorſtellung der Abänderlichkeit oder vielmehr noch offenen Erfüllbarkeit der Zukunft andererſeits, — dieſe Einſicht konnte nur durch ein Bewußtſein über den beſtimmten auf die zeitliche Vorſtellung bezogenen Gebrauch des Identitätsprincips vermittelt werden.

Die beigebrachten Beiſpiele werden hoffentlich genügen, die Unbefangenheit, mit welcher man die logiſchen Formen in metaphyſiſchen Unterſuchungen handhabt, ein wenig verdächtig zu machen. Der Satz, daß über die Erkenntnißquellen der Logik auch in der Metaphyſik nicht hinausgegangen werden könne, oder mit anderen Worten, daß das Daſein logiſcher Functionen für ſich ſelbſt keine andere Realität als eben die der Form dieſer Functionen gewährleiſte, muß zum Eckſtein eines jeden gegen die phantaſtiſchen Begriffsdichtungen gerichteten Syſtems gemacht werden. Die metaphyſiſche Entartung natürlicher Conceptionen rührt meiſt aus einem falſchen Gebrauch der gemeinen logiſchen Functionen her, und unter dieſen iſt das Denken des Nichtidentiſchen als nichtidentiſch gerade diejenige Thätigkeit, welche der nebelnden und ſchwebelnden Verwiſchung der Begriffsunterſchiede entgegentritt. Nachdem wir nun das Identitätsprincip in ſeinem ganzen Umfang erkannt und ſorgfältig feſtgeſtellt haben, was es leiſten und nicht leiſten könne, ſind wir fähig gemacht, aus dem falſchen Dogma vom zureichenden Grunde den wahren Kern herauszuſchälen.

Zweiter Abſchnitt.

Das Princip vom zureichenden Grunde.

Erſtes Capitel.

Bisherige Vorſtellungen.

Alles hat einen zureichenden Grund. Dies iſt die einfachſte Formel, in welcher ſich das Dogma ausdrückt, deſſen Kritik wir unternehmen. Sehen wir jedoch zuerſt zu, von welcher Beſchaffenheit die erheblichſten Vorſtellungen über daſſelbe geweſen ſind.

Mit beſtimmterem Bewußtſein tritt das principium rationis sufficientis, wie es ſcheint, erſt bei Leibniz auf. Eine Thatſache oder eine Erkenntniß ſoll nur dann als wahr befunden werden, wenn ein Grund vorhanden iſt, aus welchem ſie iſt anſtatt nicht zu ſein. In dieſem Gedanken iſt eine Zweideutigkeit enthalten. Die Thatſache wird auf gleicher Linie mit der Erkenntniß behandelt. Es ſieht ſo aus, als ſollte ein jedes Geſchehen und ſogar eine jede Exiſtenz etwas Nothwendiges, d. h. aus Gründen Erzeugbares ſein. In der That iſt auch der Fatalismus der Kern unſeres Dogma. Von vornherein ſoll ſich der Verſtand die coloſſale Ungeheuerlichkeit der Idee einer Deduction des Seins aus bloßen Gedanken (aus Erkenntnißgründen) gefallen laſſen. Giebt er einmal dieſes Dogma zu, ſo hat er ſich für immer gefeſſelt. Von einem freien Verſtandesgebrauch iſt nicht mehr die Rede, wo die bezeichnete Vorſtellung Wurzel geſchlagen hat. Das Sein an ſich ſelbſt kann nie durch Begriffe oder eine Combination von Begriffen gedeckt werden. Wie mannichfaltig wir auch die Denkbeſtimmungen häufen mögen, es bleibt dennoch am Gegenſtande etwas Ungedachtes oder wenigſtens nur formal durch den Begriff der realen Quelle der Vorſtellungen Gedachtes zurück. Das Sein iſt durch das Denken nicht zu erſchöpfen; es giebt keine Gleichung zwiſchen Gedankenbeſtimmungen und Seinsbeſtimmungen. Es kann daher auch keine Ableitung der an ſich ſeienden Wirklichkeit aus logiſchen Functionen geben. Die Intelligenz iſt eine Art des Seins, aber nicht umgekehrt das Sein eine Art des Denkens. Sollten Thatſachen oder Dinge ganz und gar in Gründe aufgehen, ſo müßte erſt der Unterſchied zwiſchen der Vorſtellung und dem Gegenſtande der Vorſtellung verwiſcht ſein. Hiermit würde aber der Wahrheitsbegriff ſelbſt zuſammenfallen, der ohne die Trennung des Denkens und des Seins keinen Sinn hat. Man merkt das Schiefe der ganzen deterministiſchen Vorſtellung, die in dem Satze von Leibniz verborgen iſt,

ſobald man ſich an den Ausdruck Wahrheit hält und nun etwa von wahren Dingen zu reden verſucht.

Es iſt ein Vorzug der Leibnizſchen Formulirung, daß in ihr das Wörtchen „wahr“ und zwar gerade als derjenige Begriff vorkommt, für deſſen Möglichkeit das Vorhandenſein eines zureichenden Grundes gefordert wird. Denn als Princip der Erkenntniß der Wahrheit, d. h. als logiſches Geſetz kann der Satz vom zureichenden Grunde ſehr wohl beſtehen, während der metaphyſiſche Gehalt deſſelben blos einen wiſſenſchaftlichen Glauben und noch dazu einen Aberglauben vorſtellt. Dieſer Aberglaube tritt beſonders in der Wolfiſchen Formel in einer gewiſſen Reinheit hervor. Der Geſichtspunkt der Wahrheit wird bei Seite gelaſſen, und es heißt nur: „Nichts iſt ohne Grund, aus dem es vielmehr iſt als nicht iſt.“ Hierin haben wir den reinſten Ausdruck des Determinismus. Der Grundſatz iſt zu einer rein metaphyſiſchen Satzung geworden. Alles Seiende ſoll als unbedingt nothwendig, d. h. aus einem Grunde ableitbar gedacht werden. In der unendlichen dichotomiſchen Disjunction von Sein und Nichtſein (wie wir ſie bei Erörterung des Identitätsprincips kennen gelernt haben) ſoll in jedem beſonderen Falle ein Grund der Entſcheidung für das eine Glied vorausgeſetzt und noch überdies die Erkennbarkeit eines ſolchen Grundes von vornherein angenommen werden. Dieſer Grund wird noch außerdem als Erkenntnißgrund gedacht und ſoll dennoch ein Realgrund ſein. Ja ſogar iſt der Begriff des Realgrundes nicht als die gewöhnliche Vorſtellung der empiriſchen Cauſalität, ſondern als eine Art neutraler Conception gefaßt, die ſich gegen den Unterſchied des Denkens und Seins gleichgültig verhalte. Ferner iſt das Nichtſein in ungehöriger Weiſe verdinglicht. Der Gegenſatz von Bejahung und Verneinung wird, wie ſchon die Eleaten merkten, verunſtaltet, ſobald man den Act des Bejahens oder des Verneinens, alſo eine bloße Thätigkeit der Intelligenz (und an ſich ſelbſt eine Willensſatzung) zum Ausgangspunkt der Erdichtung eines ſubſtanziellen oder dinglichen Seins oder Nichtſeins macht.

Nähme man den Begriff des Grundes in einer ſo allgemeinen Bedeutung, daß er weder mit dem Grunde des Einſehens noch mit der realen Cauſalität zuſammenträfe, daß er mithin Nichts als die Vermittelung der Einheit im Denken des Seins vorſtellte, ſo würde das hier fragliche Princip auch metaphyſiſch ſeine Richtigkeit haben. Es würde aber durch dieſe Unterſchiebung eines Begriffes, von dem es Nichts weiß, ſeinen urſprünglichen Sinn einbüßen. Es würde, anſtatt eine Formel der fataliſtiſchen Nothwendigkeitsvorſtellungen zu ſein, vielmehr gerade der entgegengeſetzten Vorſtellung dienſtbar werden, derzufolge das Syſtem der Dinge und Vorgänge als eine freie (mithin im gewöhnlichen Sinn grundloſe) That gedacht wird. Denn in jenem ganz abſtracten Begriff des Grundes der Dinge überhaupt wird gar nichts geſetzt, was eine Vorausſetzung für die Entwickelung einer Nothwendigkeit abgeben könnte. Dieſer Begriff des Grundes war es daher auch, durch welchen Kant die Conception der „Dinge an ſich ſelbſt“ zu Wege brachte. Nun muß man aber einräumen,

daß dieſer Begriff ſowohl über der realen Cauſalität als über den beſonderen Geſtalten der Gedankenverkettung ſteht, und daß er überhaupt nur zur einheitlichen Auffaſſung des Seins und übrigens zu Nichts weiter dienen kann. Wenn alſo behauptet würde, daß Nichts ſei, was nicht dem erwähnten Begriff des Grundes unterworfen werden könne, ſo wäre hiermit Nichts gedacht, als daß es nöthig ſei, die Einheit der Weltvorſtellung zu wahren. Indeſſen denkt man bei dem Satz vom zureichenden Grunde die cauſale Syntheſis als die Vorausſetzung alles möglichen Seins und will das Syſtem der Dinge in derſelben Weiſe begründet wiſſen, als ſich etwa von einem Gliede des Cauſalzuſammenhangs zu einem anderen übergehen läßt.

Der ernſtliche Angriff gegen die fehlerhaften Vorſtellungen der Cauſalität wurde bekanntlich von Hume gemacht, und ſo von dieſem Denker das falſche Dogma des zureichenden Grundes (wenn auch nur indirect) untergraben. Die Vorſtellungen von der empiriſchen Cauſalität wurden als erworbene Begriffe erkannt, in denen daher eine verſtandesmäßige Nothwendigkeit nicht angenommen werden dürfte. Der Lauf der Dinge wurde als Etwas gedacht, was ſich aus dem Geſichtspunkt gewiſſer Regelmäßigkeiten zutreffend auffaſſen, übrigens aber ſeinem Weſen nach nicht ergründen laſſe. Der Begriff jenes Grundes, der nicht in, ſondern über dem urſächlichen Zuſammenhang, nicht in, ſondern über der Geſetzmäßigkeit gedacht wird, machte ſich bereits in den Humeſchen Gedanken geltend. Bei Kant trennten ſich beide Conceptionen vollſtändig, wurden jedoch nicht ſogleich von vornherein, ſondern nur gelegentlich im Laufe der kritiſchen Unterſuchungen ausdrücklich unterſchieden. Der Mangel einer Hinweiſung auf die Diverſität jener beiden Begriffe erklärt zum Theil die ſpätere Vernachläſſigung der ganzen Frage.

Nur ein einziger ſich an Kant anſchließender Denker hat den Satz vom zureichenden Grunde zum Gegenſtand einer beſonderen Abhandlung und überdies noch zum logiſchen Fundament ſeiner Weltvorſtellung gemacht. Arthur Schopenhauers „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“ verſucht es, die verſchiedenen Vorſtellungsmöglichkeiten zu entwickeln, in denen ſich der Begriff des Grundes ſpecificiren könnte. Die Unterſcheidung des Erkenntnißgrundes und des Seinsgrundes (der ratio cognoscendi und der causa essendi) war eine alte Ueberlieferung. Es galt, näher anzugeben, wie innerhalb des Erkenntnißgrundes zu ſpecificiren ſei. Wie nun dieſe myſtiſch vierfache Specification bei Schopenhauer ausgefallen ſei, müſſen wir dem Leſer überlaſſen nachzuſehen. Wir haben von den fraglichen Entwickelungen nur die Unterſcheidung des Grundes der Verhältniſſe im Raum und des Grundes der Verhältniſſe in der Zeit verwerthen können, und haben dieſer Unterſcheidung in unſerer bereits erörterten Eintheilung der Urtheile in Urtheile der ruhenden Gattung und in ſynthetiſche Urtheile eine Conſequenz gegeben. Uebrigens würde der Erkenntnißgrund zunächſt als Factor der aprioriſchen Gedankenverkettung und dann erſt als Vermittelung der empiriſchen Vorſtellungen von den Regelmäßigkeiten des Geſchehens in Betracht zu ziehen ſein.

Bei Schopenhauer geht der Verſtand in dem allgemeinen Begriff des Denkens der urſächlichen Beziehungen auf, und das Princip des zureichenden Grundes wird als die Fundamentalform der Verſtandesbethätigung angeſehen. Hierdurch wird zugleich von vornherein darüber entſchieden, daß der Verſtand ungeeignet ſei, Objectivität letzter Inſtanz hervorzubringen. Denn die Beziehung der Wirkungen auf Urſachen wird als ein aprioriſches Geſetz und gerade um dieſer Apriorität willen als untauglich angeſehen, das Weſen des „Seins an ſich ſelbſt" zu erfaſſen. Auf dieſe Weiſe wird der Satz vom zureichenden Grunde (wie ſchon von Kant geſchehen war) auf bloße Erſcheinungen oder, um genau den Schopenhauerſchen Begriff zu gebrauchen, auf Vorſtellungen eingeſchränkt. Das fragliche Princip ſoll nur für die Verkettung der verſchiedenen Vorſtellungsclaſſen Geltung haben, übrigens aber von gar keinem Gebrauch ſein. Ueber das Sein an ſich ſelbſt ſoll durch den Satz vom zureichenden Grunde nie auch nur das Geringſte ausgemacht werden können. Wenn man dem begründenden Denken Objectivität letzter Inſtanz abſpricht, ſo muß man einen Begriff haben, durch welchen man ſich über daſſelbe zu einer ganz anderen Conceptionsart erhebt. Dieſer Begriff war bei Kant die unmittelbare Apperception, und iſt bei Schopenhauer das Bewußtſein des Willens. Ohne hier eine Kritik dieſer beiden einander ſehr ähnlichen Wendungen zu unternehmen, läßt ſich jedoch poſitiv bemerken, daß wie auch jener wichtige Begriff beſtimmt werden möge, die reine Form deſſelben nie etwas Anderes als der Gedanke des von den Denkbeſtimmungen unterſchiedenen und als jenſeit oder auch dieſſeit aller Vorſtellungserzeugung belegenen Seins ſein könne. Dieſer Begriff wird jedoch ſtets in einem ganz allgemeinen Sinne die Vorſtellung des Grundes enthalten, nur daß dieſer Grund nicht nach Analogie des Vermittelungsprincips der cauſalen Syntheſis und auch nicht als Erkenntnißgrund gedacht wird. In dieſem in letzter Inſtanz abſtracten Begriff des Grundes erhebt man ſich über die Reihenform ſowohl der ſucceſſiven als der ruhenden Cauſalbeziehungen zu dem Gedanken der Einheit des Seins. Denn anders als durch dieſen letzten und höchſten Denkbegriff des Grundes überhaupt läßt ſich die Einheit des Syſtems der Dinge und Vorgänge gar nicht zutreffend vorſtellen.

Von welcher Beſchaffenheit die Einheit des Syſtems der Dinge und Vorgänge ſei, d. h. welche näheren Angaben ſich über den Charakter dieſer Einheit machen laſſen, kann ſelbſtverſtändlich nicht aus dem formalen Begriff der Einheit entnommen, ſondern muß der empiriſchen Feſtſtellung überlaſſen werden. Der Begriff des einigenden Grundes iſt, wie ſchon Kant geltend machte, das Princip der Hervorbringung der beſonderen und materiellen empiriſchen Einſichten von dem Weltganzen. Ohne dieſen leitenden Begriff würden wir eines Princips der einheitlichen Auffaſſung baar ſein. Dagegen iſt nicht minder wichtig, ſich ſtets gegenwärtig zu halten, daß jenes Princip eben Nichts weiter als der Antrieb zur Vereinigung aller Erkenntnißbeſtimmungen in dem Gedanken des „Seins überhaupt" repräſentire.

Nachdem wir die uns am wichtigſten ſcheinenden bisherigen Vorſtellungen von dem Satz des zureichenden Grundes angegeben und zugleich aus dem Standpunkt unſerer Begriffe ein wenig beleuchtet haben, kehren wir zu dem Ausgangspunkt jener Hinweiſungen zurück. Unſere Anſicht über das Princip iſt bereits ausgeſprochen. Sie formulirt ſich am einfachſten in derjenigen Geſtalt, die wir derſelben ſchon in unſerer Abhandlung über Raum, Zeit und Cauſalität (1861) gegeben haben. Dort behaupteten wir, daß zwiſchen einem haltbaren logiſchen und einem unhaltbaren metaphyſiſchen Beſtandtheil des Satzes vom zureichenden Grunde unterſchieden werden müſſe. Jener erſtere berechtigte Beſtandtheil beſtehe in der Forderung der Vollſtändigkeit der Begründung in den Beweiſen und Nachweiſungen; das andere unberechtigte Element ſei dagegen die allgemeine Vorausſetzung, daß ſich das Sein als ſolches cauſal zu begründen habe. Man kann mithin den richtigen Beſtandtheil des Princips gegen den falſchen kehren. Man kann ſagen, daß in der That ein zureichender Grund zu der Vorausſetzung fehle, derzufolge das Sein als ſolches in einem der gemeinen Cauſalität analogen Grunde wurzele.

Uns intereſſirt der Satz vom zureichenden Grunde nur in ſeiner reinen logiſchen Geſtalt, nicht aber in ſeiner metaphyſiſchen Beimiſchung. Wir werden ihn daher hier vornehmlich nur als Forderung betrachten, der Genüge geſchehen ſein muß, damit überhaupt von ausgemachter Wahrheit die Rede ſein könne. Es mögen manche Vorſtellungen zutreffend ſein, ſo daß es an Nichts als ihrer Beſtätigung, d. h. Bewahrheitung durch zwingende Gründe fehlt. In ſolchen Fällen iſt die Wahrheit problematiſch, und die fraglichen Ideen können in der Beſtimmung unſeres Denkens und Handelns nur als offen gelaſſene Möglichkeiten fungiren. Denn das Princip des zureichenden Grundes erfordert, daß wir zu der Ueberzeugung von der Wahrheit einer Vorſtellung genöthigt werden können. Auf einer ſolchen Nöthigung beruht alle aprioriſche und alle empiriſche Nothwendigkeit des Denkens und Vorſtellens. Nun kann man aber auch bisweilen die Wirkſamkeit der offen gelaſſenen Möglichkeiten, d. h. deren Einfluß auf unſer Denken und Handeln völlig entkräften. Sind nämlich dieſe Möglichkeiten rein negativer Art, ſo ſind ſie willkürliche Erdichtungen, und man braucht nur auf die natürliche Ordnung in der Entſtehung der Gedanken hinzuweiſen, um die Conceptionen jener an ſich ſeienden Möglichkeiten als nicht gehörig begründet zu erkennen. In einem ſolchen Falle gebrauchen wir das logiſche Princip des zureichenden Grundes in einem beſonderen Sinne, in welchem ich es Princip des fehlenden Grundes nennen möchte. Doch hiervon ausführlich im dritten Capitel.

Zweites Capitel.

Das begründende Denken.

Der Satz vom zureichenden Grunde, der vornehmlich mit dem Anſpruch auftritt, ein metaphyſiſches Princip zu ſein, iſt uns nichts als eine Formel, in welcher ſich eine gewiſſe Vorausſetzung der Gewinnung der Ueberzeugung von Wahrheiten ausdrückt. Wenn man ſich darauf beſchränkte, es als Regel zu ſetzen, daß nie eine Einſicht ohne zwingende Vermittlungen bewieſen oder erwieſen werde, ſo würde man hierdurch den logiſchen Beſtandtheil unſeres Princips geltend machen. Man ſieht hieraus, daß es ſich eigentlich um nichts als eine logiſche Trivialität handelt — allerdings eine ſolche Trivialität, wie ſie eben da, wo metaphyſiſche Entartungen des Denkens an die Stelle ſtreng wiſſenſchaftlicher Begriffsfaſſungen treten, nicht ſonderlich beachtet wird. Es giebt eine gegen die Wiſſenſchaft ſelbſt gerichtete Vorſtellung, welche über das begründende Denken vornehm hinwegzuſehen ſcheint. Nicht auf Gründe, ſondern blos auf ein Erfaſſen der Gattungen komme es an. Gründe ließen ſich ſtets auftreiben, und aus ihrem Für und Wider müſſe man zu einer höheren Art des Denkens gelangen. Zunächſt weiß dieſe gegen das auf Gründe geſtützte Raiſonnement eingenommene Anſicht nichts von dem Umſtande, daß in den Gattungsconceptionen der Begriff eines einheitlichen Grundes, durch welchen die Mannigfaltigkeit beherrſcht wird, eingeſchloſſen ſei. Ferner mangelt es ihr an einer deutlichen Vorſtellung von der Natur desjenigen Princips des Denkens, welches uns die Arbeit ſo überaus leicht machen und das unbequeme Raiſonniren aus Gründen abſchaffen ſoll. Vielleicht möchte jene miſologiſche Anſicht für ſich geltend machen, daß, wer die Begriffe oder Ideen erfaßt habe, zu einem angemeſſenen Wiſſen gelangt ſei und ſich daher nicht weiter um die Aufſuchung von Gründen zu bemühen brauche. Prüfen wir jedoch dieſes Surrogat des gewöhnlichen Begründens (und hiermit wohl auch des gründlichen Denkens) etwas näher.

Was iſt jener ſogenannte Begriff und jene ſogenannte Idee, denen man die Ehre erweiſt, als Erſatzmittel des begründenden Denkens dienen zu dürfen? Offenbar iſt ein Begriff nie etwas mehr, als das, was wir bei einem Gegenſtande denken. Nun iſt es eine ganz willkürliche Vorausſetzung, daß ein Inbegriff von Erkenntnißkategorien je das Weſen des Gegenſtandes erſchöpfe und decke. Eben weil der Begriff von einem Gegenſtande, der nicht bloßer Gedanke iſt, allem Denken und Vorſtellen zu Grunde liegt, iſt es unzuläſſig, den Begriff oder die Idee, welche etwas durchaus Subjectives ſind, als ſolche objectiv zu ſetzen, und von Begriffen oder Ideen anſtatt von realen oder empiriſchen Gattungen zu reden. Der ſogenannte Begriff enträthſelt ſich alſo als ein metaphyſiſches Mißgebilde, welches aus der

Confuſion des Denkens und des Seins erzeugt iſt. Man will das Reale, welches unſerem Begriff correſpondirt, ganz einfach als bloße Denkbeſtimmung ausgeben, um ſo den Schein zu erregen, als bliebe für das menſchliche Denken nichts mehr zu erkennen übrig. Man ſpringt vom Denken zum Sein dadurch über, daß man in alles Sein ein Denken hineindichtet. Dieſe Methode, der Eitelkeit der Alles-wiſſerei zu fröhnen, hat nicht geringe Verwandtſchaft mit dem Fetiſch-glauben. Die Begriffe als ſolche werden objectivirt und zu ſelbſt-ſtändigen Weſenheiten gemacht. Allerdings ſträubt ſich die Sprache gegen eine ſolche Umkehrung des natürlichen Verhaltens. Begriff und Idee ſind Wörter, die ſich nicht recht zu Bezeichnungen objectiver Realitäten eignen wollen. Allein die Natürlichkeit iſt ja auch Neben-ſache. Es handelt ſich ja um nichts weiter als eine Form, in welcher man die falſchen Verdinglichungen des Subjectiven unbehindert aus-führen und den fatalen Grenzbegriff des dieſſeit und jenſeit des Den-kens belegenen Seins um ſeine Wirkſamkeit bringen könne.

Der ſogenannte Begriff, welcher willkürlich an die Stelle des Dinges oder Gegenſtandes geſetzt wird, muß einer beſſeren Conception weichen. Ueberraſchenderweiſe iſt nun die richtigere Vorſtellungsart gerade an denjenigen Begriff geknüpft, für den das Surrogat eintreten ſollte. Man kann nämlich den Gegenſtand der Vorſtellung d. h. das, was dieſſeit oder jenſeit der Denkbeſtimmungen liegt, nur durch die Conception eines Grundes der Denk- und Vorſtellungserſcheinungen zutreffend erfaſſen. Nur indem man ſich an den letzten und höchſten Begriff alles Bewußtſeins, nämlich an den Begriff des einheitlichen Grundes der Dinge und Vorgänge hält, iſt man im Stande, die falſchen Parallelvorſtellungen, durch welche das Denken und Vorſtellen als ſolches noch einmal außer dem Denken und Vorſtellen geſetzt wird, zu vermeiden. Es verſtößt ſchon gegen den Satz des Wider-ſpruchs, wenn man das Denken als nicht ſubjectiv ſetzt. Es iſt mit-hin eine bedeutſame Hülfe, daß man vermag, durch die Anwendung des Begriffs des Grundes der Denkerſcheinungen das Sein mit dem Denken formal in Beziehung zu ſetzen. Nicht Begriffe und nicht Ideen, ſondern Gründe der Geſtaltungsarten ſind das an ſich Exiſtirende.

Unſere Ueberlegung hat uns wiederum auf unſere erſte Bemer-kung zurückgeführt. Die ſogenannten Begriffe ſind nichts weiter, als was die Sprache gewöhnlicher Menſchen Gattungen nennt. Das Bewußtſein der Gattungen ſoll mithin das Weſen des Wiſſens aus-machen und noch überdies das begründende Denken erſetzen oder gar an Tiefe übertreffen. Nun haben wir bereits gelegentlich darauf hingewieſen, daß die Wiſſenſchaft zwei Stufen zu durchlaufen habe. Das Wiſſen niederen Ranges beſchränkt ſich auf die Kenntniß der ruhenden Gattungen; das Wiſſen höheren Ranges geht in der Ab-ſtraction weiter und dringt mit ſeiner Analyſe in die Gründe ein, welche ſich in den als ruhend aufgefaßten Geſtaltungen ein Daſein gegeben haben. Das wahre Verhältniß findet ſich alſo in jener, die Gründe ſo vornehm betrachtenden Anſicht völlig umgekehrt. Das tiefere Denken bleibt nicht bei den ſogenannten Begriffen ſtehen,

ſondern giebt ſich Rechenſchaft, unter welchen Vorausſetzungen überhaupt von bleibenden Gattungen geredet werden könne. Es kennt die Feſſeln des ſogenannten Begriffs und der ſogenannten Idee gar nicht; es läßt ſich durch keine von der jeweiligen Naturbeſchaffenheit und von der jedesmaligen eingeſchränkten empiriſchen Erkenntniß abgezogene Schablone einengen. Es weiß, daß die Idee etwas Secundäres iſt, was als aus einem freien Grunde ſtammend angeſehen werden muß. Dieſer Grund ſelbſt wird nicht als Denken, ſondern als ein Dieſſeits oder Jenſeits alles Denkens vorgeſtellt. Es wird in denſelben nichts hineingedacht, als was ſich nicht ſchon durch die bloße Form der einheitlichen Betrachtung ergeben würde.

Nachdem wir die Verachtung des ſich am Leitfaden des Begriffs des Grundes bewegenden Raiſonnements gekennzeichnet und gewürdigt haben, können wir nun eine nähere Entwickelung der Natur des begründenden Denkens verſuchen. Zu dieſem Behuf iſt es nöthig, die verſchiedenen Begriffe, die man vom Grunde hegen kann, ſorgfältig geſondert zu halten. Zunächſt ſei daran erinnert, daß der Begriff eines Grundes der Dinge und Vorgänge überhaupt, alſo eines letzten Grundes der Erſcheinungen, nicht gleichartig mit den Vorſtellungen von Gründen der Nothwendigkeit des Denkens oder von Gründen des Geſchehens ſein könne. Jener letzte Grund bezieht ſich auf Etwas, was für die Reihen von Begründungen das allgemeine Geſetz abgiebt. Der Begriff des letzten Grundes verhält ſich alſo zu den Vorſtellungen von einzelnen vermittelnden Gründen, wie Unendliches zu Endlichem. Er iſt der Grund, daß es überhaupt eine Verkettung nach Grund und Folge, nach Urſache und Wirkung giebt; er iſt ſo zu ſagen Grund zweiter Potenz und daher von ganz anderer Art, als die einzelnen Momente, welche in den Reihen der Vorgänge Glied an Glied knüpfen. Mit dieſem Grunde wollen wir uns hier noch nicht ausführlich beſchäftigen. Wir zogen die Begriffsbeſtimmung deſſelben nur herbei, um Verwechſelungen mit den Vorſtellungen der Gründe des Beweiſens und Annehmens zu verhüten.

Befolgen wir jetzt unſere ſchon an dem Identitätsprincip bewährte Methode, problematiſche Vorſtellungen aus dem wiſſenſchaftlichen Gebrauch derſelben zu erläutern. Die Begründungen, welche der vorhandenen Wiſſenſchaft bekannt ſind, laſſen ſich in zwei erheblich unterſchiedene Klaſſen eintheilen. Entweder haben wir es mit aprioriſchen oder mit empiriſchen Begründungen zu thun. In beiden Fällen ſind ſtrenge Beweiſe d. h. zureichende Begründungen möglich, die uns nöthigen, gerade dieſe und keine andere Vorſtellungen zu hegen. Nur iſt die Art der Nöthigung und mithin auch die Bedeutung der Nothwendigkeit im empiriſchen Felde eine andere, als im aprioriſchen. Gemeinſam iſt in beiden Gebieten nur die formale d. h. die rein logiſche und mathematiſche Verknüpfung. Dagegen ſind die Gründe ſelbſt oder, genauer geredet, die materiellen Elemente, welche als vermittelnde Factoren der Erkenntnißbildung fungiren, in beiden Sphären grundverſchieden. Die Quelle der aprioriſchen Beſtimmungen iſt der Formalismus des Verſtandes; die Quelle der empiriſchen Beſtimmungen iſt Etwas, was ſich uns nur kund giebt, indem es den

materiellen Gehalt unserer Vorstellungen liefert. Empirische Gründe treten daher immer als etwas Gegebenes auf, welches als gültig hinzunehmen wir nur durch den Mechanismus unseres materiellen Vorstellens genöthigt werden. Der Zug des empirischen Verstandes wird hier stets die letzte Berufung bleiben müssen, und alle Theorie wird sich darauf zu beschränken haben, diesen Zug in seine einfachen Antriebe aufzulösen. Empirische Einsichten wollen auf gleichartige d. h. ebenfalls empirische Axiome zurückgeführt sein. Was nur als gegeben gedacht werden kann, wird auch in der Zergliederung auf einfache Gegebenheiten führen, und es ist als ein nebelhafter Wahn zu betrachten, wenn man sich schmeichelt, jemals die empirischen Gründe durch aprioriſche ersetzen zu können. Das physikalische Trägheitsgesetz ist ein empirisches Axiom und tritt in das Raisonnement der Mechanik nie anders denn als empirischer Grund ein.

Diese einfache Einsicht, die in dem Beharrungsprincip formulirt wird, kann nie aus bloßem Verstande (etwa wie Kant meinte aus der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens) begreiflich werden. Allerdings kann man das, was wir nachher als Princip des fehlenden Grundes erörtern werden, mit einem gewissen Schein für eine vermeinte aprioriſche Ableitung der Trägheit der Materie (oder wenn man will, auch der Beharrung der Kraft) verwerthen. Allein dieses Gesetz, demzufolge die Beharrung der Gedanken und Vorstellungen nur durch einen verändernden Grund aufgehoben wird, ist rein psychologisch und daher wohl als Maxime des Denkens, aber nicht als Princip der Realität anzusehen. Um die Ueberzeugung von der Wahrheit eines Grundsatzes, wie das Galileische Axiom von der Beharrung desselben Bewegungs- oder Ruhezustandes ist, gehörig einzusehen, bedürfen wir weit mehr, als blos intellectualer oder innerer Erfahrung. Der empirische Versuch muß die Grundlage abgeben, auf welcher sich das erfahrungsmäßige Denken zur reinen Erfassung der einfachen Thatsache der Trägheit der Materie erhebt. Der Umstand, daß das fragliche Axiom nicht fertig von der Beobachtung der Erscheinungen entnommen werden kann, vielmehr erst durch verstandesmäßige Ueberlegungen in den complexen Vorgängen sichtbar gemacht werden muß, ändert nichts an dessen empirischer Natur. Denn es wird ja nicht behauptet, daß es keinen empirischen Verstand gebe, sondern nur, daß sich der empirische Verstand an Gegebenheiten bethätige, während der aprioriſche Verstand nur mit seinen eigenen Satzungen und Erzeugnissen verkehrt.

Die Vorstellung der Trägheit der Materie ist ein Beispiel eines empirischen synthetischen Begriffs, der als Grund (Beweisgrund) in das Raisonnement der Mechanik eingeht und dort ganz ebenso fungirt, wie irgend ein mathematisches Axiom in der Hervorbringung der aprioriſchen Einsichten. Wir brauchen die Beispiele hier nicht zu häufen; denn die Mathematik und die in ihr bereits bethätigte Logik vertritt das System möglicher aprioriſcher Gründe, während die Mechanik als die abstracteste empirische Wissenschaft den allgemeinen Typus des erfahrungsmäßigen Denkens repräsentirt. Wir wissen

mithin jetzt klar und unzweideutig, was unter empiriſchen Gründen zu verſtehen ſei.

Aus den eben angeſtellten Ueberlegungen geht hervor, daß das begründende Denken zwei verſchiedenartige Mittel beſitzt, um den Fortgang ſeiner Operationen zu bewerkſtelligen. Es fragt ſich nun, wie die Einheit im Gebrauch dieſer beiden Mittel vorzuſtellen ſei; es fragt ſich, was es heiße, Logik und Mathematik auf das Gegebene anwenden. Beſonders wichtig iſt eine gegliederte Einſicht in die Art der Verbindung, welche zwiſchen aprioriſchen und empiriſchen Gründen ſtatthat. So lange man ſich mit rein logiſchen und rein mathematiſchen Gründen beſchäftigt, gelangt man aus dem Gebiet der reinen Logik und Mathematik nicht hinaus. Durch Ueberlegungen, die ſich ſtreng im Gebiet der reinen Logik halten, wird eben Nichts gewonnen, als wiederum reine Logik. Ebenſo kann durch rein mathematiſches Denken nie etwas Anderes als wiederum ein rein mathematiſcher Satz erzielt werden. Dieſe Erinnerung, die den Anſchein der Trivialität hat, iſt von hoher Wichtigkeit für die ſtrenge Haltung der Empirie. Denn ſie ſchneidet von vornherein und ein für alle Mal die Vorſtellung ab, als könnte man den jeweiligen Mangel empiriſcher Gründe durch Spielereien mit dem logiſchen oder mit dem mathematiſchen Calcül erſetzen. Kehren wir jedoch von dieſer negativen Bemerkung zu einer poſitiven Frageſtellung zurück. Wie iſt es möglich, daß ein logiſcher oder mathematiſcher Grund empiriſche Bedeutung erhalte?

Die fragliche Möglichkeit muß in der Gemeinſamkeit der allgemeinen Form der aprioriſchen und der empiriſchen Conceptionen liegen. In der That wird ja auch jede Conception ſchon durch den bloßen Umſtand, daß ſie in die Formen unſeres Denkens und Vorſtellens eingeht, ſo zu ſagen zu einer Specification der aprioriſchen Begriffe. Die Form des Verſtandes iſt einheitlich und in beiden Beſtimmungen (durch aprioriſche oder empiriſche Thätigkeit) ſtets dieſelbe. Ein Satz bleibt ein Satz wenigſtens der Form nach, mag nun der Inhalt aus dem reinen oder aus dem empiriſchen Verſtande herrühren. Urtheil und Schluß haben zwar im empiriſchen Gebiet keinen Fortgang, wenn nicht außer dem Inhalt der Seitenbegriffe auch noch die vermittelnden Bindungsvorſtellungen ſpecifiſch empiriſch ſind d. h. den Charakter der erworbenen Begriffe haben. Allein die allgemeine formale Vermittelung durch aprioriſche Conceptionen (wie z. B. durch die aus dem bloßen Begriff der logiſchen Quantität zu entwickelnden Conſequenzen) macht ſich an den empiriſchen Beſtimmungen geltend. Wir urtheilen und ſchließen allerdings nur unter der Vorausſetzung, daß die erfahrungsmäßigen Axiome zugegeben ſind, und wir können daher auch mit unſeren Schlüſſen nicht über die Erfahrungswirklichkeit hinaus; aber die aprioriſche Nothwendigkeit oder Nöthigung, die unter jener Vorausſetzung und innerhalb jener Schranken ſtatthat, bleibt an ſich ſelbſt von dem Weſen der empiriſchen Vorausſetzungen unberührt.

Auf eine ähnliche Weiſe, wie die Anwendung der Logik, begreift ſich auch die Anwendung der Mathematik. Das mathematiſche Urtheil und der mathematiſche Schluß werden fruchtbar, indem ihren reinen

Vorſtellungen (etwa der mathematiſchen Quantität und der verſchiedenen Regeln und Formen der quantitativen Syntheſis) empiriſche Gegebenheiten untergelegt werden. Eine Anwendung der mathematiſchen Analyſis d. h. eine Geltendmachung ihrer Gründe und Nothwendigkeiten findet nur dann ſtatt, wenn an die Stelle eines aprioriſchen Quantitätsbegriffs eine empiriſche oder mindeſtens als empiriſch gegeben vorausgeſetzte Größenbeſtimmung tritt, und wenn noch außerdem der reinen begrifflichen Form der Größenſyntheſis (vom Addiren bis zur ſtetigen Summation und Integration hinauf) ein Gegenſtück in der erfahrungsmäßigen Wahrnehmung untergelegt wird. Wir dringen in die Gründe der quantitativen Naturſyntheſis nur dadurch ein, daß wir einfache Größenbeziehungen aus der Erfahrung entnehmen, dieſelben rein und unabhängig von ihren unweſentlichen empiriſchen Beimiſchungen auffaſſen, aus dieſen Auffaſſungen die rein mathematiſchen Conſequenzen entwickeln und ſchließlich dieſe Conſequenzen auf die empiriſchen Vorgänge beziehen. Bei dieſem Ausgang von, und bei dieſer Rückkehr zu empiriſchen Vorſtellungen darf nicht vergeſſen werden, daß die aprioriſchen Gründe eine bloße Vermittlerrolle ſpielen. Die beiden Acte, durch welche man zunächſt auf empiriſchen Feſtſtellungen fußt und dann wieder zu empiriſchen Vorſtellungen zurückkehrt, müſſen ſorgfältig unterſchieden werden. In dem einen Falle abſtrahiren wir uns Begriffe, um an und in ihnen unbekümmert um ihren zufälligen Urſprung aprioriſch zu denken. In dem anderen Fall erinnern wir uns jener Abſtraction und machen nun das, was wir als in den reinen Begriffen liegend erkannt haben, inſofern zur empiriſchen Satzung, als ſich das erfahrungsmäßig Gegebene wirklich in den Formen jener abſtrahirten Begriffe präſentirt oder in ihnen (und dann handelt es ſich gar nicht um die gewöhnliche Abſtraction) präſentiren muß. Den einen Act könnte man die Zurückziehung von der mannichfaltigen Möglichkeit der empiriſchen Vorſtellungserzeugung nennen. Den anderen Act müßte man dann als eine Hinwendung zu der empiriſchen Quelle bezeichnen. Unter Vorausſetzung dieſer Namen würde man behaupten dürfen, daß die Zurückziehung nur geſchieht, um zu einer Hinwendung zu führen, und daß letztere wiederum der Anlaß einer neuen Zurückziehung auf Grundlage neuer empiriſcher Feſtſtellungen werden könne, ſo daß das aprioriſche Denken nur als vermittelnder Factor des empiriſchen und als ein bloßer Durchgangspunkt für die Operationen der concreten Wiſſensbildung erſcheint.

Unſere Kenntniß des Daſeins der Größen und der natürlichen Zuſammenhänge ſtammt gar nicht aus dem reinen Verſtande oder iſt mit anderen Worten der Logik und Mathematik völlig fremd. Nur die reinen Formen zu den empiriſchen Verkettungen nach Grund und Folge, ſowie zu den Größenvorſtellungen ſind im bloßen Denken anzutreffen. Nun muß freilich Alles, was Gegenſtand der Erfahrung werden oder auch nur als ſolcher gedacht werden ſoll, in den Schematen der Grundformen des Verſtandes concipirt werden. Wir bewegen uns daher mit unſerem Denken und Vorſtellen ſtets nur in einem Syſtem von Beſtimmungen, die unter allen Umſtänden die

Formen des Denkens und Vorſtellens an ſich tragen. Der Verſtand würde nichts als ſich ſelbſt zum Gegenſtand haben, wenn ſeine Formen nicht durch die Erfahrung gleichſam erfüllt würden. Es hat daher keinen Sinn, nach einer empiriſchen Beſtätigung der logiſchen und mathematiſchen Einſichten zu fragen. Wie ſollte auch wohl eine Erfahrung beſchaffen ſein, die ein Geſetz des reinen Denkens oder Vorſtellens widerlegte? Die aprioriſchen Gründe können nie mit empiriſchen in Widerſtreit gerathen, weil die Erfahrung gar nichts enthalten kann, was nicht mit ihrer eigenen allgemeinen Form übereinſtimmte.

Wollte nun aber Jemand noch eine höhere Objectivität, als die der Erfahrung iſt, anrufen und etwa meinen, daß die empiriſchen Begründungen keine Objectivität oder Realität letzter Inſtanz vertreten, ſo würden wir ihn darauf aufmerkſam machen, daß wir von der Welt oder Natur keinen anderen Begriff als den eines Syſtems der Erfahrung haben können. Allerdings wurzelt die Form der Erfahrung einerſeits im reinen Verſtande und findet ſich andererſeits an allem gegebenen Inhalt. Ferner iſt dieſer Inhalt ſelbſt ſammt ſeiner Form als aus einem einheitlichen Grunde ſtammend vorzuſtellen, und inſofern würde ſich ein einfacher Begriff der Welt, welcher ſich nicht auf die Formen des Daſeins bezieht, faſſen laſſen. Dieſer einfache Begriff würde ſich zu der ſtets endlichen und beſchränkten Vorſtellung eines Erfahrungsſyſtems in ähnlicher Weiſe, wie der als Grund der Denkbeſtimmungen gedachte Verſtand zu den beſonderen Denkvorgängen, Begriffsgebilden und Einſichten verhalten. Ein ſolcher Grund iſt aber ſelbſt da, wo er Grund der Verſtandesbeſtimmungen iſt, keineswegs ein gewöhnlicher Erkenntnißgrund. Noch viel weniger iſt er es da, wo er als die Quelle des Inhalts der Erfahrungen angeſehen wird. Durch die Berufung auf dieſen Grund wird nie die Nothwendigkeit des Denkens oder Geſchehens erwieſen. In dieſem Grunde iſt die objective Gültigkeit unſerer Vorſtellungen nicht mehr zu bewahrheiten, als ſie es auch ohne ihn iſt. Objectivität letzter Inſtanz iſt daher ſelbſtverſtändlich nichts weiter als Gültigkeit für das Syſtem der Erfahrung. Der Begriff eines Grundes, daß überhaupt ein ſolches Syſtem exiſtirt, kann niemals zu Begründungen im hier gemeinten Sinne dienen und kann daher auch niemals derartige Begründungen widerlegen. Die einzige Funktion, die der Gedanke dieſes Grundes hat, iſt die Vermittelung der höchſten Einheit in der Bethätigung der beſonderen Verſtandesbeſtimmungen.

Das begründende Denken in derjenigen Form, in welcher es wirklich in der Wiſſenſchaft vertreten iſt, genügt ſich ſelbſt und ſeinem Gegenſtande. Denn es handelt ſich ſtets nur um die Erfaſſung der Vermittelungen der Vorgänge des Denkens und Geſchehens. Indem man von Grund zu Grund übergeht, erkennt man die Momente der erſcheinenden Vermittelungen, und mehr als dieſe Erkenntniß zu erlangen, ſind wir weder fähig noch bedürftig. Unſere Fähigkeiten entſprechen hier vollkommen unſeren Bedürfniſſen. Unſer letztes natürliches Intereſſe haftet an der Einſicht in die Geſetze des Daſeins, und dieſe Geſetze werden durch das begründende Denken bis auf ihre

einfachſten Elemente zurückgeführt. Uebrigens kann uns nur daran liegen, durch eine zutreffende Faſſung des gar nicht dem begründenden Denken angehörigen Begriffes des letzten Grundes vor der Chimäre der vorausſetzungsloſen Nothwendigkeit und ſo auch vor der Täuſchung bewahrt zu bleiben, daß wir eine Einſicht in den Grund der Beſchaffenheit des Syſtems der Dinge hätten oder haben könnten.

Kehren wir zu dem gemeinen Begriff des Grundes als Beweisgrundes oder überhaupt als Vermittlers von Einſichten zurück. Was in der mathematiſchen Gedankenverkettung Gründe ſeien, braucht hier wohl nicht erörtert zu werden. Nur ſei vor der Verwechſelung der Vorſtellung des Mittelbegriffs im Schluſſe und des Begriffs des Grundes gewarnt. Der Mittelbegriff iſt nur ein Seitenbegriff in den gegebenen Urtheilen. Die eigentliche Vermittelung liegt nicht in der Vorſtellung dieſes Seitenbegriffs, ſondern in der Conception des logiſchen Bandes, durch welches der eine Gedanke an den anderen geknüpft wird. Es iſt ebenſo unzutreffend, den Mittelbegriff im Schluſſe einen Grund zu nennen, als es unthunlich iſt, Vorſtellungen von Dingen als begründende Gedanken zu bezeichnen.

Wer die Form des begründenden Denkens in der Mathematik kennt, wird nicht in Verlegenheit ſein, den entſprechenden Begriff der empiriſchen Gründe richtig zu faſſen. Denn er braucht nur an Stelle irgend eines mathematiſchen Beweiſes ein Raiſonnement der Mechanik zu betrachten, um die vermittelnden Momente zu erkennen, welche, inſofern ſie nicht mehr blos formale Conſequenzen des reinen Verſtandes ſind, als Gründe des Geſchehens oder überhaupt realen Verhaltens gelten müſſen. Der allgemeine Charakter der empiriſchen Factoren der Einſicht ändert ſich nicht, wie concret man auch das Gebiet wähle, in welchem der Begriff der Begründung feſtgeſtellt werden ſoll. Das Gegebenſein der empiriſchen Axiome bleibt ein durch alle Wiſſenſchaften hindurchgehender Charakterzug. Was ſich ändert, iſt nur die ſpecielle Beſchaffenheit der vermittelnden Begriffe. In der Mechanik iſt es Mittheilung der Bewegung, in der Phyſiologie iſt es der Begriff des Reizes, wodurch die Einwirkungen vermittelt gedacht werden. Derartige Unterſchiede ſind jedoch gleichgültig gegen die allgemeine Vorſtellung einer empiriſchen Begründung überhaupt.

Um über die Vorſtellung von dem begründenden Denken keinen Zweifel zu laſſen, müſſen wir an ihr noch die Eigenſchaft des Zureichenden erwägen. Am beſten erläutert ſich dieſes Erforderniß der Vollſtändigkeit durch ſeinen Gegenſatz. Eine ältere Ueberlieferung (wenn ich nicht irre, auch in der Wolfiſchen Schule vertreten) definirt die Annahme einer Wahrſcheinlichkeit als ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. Das Vorhandenſein zureichender Gründe ſoll mithin der Wahrheit, der Mangel der Vollſtändigkeit der Begründung aber der Wahrſcheinlichkeit entſprechen. An dieſer Unterſcheidung iſt etwas Richtiges. Die Vorſtellung der Wahrſcheinlichkeit iſt ein Möglichkeitsbegriff. Durch Einſchränkung des völlig unbeſtimmten Schweifens der aprioriſchen oder der empiriſchen Möglichkeitsvorſtellungen wird das hervorgebracht, was man Ueberzeugung von der Wahrſchein-

lichkeit nennt. In dieſer Einſchränkung kann nun ein Stufengang ſtatthaben. Die Nöthigung, das Reich der Möglichkeiten in Grenzen einzuſchließen, kann immer beſtimmter und zwingender werden. Auf dieſe Weiſe wird man zu immer begrenzteren und gewiſſeren Vorſtellungen von dem empiriſch Möglichen (natürlich nur unter Einſchränkung auf eine wenn auch unabſehbare Zeitdauer) und daher, wie es ſcheint, auch zur empiriſchen Wahrheit gelangen. Allein in dieſem Gedankengang iſt eine Täuſchung verborgen. Die Feſtſtellungen in der Lehre von den Wahrſcheinlichkeiten ſind rückſichtlich deſſen, was ſie auszumachen in Anſpruch nehmen, ebenſo wahr und zureichend begründet, als es nur irgend andere Wahrheiten zu ſein vermögen. Ferner führt die Einſchränkung der Möglichkeiten noch keineswegs zu etwas mehr als bloßen Möglichkeitsvorſtellungen. Der offene Spielraum mag ſich noch ſo ſehr verengen; ſo lange er überhaupt noch exiſtirt, iſt keine Nothwendigkeitsvorſtellung gegeben. Die zureichende Begründung ſcheint mithin auf einem Sprunge aus einem Begriff in den andern, aus der Möglichkeit in die Nothwendigkeit zu beruhen. Indeſſen können wir dieſen ganzen Trug beſeitigen, wenn wir bedenken, daß es ſich bei jeder Begründung (d. h. bei jedem ſynthetiſchen Urtheil) um Wahrheit handelt, und daß es nur darauf ankommt, jedesmal die Beziehung herauszufinden, in welcher von Wahrheit oder Unwahrheit die Rede iſt. Wo wir nicht zureichende Gründe haben, da können wir nur in einer gewiſſen Richtung Vermuthungen hegen. Nun iſt es die Aufgabe der Lehre von den Probabilitäten, die Richtungen anzuzeigen, innerhalb deren ſich unſere Vermuthungen den Geſetzen der Vorſtellung des Möglichen unterwerfen. In dieſer Function iſt die Wahrſcheinlichkeitstheorie ſelbſt an die Beibringung zureichender Gründe ihrer Feſtſetzungen gebunden, woraus man ſieht, wie wenig der Gegenſatz des Zureichenden und Unzureichenden geeignet iſt, das wahre Weſen der Probabilität aufzuklären.

Ermangeln die zur Erhärtung einer Wahrheit nöthigen Gründe der Vollſtändigkeit, ſo ſind einfach Lücken vorhanden, und es kann von einer wirklichen Begründung gar nicht die Rede ſein. Das Erforderniß zureichender Begründung will alſo nichts weiter ſein, als ein Verlangen nach lückenloſen Beweiſen und Nachweiſen. Freilich iſt nun, damit man ſich der Vollſtändigkeit der Begründung bewußt werde, eine Erſchöpfung der Möglichkeiten in der gerade fraglichen Beziehung unumgänglich. In dem Bewußtſein dieſer Erſchöpfung liegt, wie wir ſchon früher geſehen haben, das umſchließende Band der Nothwendigkeit. Letzteres muß ſowohl für aprioriſche als für empiriſche Deductionen gefordert werden. Die Ueberzeugung von der Erſchöpfung der empiriſchen Möglichkeiten kann zunächſt nur eine wohl begründete Vermuthung, muß aber im Verlauf der Unterſuchungen eine aus empiriſchen Principien und mithin aus dem empiriſchen Verſtande abgeleitete Nothwendigkeit werden. Ob wir die Möglichkeit der Farben in dem uns bekannten Spectrum erſchöpft haben, d. h. ob es nicht vielleicht noch eine uns bis jetzt unbekannte Farbengattung (nicht Farbenſtufe) geben möge, iſt zunächſt gar nicht

auszumachen. Nur der thatſächliche Umſtand, daß uns die Erfahrung bis jetzt eben nur dieſen und keinen anderen Inbegriff von Farbengattungen gezeigt hat, beſtimmt uns, unſere Kenntniß in dieſer Beziehung für abgeſchloſſen zu erachten. Allein das Verhältniß ändert ſich, ſobald wir mit empiriſchen Principien in die Entſtehung der Farben eindringen. Sobald es gewiß iſt, daß eine quantitative Steigerung ununterbrochen durch die ganze Farbenſcala hindurchgeht, können wir das uns etwa Unbekannte ſicherlich nicht mehr innerhalb, ſondern allenfalls nur noch an den Grenzen der Scala ſuchen. Allein auch dieſe Möglichkeit wird abgeſchnitten, ſobald man in die Urſachen der Grenzen der Sichtbarkeit eindringt. Feinere Wahrnehmungsmittel mögen noch andere Nüancen jenſeit der bekannten Grenzen zeigen; allein die Gattungen ſind als erſchöpft zu betrachten, weil die Stetigkeit der quantitativen Variation unwillkürlich zu der Vorausſetzung drängt, daß man ſich bei gewiſſen Farbenſtufen an der Grenze aller Wahrnehmungsmöglichkeit dieſer Art befinde. Es iſt mit dieſer Grenzbeſtimmung ähnlich, wie mit derjenigen der Tonſcala bewandt. In der allmäligen Veränderung der objectiven Urſachen wird an einer gewiſſen Stelle die ſubjective Wahrnehmung unterbrochen, und wir lernen auf dieſe Weiſe, daß wir den Spielraum der ſubjectiven Erregbarkeit erſchöpft haben.

Unſer Beiſpiel hat uns gezeigt, wie auch der empiriſche Verſtand erſchöpfender Disjunctionen und mithin einer zureichenden Begründung ſeiner Annahmen fähig ſei. Hätten wir hier die Hypotheſenbildung abzuhandeln, ſo würden wir jene Erſchöpfbarkeit der Möglichkeitsvorſtellungen im empiriſchen Denken geltend zu machen haben, um das Vorurtheil zu beſeitigen, daß Hypotheſen keines ſtrengen Beweiſes fähig ſeien.

Erinnern wir uns ſchließlich noch einmal der Bedeutung, welche das Princip des zureichenden Grundes nach unſeren bisherigen Entwickelungen für die Logik haben könne. Das Princip enthält an ſich ſelbſt gar keine beſtimmte Einſicht, ſondern nur die Aufforderung, in den Vermittelungen der Einſichten keine Lücke in den Beweisgründen zu laſſen. Alle Einſichten, welche als wahr gelten wollen, müſſen entweder unmittelbar einleuchten oder zureichend begründet ſein. Dieſe Formel erſetzt den wahren Gehalt des hier fraglichen Princips, ſo daß man unter Vorausſetzung derſelben den ganzen Satz des zureichenden Grundes aus der Logik und Erkenntnißtheorie ſtreichen kann. Denn es wird dann mit dieſer Streichung nur ein metaphyſiſches Dogma aus der Wiſſenſchaft verwieſen.

Drittes Capitel.

Princip des fehlenden Grundes.

Eine intereſſante und mit dem Princip der zureichenden Begründung verwandte Erſcheinung iſt derjenige Grundſatz, welchem wir den Namen des Princips vom fehlenden Grunde geben. Wir ſind zu der Abſtraction oder vielmehr Hervorhebung eines ſolchen Grundſatzes durch Beobachtungen veranlaßt worden, die wir im Gebiet der ſtrengſten empiriſchen Wiſſenſchaft, der Mechanik, angeſtellt haben. Wir ſind ſpäter in unſerer Auffaſſung durch die Bemerkung beſtärkt worden, daß auch in den metaphyſiſchen Verſuchen, das mechaniſche Trägheitsgeſetz aus reinem Verſtande zu begründen, jenes Princip des fehlenden Grundes geltend gemacht wird.

Stellen wir zunächſt die Form des Satzes ſelbſt feſt. Die gewöhnliche Berufung hat folgende ganz einfache Geſtalt: „Es iſt kein Grund vorhanden, warum u. ſ. w.“ Schon aus dieſer Faſſung erkennt man die Verwandtſchaft mit dem Princip des zureichenden Grundes. Denn der Mangel eines Grundes wird hier ebenſo als Beweismittel geltend gemacht, wie ſonſt die poſitiven Nöthigungen. Man könnte daher in einer ähnlichen Weiſe wie bei dem Princip der Identität von einer poſitiven und einer negativen Function des Satzes vom Grunde reden. Um unſere Vorſtellungen zu einer beſtimmten Einſicht zu vermögen, ſind Gründe nöthig. Wo dieſe Gründe nicht blos zufällig, ſondern der Regel nach fehlen und alſo auch nie aufgetrieben werden können, da können auch die fraglichen Vorſtellungen nie entſtehen, und muß mithin die Wahrheit in den noch übrigen Möglichkeiten der Vorſtellungsbeſtimmung geſucht werden. Liegt nun eine erſchöpfende Eintheilung der in Frage ſtehenden Möglichkeiten vor, und fehlt für die Annahme des einen Theils der disjunctiven Glieder jeglicher Grund, ſo muß die Nothwendigkeit in dem anderen Theile geſucht werden. Geht es nun etwa an, durch das Princip des fehlenden Grundes den ganzen Spielraum einer (wenn auch quantitativ unendlichen) Disjunction bis auf eine einzige Gattung von Möglichkeiten auszuſchließen, ſo iſt dieſe Gattung als Vorſtellungsnothwendigkeit erwieſen und mithin deren Wahrheit bewieſen.

Ohne die Beiſpiele, von welchen das Princip des fehlenden Grundes abſtrahirt iſt, wird ſchwerlich ein Verſtändniß deſſelben zu vermitteln ſein. Wir legen daher concrete Fälle vor Augen. In der reinen Logik und Mathematik können Anwendungen unſeres problematiſchen Princips aus guten Gründen nicht aufgetrieben werden. Wir betreten daher ſogleich das Gebiet der rationellen Mechanik, welche uns überhaupt um der relativen Strenge ihrer logiſchen Verfaſſung und um ihres abſtracten Charakters willen als Fundamen-

talltypus einer empirischen, vom Verstande durchdrungenen Wissenschaft gilt.

Wenn es sich darum handelt, zu erklären, warum ein völlig frei aufgehängtes einfaches Pendel, aus seiner Gleichgewichtslage gehoben und nun ausschließlich der Einwirkung der Schwere und seiner Befestigungsart überlassen, abgesehen von untergeordneten Modificationen (etwa Achsendrehung der Erde) einen stets in derselben Ebene liegenden Bogen beschreibe, so antworten selbst mechanische Schriftsteller höheren Ranges, wie z. B. Poisson, daß es an jedem Grunde fehle, warum die Ebene geändert werden solle. Es sei kein Grund vorhanden, durch welchen eine Abweichung determinirt werde. Bei Darstellern, die es mit der Strenge des Raisonnements nicht allzu genau nehmen, also z. B. in manchen beliebten Handbüchern wird man eine Art von Evidenz vertreten finden, die noch weniger gegliedert ist. So wird der Satz von der Zusammensetzung der Kräfte nicht selten für den besonderen Fall von zwei gleichen Kräften auf das Princip des fehlenden Grundes gebaut. Es fehle jeder Grund, sagt man, warum unter Voraussetzung gleich starker Kräfte, die denselben Punkt in verschiedenen Richtungen zu bewegen streben, die wirkliche Resultante mehr nach der Seite der einen als nach der Seite der anderen Kraft zu liegen kommen solle. Auf Grundlage dieser eigentlich aus der Symmetrie der Wirkung angestellten Ueberlegung wird nun kühn angenommen, daß die Richtung der Mittelkraft den von den Richtungen der beiden Seitenkräfte gebildeten Winkel halbiren müsse. Denn es fehlt ja an einem Grunde, warum die Theilung dieses Winkels ungleich werden sollte.

Schon eine Art wissenschaftlichen Instinctes sagt uns, daß der eben erläuterte Gebrauch des Princips des fehlenden Grundes eine Ungehörigkeit sei. Anstatt uns eine Einsicht in die positive Nothwendigkeit zu verschaffen, beruft man sich auf den Mangel von Gründen für eine entgegengesetzte Ansicht. Ja man thut eigentlich nicht einmal dies; denn man gewährt uns keinen Einblick in den Grund der objectiven Unmöglichkeit, sondern hält sich einfach an die Abwesenheit von Bestimmungsgründen. Ich weiß keinen Grund, welcher mich antriebe, aus einem bestimmten Begriff herauszugehen oder in demselben eine Veränderung zu setzen. Meine Begriffe gestalten sich einmal in dieser bestimmten Weise, und ich erwarte getrost die Gründe ihrer Umgestaltung in der festen Zuversicht, daß es dergleichen nicht gebe. Ich mache so das Nichtwissen der Gründe d. h. die Ignoranz zum Erkenntniß- und Beweisprincip.

Nothwendigkeit der Einsicht kann auf positive und auf negative Weise oder auch durch eine logische Function, die Bejahung und Verneinung einschließt, hervorgebracht werden. Unmöglichkeiten und Nothwendigkeiten einzusehen, ist das Ziel alles begründenden Denkens. Nun wird uns aber die Unmöglichkeit einer Beziehung noch keineswegs dadurch bewiesen, daß man sich auf den Mangel eines Grundes für die Annahme der fraglichen Möglichkeit beruft. Soll daher das Princip des fehlenden Grundes in einen Satz von wissenschaftlicher Tragweite verwandelt werden, so muß es sich gefallen lassen, zu einer

bloßen Maxime der ſubjectiven Gedankenbewegung herabgeſetzt zu werden. In dieſer Funktion kann es allerdings auch objective Bedeutung und zwar inſofern erlangen, als es ſich darum handelt, was auf das ſubjective Denken einwirken und nicht einwirken könne, oder mit anderen Worten, was eine berechtigte und was eine unberechtigte praktiſche Vorſtellung ſei. Von dieſem ganz unanfechtbaren Gebrauch unſeres Princips werden wir in dem nächſten Capitel handeln. Hier müſſen wir unſer Augenmerk auf die vermeintliche unmittelbar objective Funktion des Princips richten. Kehren wir zu dieſem Behuf zu unſeren Beiſpielen zurück.

Um die Hervorbringung einer aprioriſchen Nothwendigkeit kann es ſich in der Frage nach der Ebene der Reſultante gar nicht handeln. Alle Verſuche, das empiriſche Princip durch aprioriſches Raiſonnement herauszuklauben, ſind verdientermaßen geſcheitert und übrigens auch nie von poſitiviſtiſchen Denkern erſten Ranges unternommen worden. Wir ſetzen daher hier voraus, was wir hier nicht ausführlich nachweiſen können, d. h. wir nehmen als zugeſtanden an, daß die Nachweiſung einer ſpecifiſch empiriſchen Nothwendigkeit auf empiriſche Principien zurückgehen müſſe. Nun iſt das oberſte Princip der Mechanik das der Beharrung des Bewegungszuſtandes oder der Erhaltung der einmal mitgetheilten gradlinigen gleichförmigen Bewegung ins Unendliche. Jeder Bewegungs- oder Ruhezuſtand erhält ſich abgeſehen von einer Combination mit einem anderen ins Unbegrenzte. Jede Kraft, von der ein Körper afficirt iſt, muß als in alle Combinationen eingehend betrachtet werden. Die Urſachen der Bewegung bleiben, was ſie ſind, was auch übrigens durch den Hinzutritt anderer Urſachen als Erſcheinung reſultiren möge. Das erſte Grundgeſetz in der Syntheſis der Kräfte beſteht mithin in einer Regel, der zufolge wir annehmen, daß jede Kraft ſich zur Geltung bringe, ſo daß die reſultirende Erſcheinung nur ein Ausdruck derjenigen Art von Vereinbarung iſt, welche durch die Einzigkeit des phänomenalen Erfolges erfordert wird. Sind uns alſo die Vorſtellungen von zwei Urſachen gegeben, die demſelben Punkt eine verſchiedene Richtung der Bewegungsbeſtrebung ertheilen, ſo kann die Vereinbarung nur ſo ſtatthaben, daß zunächſt das Gemeinſame in beiden Determinationen gewahrt wird. Die eine Richtung für ſich allein gehört allen Ebenen an, die man durch dieſelbe legen mag; ebenſo verhält es ſich mit der anderen Richtung, wenn ſie für ſich allein betrachtet wird. Nun giebt es aber nur eine einzige Ebene, welcher beide Richtungen angehören, und es wird daher unter der empiriſchen Vorausſetzung, daß ſich von der Beſtimmtheit der richtenden Urſachen Alles erhalte, was mit deren Combination nicht unvereinbar iſt, jene einzige Ebene die Ebene der reſultirenden Richtung ſein. Ich ſage abſichtlich der reſultirenden Richtung, um den einfachſten Fall der Syntheſis der Kräfte im Gleichgewicht einzuſchließen. Allerdings können wir nicht behaupten, daß eine Affection in verſchiedenen Richtungen etwas Unvereinbares ſei. Der Widerſpruch würde vielmehr nur in der Vorſtellung liegen, daß die eine Richtung neben der anderen beſtehen könne, ohne den Zuſtand des von den Kräften erregten Körpers zu ändern. Was ſich combinirt,

ſind bereits die Richtungen an ſich ſelbſt, und man braucht daher nicht auf Bewegungserſcheinungen zu warten, um die beſondere Art der Vereinigung der Kräfte vorzuſtellen.

Wie verhält es ſich nun unter Vorausſetzung der Combination der Richtungen an ſich ſelbſt mit dem Princip des fehlenden Grundes? Es iſt kein Grund vorhanden, aus welchem die zuſammengeſetzte Richtung in einer anderen Ebene als in derjenigen der beiden componirenden Richtungen liegen ſollte. Die Berufung kann, wenn ſie nicht etwa aus dem Nichtwiſſen einen Beweisgrund machen will, doch wohl nichts Anderes bedeuten, als daß es in dem Begriff des fraglichen Vorganges an einer Beſtimmung fehle, die zu einer anderen Lage der reſultirenden Richtung Anlaß giebt. Der Kern der formal durchaus verfehlten Berufung iſt alſo die Vorſtellung des Mangels einer Urſache, welche der reſultirenden Richtung eine andere Lage anweiſen könnte. Eine ſolche Urſache iſt aber mit anderen Worten eine ſtatiſche oder dynamiſche Kraft. Der ganze vermeintliche Beweis aus dem Princip des fehlenden Grundes läuft alſo auf eine Erinnerung an den Inbegriff von Urſachen, den wir wirklich gedacht, und an das, was wir in ihm nicht gedacht haben, hinaus. So enträthſelt ſich der vermeintliche Erkenntnißgrund, der dem reinen Verſtande angehören ſollte, als empiriſcher Realgrund. Wir erwägen die Urſachen der Richtung oder der Bewegung, um deren Vereinigung es ſich handelt. Wir gehen dabei von dem empiriſchen Princip der Erhaltung der einzelnen Beharrungen aus. Wir finden, daß in unſeren Begriffen von dem, was erfolgen würde, wenn die einzelnen Kräfte für ſich zur Geltung kämen, Nichts enthalten iſt, was eine andere Ebene determinirte. Es iſt mithin zunächſt die poſitive Vorſtellung der Lage in dieſer beſtimmten, den Richtungen der Seitenkräfte entſprechenden Ebene, was zunächſt in unſeren Conceptionen zur Geltung kommt. Erſt um neben der poſitiven Idee auch den Begriff deſſen zu haben, was zufolge des empiriſchen Princips nicht geſchehen kann, bilden wir uns ein Bewußtſein von der Erſchöpfung der in unſerem urſprünglichen Begriff des ganzen Vorganges gedachten urſächlichen Beſtimmungen und weiſen noch beſonders auf die Abweſenheit ſolcher Beſtimmungen hin, die eine andere Lage mit ſich bringen würden. So iſt denn erſichtlich, daß es auf die poſitive Vorſtellung ankomme, und daß die negative Hinweiſung auf das, wozu der Grund fehle, ſelbſt wenn dieſe Hinweiſung richtig d. h. in Beziehung auf einen Realgrund formulirt wird, eine nebenſächliche Ueberflüſſigkeit ſei. Es iſt genug, poſitiv zu entwickeln, was aus einem empiriſchen Princip unter gegebenen Vorausſetzungen folge. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß auch eine empiriſche Nothwendigkeit nur dann beſtehe, wenn auch zugleich die empiriſche Einſicht möglich iſt, daß es ſich mit der fraglichen Conſequenz erfahrungsmäßig nicht auch anders verhalten könne. Die poſitive Nothwendigkeit einer beſtimmten Lage ſchließt ja eben jede andere Lage aus. Doch pflegt man dieſen Umſtand keiner beſonderen Erwähnung werth zu halten.

Faſſen wir unſere Anſicht kurz zuſammen. Wir verwerfen den erörterten Gebrauch des Princips vom fehlenden Grunde, weil er

eine Täuſchung iſt, und fordern eine einfache poſitive Begründung. Letztere wird gegeben, indem man unter Berufung auf das empiriſche Princip der Erhaltung der einzelnen Bewegungsbeterminationen die Ebene der beiden Seitenkräfte als das beiden Wirkungen Gemeinſame nachweiſt.

Wollte uns Jemand mit unſerer Vorausſetzung einer Berufung auf das empiriſche Princip der Erhaltung der Einzelkräfte zurückweiſen und etwa geltend machen, daß dieſes Princip ja ſelbſt erſt in der Zuſammenſetzung der Kräfte erkannt werde, ſo haben wir dieſem Einwand nichts weiter entgegenzuſetzen, als daß er das Weſentliche unſerer Behauptung gar nicht betreffe. Wir ſelbſt ſind der Anſicht, daß ſich das Geſetz der Zuſammenſetzung der Kräfte nur inſofern auf einen allgemeineren empiriſchen Gedanken zurückführen laſſe, als man die in der gewöhnlichen Faſſung des fraglichen Geſetzes verſteckte Mannichfaltigkeit von Beſtimmungen analyſirt und die Begriffe bloßer Richtungen und ſtatiſcher Verhältniſſe von Bewegungen und dynamiſchen Wirkungen ſondert. Hiezu kommt noch, daß ſich ein beſonderer Nachweis geben läßt, wie ſich in der Zuſammenſetzung der Kräfte die einzelnen Urſachen erhalten, und daß dieſe Vorſtellung der Erhaltung von der complexen Regel des ſogenannten Parallelogramms der Kräfte unterſchieden werden muß.

Sehen wir nun jetzt, nachdem wir den einfacheren Fall der Zuſammenſetzung der Kräfte betrachtet haben, näher zu, wie es ſich mit der Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes in dem oben beigebrachten Beiſpiel des Pendels verhalte. Mit der allgemeinen logiſchen Frage, die uns hier angeht, verwickelt ſich in jenem Beiſpiel eine fremdartige Schwierigkeit, welche aus der herkömmlichen Zweideutigkeit der Begriffsfaſſung des Zeitpunktes herrührt und das ſtrenge Denken auch in der hier für uns erheblichen Beziehung faſt unmöglich macht. Die richtende Urſache, welche in dem Umſtande begründet iſt, daß die Entfernung des Endpunktes von dem Befeſtigungspunkte nicht geändert werden kann, muß als einem dauerloſen Zeitpunkt entſprechend vorgeſtellt werden. Sonſt iſt die Stetigkeit der Richtungsänderung nicht ſtreng denkbar. Wir brauchen hier alſo ein Princip der Zuſammenſetzungen der Richtungen als ſolcher, und dürfen zunächſt gar nicht nach der Ebene eines Bogentheilchens fragen. Unter dieſer Vorausſetzung, daß man die Frageſtellung auf die ſchon im Anfangspunkte der Bahn reſultirende Richtung und deren Ebene beziehe, iſt nun aber die falſche Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes durch die Beibringung eines Hinweiſes auf die poſitiv erzeugende Urſache leicht zu erſetzen. Man hat nämlich nichts weiter zu thun, als ſich bewußt zu werden, daß der hier fragliche Fall ganz einfach unter die Regel der Zuſammenſetzung der Kräfte gehöre, und daß mithin die reſultirende Kraft ſtets in der Ebene der Seitenkräfte liegen müſſe. Wie nun aber letztere Regel ſelbſt in poſitiver Weiſe aufzufaſſen ſei, haben wir ausführlich erörtert. Auf die Schwierigkeit, die ſtetige Veränderung zutreffend zu denken, können wir hier nicht eingehen, da dieſe Frage ganz außer dem Wege unſerer Unterſuchung liegt. Nur ſei bemerkt, daß es nicht erlaubt iſt, in unſerem Beiſpiel

auch nur die geringſte Dauer hindurch eine identiſche Beharrung der nämlichen Richtung vorauszuſetzen und auf Grundlage dieſer Identitätsvorſtellung nach dem Grunde einer Veränderung zu fragen.

Es bleibt uns noch übrig, die abſtracteſte Form der Anwendung des Princips des fehlenden Grundes aufzuſuchen und den vermeintlichen Beweis des Trägheitsgeſetzes zu prüfen. Faſſen wir die phyſikaliſche Beharrung des Bewegungszuſtandes als die urſprüngliche und natürliche Geſtalt des fraglichen Geſetzes ins Auge. Es iſt uns nichts als die Vorſtellung gegeben, daß ſich ein Körper mit völlig ſich gleich bleibender Geſchwindigkeit gradlinig bewege. Es ſoll nun in einem reinen Denkgeſetz begründet ſein, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, der Körper werde, abgeſehen von ſtörenden Urſachen, ſeine Bewegung unverändert ins Unbegrenzte fortſetzen. Fragt man nach der näheren Beſchaffenheit dieſes reinen Denkgeſetzes, ſo bekundet es ſich als Princip des fehlenden Grundes. Es iſt kein Grund vorhanden (ſo ließe ſich die Berufung ſcharf formuliren), aus welchem der in allen Theilen der Zeit ſich ſelbſt gleiche Bewegungszuſtand ſich ungleich werden ſollte. Das identiſche Verhalten wird als von dem Zeitablauf und dem räumlichen Fortſchreiten unabhängig d. h. rein begrifflich gedacht. Nun iſt nicht einzuſehen, wie der Begriff einer Urſache durch bloßen Raum und bloße Zeit alterirt werden ſoll, und man muß ſich daher wohl gefallen laſſen, daß ſich der Begriff des einfachen Bewegungszuſtandes, in welchem gar kein Element künftiger Veränderung gedacht wird, ungehemmt geltend macht. In der Vorſtellung des ganzen fraglichen Vorganges liegt nichts, was über dieſe Vorſtellung hinausführen könnte.

Die angedeutete Ableitung wäre vortrefflich, wenn ſie nicht eben das ſchon als im empiriſchen Begriff gegeben vorausſetzte, was ſie zu erweiſen ſich den Anſchein giebt. Woher haben wir den Begriff des ſich ſelbſt gleichen Bewegungszuſtandes? Wie weit erſtreckt ſich dieſer Begriff? Bezieht er ſich auf eine begrenzte zeitliche und räumliche Ausdehnung, oder ſoll er bereits die Unbegrenztheit der ſich ſelbſt gleichen Erhaltung mitbegreifen? Der letztere Fall iſt offenbar der des Scheinbeweiſes. Man hat in dem Begriff ſchon geſetzt, was man nachher als eine neu gewonnene Einſicht ausgiebt. Man hat ſich die Erlaubniß genommen, von dem Unterſchiede der Endlichkeit und Unendlichkeit der Zeitdauer abzuſehen, und ſich auf dieſe Weiſe zu dem unanſchaulichen Begriff der reinen Urſache zu erheben. In dieſer Urſache wird nun allerdings Nichts gedacht, was deren erſcheinende Wirkung beeinträchtigen könnte. Allein woher haben wir die Conception der Exiſtenz derartiger Urſachen oder mit anderen Worten des Vorhandenſeins freier Kräfte? Sicherlich nur durch den Zug des empiriſchen Denkens, welcher uns nöthigt, aus der wahrgenommenen Annäherung der veränderungsloſen Beharrung die hypothetiſche Vorſtellung desjenigen zu entnehmen, was ſich ereignen würde, wenn die verringerten ſtörenden Urſachen gänzlich in Wegfall kämen. Es iſt alſo nicht ein Princip des reinen Verſtandes, welches uns mit dem Axiom der Beharrung bekannt macht; es iſt nicht eine aprioriſche Einſicht in den fehlenden Grund der Veränderung, was uns von der

Wahrheit des Fundamentalaxioms der Mechanik überzeugt. Jeder Begriff als ſolcher iſt ſich ſelbſt gleich, und es kann daher aus deſſen Betrachtung keine über den eigenen Inhalt deſſelben hinausgehende Einſicht gewonnen werden. Es fehlt der Erkenntniß ſtets an einem Grunde, den identiſchen Gehalt ihrer Conceptionen umzuändern. Es würde eine Abſurdität ſein, in einem Begriffe den Grund einer Umgeſtaltung eben dieſes Begriffs finden zu wollen. Ja ſelbſt der Gedanke, daß ein fertiger Begriff als ſolcher ſich umgeſtalte, iſt eine Ungereimtheit, mit welcher das Denken ſelbſt unverträglich iſt. Wenn man daher bei der jeweiligen Vorſtellung eines Begriffs beharrt und nun behauptet, es fehle, inſofern man dieſen Begriff denke, an einem Grunde ihn auch anders oder überhaupt an ſeiner Stelle etwas Anderes zu denken, ſo hat man vollkommen Recht. Nur gelangt man durch dieſes Verhalten nie zu dem Nachweis einer neuen Einſicht.

Unſere Ueberlegungen haben gezeigt, daß der fehlende Grund, auf den man ſich rückſichtlich des Beharrungsprincips beruft, Nichts ſein kann, als eine fehlende reale Urſache. Es fehlt, behaupten wir, mithin an einer Urſache der Veränderung. Die Erkenntniß der realen Urſachen iſt nun empiriſch. Wir urtheilen über Vorhandenſein und Nichtvorhandenſein bewegender Urſachen ſicherlich nicht aus reiner Logik oder reiner Mathematik. Ein reiner Erkenntnißgrund, wie doch das Princip des fehlenden Grundes ſein will, müßte eine blos apriorische Ueberlegung ſein und dürfte nicht den geringſten erfahrungsmäßigen Beſtandtheil enthalten.

Hieraus folgt, daß das Princip des fehlenden Grundes, falls es überhaupt zuläſſig iſt, ein empiriſches Axiom ſein müſſe, oder mit anderen Worten, daß es dem empiriſchen Denken angehöre. In dieſer Eigenſchaft reducirt es ſich nun auch auf ein bloßes Bewußtſein der nicht vorhandenen Urſachen und hat poſitive Vorſtellungen von den vorhandenen Urſachen zum Gegenſtück. Es iſt daher einfacher und natürlicher, ſich zunächſt darauf zu berufen, daß die als vorhanden vorgeſtellten Urſachen zu den gerade fraglichen Wirkungen führen, als ſogleich von vornherein das Nichtſein einer gewiſſen Art der Wirkung auf das Nichtſein einer entſprechenden Urſache zurückzuführen.

Unſere ſchließliche Meinung läßt ſich auch dahin ausdrücken, daß der Satz der Beharrung ein empiriſches Urtheil und zwar zunächſt immer ein hypothetiſches ſei. Denn nur inſofern wir gewiſſe Urſachen iſoliren oder mindeſtens iſolirt denken, kann behauptet werden, daß dieſe Iſolirung erſt durch Hinzutritt anderer Urſachen aufgehoben werden muß, damit eine Abänderung der einfachen Form der Wirkung eintrete. Die Zergliederung der Erfahrungsvorgänge durch den Verſuch bildet die Grundlage der Hervorbringung eines empiriſchen Urtheils über die unendliche Beharrung des ſich ſelbſt gleichbleibenden Bewegungszuſtandes. Der Sprung vom Endlichen zum Unendlichen vermittelt ſich durch die empiriſche quantitative Annäherung. Wir haben mithin einen poſitiven Grund, von der Steigerung der Gleichmäßigkeit der Beharrung eines faſt nur unter der Einwirkung eines Stoßes bewegten Körpers auf die vollkommene begriffliche Identität

dieſes Zuſtandes unter der Vorausſetzung zu ſchließen, daß auch die unerheblichen Störungen der Reinheit des Erfolges beſeitigt gedacht werden. Wer alſo behauptet, das Beharrungsprincip laſſe ſich aus dem Verſtande begründen, hat inſofern Recht, als jenes Princip erſt durch ein empiriſches Urtheil aus den complexen Vorgängen reſultiren muß. Er hat aber Unrecht, wenn er den Gedanken eines reinen Erkenntnißgrundes nach Analogie des rein logiſchen und rein mathematiſchen Denkens zum Stützpunkt einer Ableitung machen will. Noch weniger läßt es ſich aber rechtfertigen, den Mangel eines reinen Erkenntnißgrundes d. h. die reine Negation des Wiſſens zum Beweismittel zu erheben.

Wir haben an Beiſpielen, welche die Gedanken zur Präciſion nöthigen, ausgeführt, wie unbeſtimmt und täuſchend die Berufungen auf das Princip des fehlenden Grundes ausfallen. Stellen wir nun feſt, in welchem Sinne ſich in der That ein Princip des fehlenden Grundes aufrecht halten laſſe. Ganz wie die Forderung einer zureichenden Begründung, ſo hat auch die Berufung auf den Mangel einer zureichenden Begründung oder einer Begründung überhaupt ihren guten Sinn. Beide Grundſätze ſind Functionen ein und deſſelben Princips. Man fordert zur Vermittelung einer complexen Einſicht ausreichende Gründe, und man hat ein Recht, einer Behauptnng ſeine Beiſtimmung zu verſagen, ſobald die Gründe fehlen, welche zur Annahme des Inhalts jener Behauptung nöthigen. Ehe man ſich überhaupt darauf einläßt, über Wahrheit und Unwahrheit einer Vorſtellung zu ſtreiten, kann man nach der ſubjectiven Begründuug der Erzeugung dieſer Vorſtellung fragen, und dieſe Frage wird in dem Falle, in welchem ſich die Nöthigung zu der fraglichen Conception nicht nachweiſen läßt, die Form einer Berufung auf ein Princip des fehlenden Grundes annehmen. Man wird ſich willkürlichen Behauptungen gegenüber ganz einfach daran zu halten haben, daß die Vertreter derartiger Behauptungen weder für ſich ſelbſt noch für Andere die nöthigen Gründe beizubringen vermögen. Man wird dieſe Wendung, welche ich die Wendung vom Grunde nennen möchte, beſonders gegen die unendlichen negativen Möglichkeiten, hinter welche ſich die Vertheidiger verlorener Sachen zu flüchten pflegen, geltend zu machen haben. Um jedoch Letzteres gehörig zu können, muß eine klare Einſicht über die Vertheilung der Beweislaſt zu Grunde gelegt werden. Man kann nämlich nicht wiſſen, wo Gründe beizubringen und nicht beizubringen ſeien, wenn man ſich nicht vorher über die natürliche Regelung der Beweispflicht verſtändigt hat.

Viertes Capitel.

Beweislaſt.

Es war eine Unternehmung von großer Tragweite, als ſich Locke vorſetzte, den Urſprung der philoſophiſch erheblichen Begriffe zu unterſuchen, und zu ſcheiden, was auf natürlicher Nöthigung und was auf willkürlicher Erdichtung beruhte. Gelang dieſe ſichtende Arbeit auch nicht in allen Beziehungen, ſo lieferte ſie doch eine hinreichend verſtändliche Probe von der Methode, die ferner zu befolgen ſein würde. Die Begriffskritik iſt ſeit der Zeit jenes engliſchen Denkers ein bleibender Beſtandtheil der philoſophiſchen Orientirungsmethoden geworden. Sie hat die Geſtalten gewechſelt und iſt ſelbſt coloſſalen Verzerrungen nicht entgangen. Sie hat ſich in manchen Richtungen vertieft oder geſchärft, iſt aber nur da fruchtbar geworden, wo ſie den urſprünglich treibenden Gedanken feſthielt. Es muß ſchon eine Abirrung genannt werden, daß Kant die Bedeutung der hiſtoriſchen Begriffskritik unterſchätzte. Denn gerade dieſe Rechenſchaft, welche die erfahrungsmäßigen Nöthigungen zur Faſſung gewiſſer Begriffe betrifft, iſt eine unerläßliche Vorarbeit zur Entſcheidung über Berechtigung und Nichtberechtigung der gerade fraglichen Conceptionen. Die Willkür des Erdichtens kann von der unabweislichen Nöthigung nur dadurch unterſchieden werden, daß man den natürlichen Gang der Begriffs- und Erkenntnißbildung feſtſtellt.

Kant glaubte einen großen Schritt zu thun, als er zwiſchen dem thatſächlichen Beſitz der Begriffe und dem Recht zu dieſem Beſitz unterſchied. Auch muß man in der That einräumen, daß der Nachweis des Vorhandenſeins einer Vorſtellung, ſei es bei einem Einzelnen, ſei es bei ganzen Völkern oder der geſammten Menſchheit, noch lange nicht ausreichend iſt, um deren Wahrheit außer Zweifel zu ſetzen. Die Annahme einer Bewegung der Sonne um die Erde war Jahrtauſende hindurch nicht blos ein gemeinſamer, ſondern auch ein natürlicher und unvermeidlicher Irrthum des Menſchengeſchlechts. Käme es nur auf den Beſitzſtand an, ſo wäre jeder Begriff ſchon dadurch gerechtfertigt, daß er überhaupt concipirt wird. Die wunderlichſten Ausgeburten der Erdichtung würden durch ihr bloßes Daſein vor Anfechtungen ſicher geſtellt. Die Kritik müßte ſich vor der nackten pſychologiſchen Thatſache der ungeheuerlichſten Begriffsfaſſungen und des wüſteſten metaphyſiſchen Spuks beugen.

Inſofern man ſich gegen das Gewicht der mehr oder minder zufälligen Thatſache wendet, ruft man zugleich irgend ein Maß der Kritik zu Hülfe. Nun geht es aber zu weit, wenn auch der conſtante Beſitz, deſſen Unveränderlichkeit in dem mannichfaltigen Spiel der Inhaltsgeſtaltung der Vorſtellungen unmittelbar eingeſehen wird, noch nicht als genügend erachtet werden ſoll, den Gebrauch der in unſerem

Besitz befindlichen Begriffe zu rechtfertigen. Die Nachweisungen der Art, wie die Begriffe in der Erkenntnißbethätigung hervortreten, muß auch stets, falls sie nicht etwa fehlerhaft ist, eine Angabe des wesentlichen Gehalts jener Begriffe mit sich bringen. Wenn wir an der Wahrheit einer Vorstellung zweifeln und auch gar keinen Weg absehen, die Unwahrheit derselben zu erkennen, so bleibt uns Nichts übrig, als dem natürlichen Gang der Begriffsbildung nachzuforschen. Wir werden dann erkennen, ob in dem Inbegriff der möglichen natürlichen Anregungen der Erkenntnißkraft wirklich ein Grund gegeben worden sei oder überhaupt unter Voraussetzung der erfahrungsmäßigen Beschaffenheit der Dinge und Vorgänge gegeben werden könne, die fragliche Vorstellung gerade so und nicht anders zu fassen und aufrecht zu halten. Zeigt es sich, daß es in dem natürlichen Gange der Erkenntnißbildung an jeder Nöthigung zur Fassung der streitigen Conception fehle, oder daß es nur ein vorläufiger, aber durch spätere Gegenmotive eingeschränkter Antrieb gewesen sei, was zu der jetzt bedenklichen Begriffsfassung geführt habe, so ist eine Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes ganz in der Ordnung.

In den formalen Begriffen als solchen ist gar keine Veränderung. Man kann nicht sagen, daß sich der einfache Begriff des Grundes oder der Ursache an sich selbst umgestaltet habe oder umgestalten könne. Es muß constante Formen in den Erkenntnißfunctionen geben, wenn überhaupt von einer Recognition der Identität der Begriffe die Rede sein soll. Was sich ändert, ist die Art der Erfüllung der leeren Formen, die wir zu empirischen Begriffen besitzen. Was an den Begriffsfassungen wahr und falsch sein kann, ist die Art der Synthesis. Falsche Begriffe verbergen falsche Urtheile. Kritik der Begriffe ist mithin Kritik der Urtheile, die dem mannichfaltigen Inhalt der ruhenden Conceptionen zu Grunde liegen. Der Entstehung der Begriffe nachforschen, heißt also, sich von den ursprünglichen Urtheilen, durch welche jene Begriffe entstanden sind oder etwa noch entstehen, Rechenschaft zu geben suchen. Nun wird man zwischen natürlich begründeten und unbegründeten Urtheilen unterscheiden können. Findet man, daß unter Voraussetzung einer unbefangenen Bethätigung der Erkenntnißkräfte, der zwingende Grund zu gewissen Conceptionen gänzlich mangelt, so können diese Conceptionen für das natürlich menschliche Interesse gar nicht in Frage kommen. Sie gelten dann als unter zufälligen Voraussetzungen entstandene Erdichtungen, deren Irrthümlichkeit sich aus ihnen selbst vielleicht gar nicht einsehen läßt, weil sie in sich selbst keinen Widerspruch enthalten, mit der Erfahrung aber gar nicht in Beziehung gesetzt sein wollen. Diese in das Reich der negativen Möglichkeiten projicirten Gebilde weichen nur der Besinnung auf den natürlichen Ursprung und Hergang der Vorstellungsformation. Um dieser Geister, die vor jeder Berührung mit dem erfahrungsmäßigen Denken in unendliche Ferne fliehen, Herr zu werden, giebt es nur einen einzigen Zauber, und dieser heißt die Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes.

Versuchen wir unser Princip an den berühmtesten Wendungen des Kantischen Gedankenkreises. Der Königsberger Kritiker war

gerade in den erheblichſten Conceptionen der Metaphyſik zu dem durchaus negativen Ergebniß gelangt, daß ſich aus reinem Verſtande in den fraglichen Rückſichten Nichts wiſſen laſſe. Dieſes Nichtwiſſen ſollte ſo zu ſagen zweiſchneidig ſein. Es ſollte die Bejahung wie die Verneinung, den Beweis wie den Gegenbeweis treffen. Es ſollte den Spielraum für die Satzungen eines natürlichen Glaubens wieder frei machen. Das Nichtwiſſen aus reinem Verſtande ſollte die Vorausſetzung der praktiſchen Begründungen abgeben. Nun iſt es hier nicht unſere Aufgabe, in dieſer Wendung des Kantiſchen Denkens Wahres und Falſches zu unterſcheiden. Was uns hier intereſſirt, iſt nur die merkwürdige Berufung auf den Beſitz eines gewiſſen Glaubens und auf den Umſtand, daß dieſer Beſitz durch keine Entſcheidung über das Recht zu demſelben geſtört werden könne, weil eine ſolche Entſcheidung ja überhaupt nicht möglich ſei. Die Zuverſicht des Glaubens bleibt von dem reinen Verſtandesraiſonnement unberührt, weil letzteres weder ein Für noch ein Wider hervorzubringen im Stande iſt.

Zunächſt liegt die Einwendung nahe, daß die auf praktiſchen Gründen (alſo ſchließlich auf einem bloßen Vorſtellen nach Maaßgabe des Wünſchens und Wollens) beruhende Zuverſicht in ihrem eigenen Gebiet factiſch geſtört werden könne, wodurch ſich denn die ganze Sachlage umkehrte. Neben den Annahmen im Sinne eines gewiſſen Glaubens gehen entgegengeſetzte Annahmen einher, und keine Macht iſt im Stande, die Gegenſätzlichkeit in den Antrieben der Gemüthsvorſtellungen auszuſchließen. Um in dem Kantiſchen Gleichniß zu bleiben, ſo iſt der Beſitz allerdings gegen die Anfechtungen aus reinem Verſtande geſichert und hat von dieſer Seite keine Anſtrengung eines Eigenthumsproceſſes zu gewärtigen. Allein die Thatſache des Beſitzes kann durch eine andere Thatſache aufgehoben werden. Wo ſich aus dem reinen Verſtande Nichts ausmachen läßt, und wo der empiriſche Verſtand in ſeiner Unordnung belaſſen wird, da möchte vielleicht die rohe Gewalt der jeweiligen empiriſchen Antriebe des Vorſtellens entſcheiden, und die Zuverſicht mit dem Zweifel ſo lange abwechſeln, bis von der unbefangenen urſprünglichen Conception Nichts übrig iſt.

Kant hat vergeſſen, daß es Beſitzſtörungen giebt, und daß für die ihn intereſſirenden Vorſtellungen keine Gewähr der factiſch ungeſtörten Erhaltung in Ausſicht ſteht. Um in der That die Conceptionen des Gemüths vor aller Anfechtung ſicher zu ſtellen, muß man die unvermeidlich nöthigen Gründe, die einen gewiſſen Kern ihres Inhalts jederzeit mit ſich bringen werden, unzweideutig nachweiſen. Thut man dies nicht, ſo ſind diejenigen im Rechte, welche ſich darauf berufen, daß es abgeſehen von erweisbar aus der Beſchränktheit des theoretiſchen Wiſſens hervorgegangenen Irrthümern gar keinen Grund gebe, aus welchem das natürliche Denken zu der beſtrittenen Faſſung jener Begriffe genöthigt werden könnte. Die Conception der Urſache oder des Grundes überhaupt wird man ſtets gelten laſſen müſſen, weil ſie ſich in allen Inhaltsveränderungen der Vorſtellungen conſtant erhält, und übrigens Nichts als die Grundform des Denkens

repräsentirt. Allein die metaphysischen Erdichtungen, welche durch falsche Specificationen und phantastische Ausstattungen des Begriffs des Grundes entstehen, wird man vor der gereifteren Einsicht nicht aufrecht halten können. Denn es wird ihr mit dem Wegfall der ursprünglichen Beschränktheit der Erfahrung gegenwärtig an einer Nöthigung fehlen, wiederum den alten falschen Gebrauch der Fundamentalbegriffe des Denkens zuzulassen.

Man hat nur dann ein Recht, sich auf die thatsächlich gegebene Beschaffenheit der Vorstellungen zu berufen, wenn diese Beschaffenheit auf dem Wege der ursprünglichen und natürlichen Gedankenentwicklung gelegen ist. Ein Bewußtsein über die historische Entstehung gewisser Ideen (im Einzelnen wie in der gesammten Menschheit) kann uns wirklich über den natürlich gebotenen Inhalt streitiger Begriffe aufklären. Wer also auch nur die Problemfassung richtig bestimmen will, muß sich zuvor eine Einsicht in die natürliche Entstehung der Ideen verschafft haben. Die falschen Fragestellungen würden verschwinden, wenn man überall zutreffend zwischen der ursprünglichen Fassung der Begriffe und zwischen den Momenten ihrer Veränderung unterschiede. Eine neue Ansicht hat sich zu beweisen, oder allgemeiner geredet, eine über die unmittelbar gegebenen, natürlichen und constanten Bestandtheile des Vorstellens hinausgehende Behauptung hat nöthigende Gründe beizubringen. Was ist nun aber das, was an den Conceptionen so lange ausschließlich gültig bleibt, bis es durch zwingende Gründe erweitert oder gar widerlegt ist? In der Beantwortung dieser Frage liegt die Schwierigkeit, deren Lösung Locke versuchte und Kant stets gering achtete.

Die Frage nach der Erwerbung der Begriffe wird für deren Inhalt selbst entscheidend. Wenn die letzten Principien, auf denen die Ordnung der moralischen Welt beruht, selbst erst geschichtlich erzeugt werden müssen, wenn es also, um die alte Vorstellungsart Lockes zu brauchen, keine angeborene Ideen giebt, so kann über den Gehalt der fraglichen Begriffe auch nur durch den Hinweis auf deren Erwerbung Etwas ausgemacht werden. Es fehlt sonst an einem Grunde, die fraglichen Begriffe gerade so und nicht anders zu fassen. Was ich bei dem Begriff einer Ursache denke, kann ich nur durch den Act der Begriffserzeugung erfahren. Ich muß dies aber wissen, ehe ich auch nur die geringste Behauptung rücksichtlich der Tragweite dieses Begriffs wagen darf. Die Berufung, daß ein Begriff als solcher im Verstande liege, ist eine Trivialität, durch welche Niemand in seiner Einsicht gefördert wird. Denn alle Begriffe beruhen auf Functionen der Denkthätigkeit. Behauptet man aber mehr und versucht nachzuweisen, daß der Begriff der realen Ursache nicht dem empirischen sondern dem reinen Verstande angehöre, so wird man bald erkennen, daß es für eine solche Aufstellung an einem Grunde fehle. Der Begriff des Grundes überhaupt gehört zwar dem Denken als solchen und daher auch schon dem reinen Denken und Vorstellen an. Es ist aber gar nicht abzusehen, wie man neben rein logischen und rein mathematischen Gründen noch einen andern aprioriſchen Grund

der Vorſtellungsverkettung auftreiben wolle. Die reale Urſächlichkeit iſt in ihren beſonderen Geſtaltungen wie in ihrem allgemeinen Daſein etwas Gegebenes und Thatſächliches, was vom Standpunkte des reinen Vorſtellens gar nicht zu ſein brauchte. Es fehlt mithin nicht nur an einem Grunde zur Annahme der Apriorität der realen Cauſalität, ſondern es iſt ſogar ein Verſtoß gegen das Identitätsprincip, wenn man den Exponenten der als thatſächlich gegebenen empiriſchen Naturſyntheſis mit der aprioriſchen Bedeutung des die rein mathematiſche Nothwendigkeit vermittelnden Factors ausſtattet. Reine aprioriſche Gründe giebt es eben nur in der reinen Logik und reinen Mathematik, und es fehlt bis jetzt an dem Nachweis einer Nöthigung, auch noch andere Gedankenformen als mit der rein logiſchen und rein mathematiſchen Art der Begründung gleichartig anzuerkennen. Was nun mit dem Begriff der Urſache überhaupt nicht gelingt, kann noch weniger mit dem Begriff beſtimmter Urſachen, wie die moraliſchen Determinationen doch wohl ſind, erreicht werden.

Das Princip des fehlenden Grundes hat ſehr einfache Anwendungen, deren bloße Andeutung genügt. Ehe Copernicus den Nachweis der Unvereinbarkeit der alten Vorſtellungsweiſe mit dem bereits gewonnenen Material der Erfahrung lieferte, hatte man ein Recht, ſich auf den Mangel der Nöthigung zu einer andern Conceptionsart zu berufen. In der natürlichen Aufeinanderfolge der Ideen mußte das falſche Urtheil der Beſchränktheit dem wahren Urtheil der erweiterten Einſicht vorangehen. Es gab aber und es giebt noch heute kein Mittel, auf directem Wege zu jener folgenreichen Wahrheit zu gelangen.

In allen rationellen Nachweiſungen, die eine ſolide Methode befolgen, muß von dem urſprünglichen Irrthum als einer zunächſt indifferenten Vorſtellung ausgegangen und erſt im Verlaufe der Gedankencombinationen die Nöthigung dargethan werden, die urſprüngliche Annahme mit einer anderen zu vertauſchen..

Aehnlich verhält es ſich mit der Verbeſſerung der Vorſtellungen über die Art von Wirklichkeit, die man der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung zuzuſchreiben habe. Wer die gewöhnlichen Begriffe vom Raume durch andere erſetzen will, hat den zwingenden Grund darzuthun, die natürliche Meinung zu verlaſſen. In dem Streite der Anſichten, die ſich in den Gegenſatz der idealiſtiſchen und realiſtiſchen Neigungen theilen, haben bisweilen die Vertreter des Idealismus oder auch des Ideologismus ihren Gegnern den Beweis des Gegentheils aufzubürden verſucht. Läßt man es ſich nun einmal gefallen, von dem indifferenten Nichts oder der Gedankenloſigkeit ausgehen und eine beliebige in dieſes unendliche Reich der negativen Möglichkeiten hineingedichtete Idee widerlegen zu ſollen, ſo hat man ſeine Sache bereits verloren. Der Gegner braucht nur kühn in willkürlichen Satzungen auszuſchweifen, und es wird uns an Mitteln fehlen, dieſelben zu widerlegen. Geſetzt es ſpielte Jemand nicht nur mit dem Wortgebilde eines Raumes von fünf Dimenſionen, ſondern wäre unverſchämt genug, die Exiſtenz eines ſolchen Raumes oder auch nur

die positive Möglichkeit dieser Existenz zu behaupten, und uns den Beweis der Nichtexistenz aufzulegen, so würden wir, falls wir uns blos an jenem Begriff versuchten, ganz unfähig sein, etwas Verständiges gegen die fragliche Zumuthung vorzubringen. Denn es fehlt in jenem Wortgebilde an einem Widerspruch. Die erdichtete Conception soll gar nicht der uns bekannte Raum sondern etwas außer dem Zusammenhang unserer Erfahrung Belegenes sein. Es fehlt mithin an einem Mittel, entweder unmittelbar oder durch Beziehung auf die uns bekannten Vorstellungen in jenem erdichteten Gebilde (welches man kaum ein Begriffsgebilde nennen kann) eine Unvereinbarkeit aufzutreiben. Das Princip der Identität ist unanwendbar; denn es setzt voraus, daß man Unvereinbarkeiten als solche zu erkennen vermöge. In unserem Fall giebt es aber gar Nichts, wovon man sagen könnte, es sei vereinbar oder unvereinbar. Denn der fragliche Raum mit fünf Dimensionen soll ja vom Standpunkte eines Denkens concipirt werden, welches gegen die besondere Art, wie wir einen Raum vorstellen, gleichgültig ist. Es fehlt uns an einem Princip der Synthesis der beiden Vorstellungen eines Raumes überhaupt und der fünf Dimensionen. Ja es fehlt uns sogar an dem Begriff eines Raumes überhaupt, der die besondere Beschaffenheit der uns bekannten Raumvorstellung nicht an sich trüge. Mit dem Princip der Synthesis fehlt uns nun aber auch offenbar die Erkenntniß der Unmöglichkeit dieser Synthesis. Denn wo wir überhaupt nicht zusammensetzen können, d. h. wo wir nicht einmal wissen, wie der Versuch zu einer Zusammensetzung angestellt werden soll, da können wir auch nicht erfahren, daß eine Zusammensetzung aus positiven Gründen unthunlich sei oder mit anderen Worten, daß der Gedanke derselben einen Widerspruch einschließe.

Es bleibt uns daher Nichts übrig, als uns auf den Standpunkt zu stellen, den unser Gegner eingenommen haben muß, ehe er seine Behauptung aufstellte. Wir haben ein Recht, zu fordern, daß er uns auf die Nöthigung aufmerksam mache, die zu seiner Vorstellung oder auch nur zu der Conception der Möglichkeit einer solchen Vorstellung hinleite. Thun wir dies, so regeln wir die Beweislast und können uns dann, falls nicht zwingende Gründe beigebracht werden, auf das Princip des mangelnden Grundes berufen, ohne nöthig zu haben, über Wahrheit und Unwahrheit der fertigen Behauptung zu streiten.

Die sogenannte Idealitätslehre des Raumes und der Zeit ist mit dem Anspruch aufgetreten, mindestens eine ähnliche wenn nicht eine größere Umwälzung der Denkweise einzuführen, als sie in der Astronomie durch Copernicus bewirkt worden ist. Das gemeine Urtheil soll als ein natürlicher Irrthum aufgegeben und mit der Annahme vertauscht werden, daß Raum und Zeit nur Schemata der Synthesis, übrigens aber an sich selbst d. h. abgesehen von dem sich in diesen Formen der Auffassung ergehenden vorstellenden Subject Nichts seien. Die Zumuthung, diese Ansicht anzunehmen, setzt voraus, daß man auf irgend eine Weise einen Begriff von dem Inhalt dieser Ansicht gewinne. Erst hierauf kann über Wahrheit oder Un-

wahrheit des in jener Anſicht vertretenen Urtheils geſtrittten werden. Die Beſtreiter der Ariſtarchiſchen oder Copernicaniſchen Anſicht hatten wenigſtens den Vortheil, klar und unzweideutig zu wiſſen, was gemeint war. Dies kann man leider nicht von der Kantiſchen Vorſtellung rühmen. Die größte Schwierigkeit derſelben war ihre eigene Unbeſtimmtheit. Der große Verbeſſerer der Begriffsfaſſung der Sinneswahrnehmung unterließ es auch, den bloßen Inhalt ſeines neuen Begriffs zu erläutern und ſeine Gegner (d. h. zunächſt Alles, was nicht er ſelbſt war) zu nöthigen, ſeine Conception zu reproduciren. Er begann ſogleich mit dem Beweis von Etwas, was nicht einmal als indifferenter Begriff (ohne Rückſicht auf Wahrheit oder Unwahrheit) gehörig verſtändlich war. Was es heißt, die Erde bewege ſich um die Sonne, kann Jedermann vorſtellen, der überhaupt einen Begriff von der Bewegung eines Körpers um einen andern erworben hat. Was aber die transcendentale Idealität des Raumes eigentlich bedeuten ſolle (von deren Wahrheit oder Unwahrheit hier noch ganz abgeſehen), das wußten und wiſſen ſelbſt diejenigen nicht recht, die ſchon über Richtigkeit und Unrichtigkeit der fraglichen Vorſtellung ſtritten, geſchweige die, welche gar nicht darüber ſtreiten wollten. Jemand der Nichts von aſtronomiſchen Beweiſen verſteht, wird wenigſtens begreifen, was man meint, wenn man ihm ſagt, die Erdkugel bewege ſich um die Sonne. Allein man frage irgend einen geſchulten Philoſophen der civiliſirten Welt, der nicht gerade von Kant weiß, ob er nach den Auslaſſungen der transcendentalen Aeſthetik auch nur begriffen habe, um welche neue Vorſtellungsart es ſich eigentlich handle. Wenn er aufrichtig iſt, ſo muß er geſtehen (und dieſes Geſtändniß würde auch noch Anderen ziemen), daß er nicht einmal eine unzweideutige Vorſtellung von dem erworben hat, was bewieſen werden ſoll. Seine nächſte Forderung an den Urheber der neuen Idee oder an deſſen Vertreter wird alſo dahin gehen, vor Allem über den Inhalt der neuen Anſicht aufgeklärt zu werden. Er wird, falls die Begriffsfaſſung an ſich ſelbſt beſondere Vorkehrungen vorausſetzt, durch zwingende Gründe genöthigt werden wollen, den Inhalt des Begriffs gerade ſo und nicht anders zu denken. Wird ihm in dieſer Hinſicht nicht entſprochen, ſo kann er mit Recht geltend machen, daß bis jetzt jeder Grund fehle, an eine wirklich neue Conception zu glauben. Zuerſt muß der Begriff des Beweisthema ſelbſt klar gemacht ſein, ehe man ſich einem Beweisverfahren unterwerfen kann. Denn ſonſt fehlt die Möglichkeit der Vergleichung des Inhalts der urſprünglichen Behauptung mit dem Inhalt des ſchließlichen Ergebniſſes des Beweiſes, und es kann gar nicht ausgemacht werden, wer zu beweiſen habe. Von der Natur der gerade fraglichen Aufſtellung hängt es ja ab, ob ſie als poſitive Behauptung oder als bloße Beſtreitung willkürlicher Annahmen zu gelten habe. Die bloße Beſtreitung (in welcher kein affirmatives Element iſt) braucht ſich nicht und kann ſich auch in der Regel nicht anders als durch die Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes begründen und muß ſo den Gegner beweispflichtig machen.

Ein Begriff mag urſprünglich aus einer Gedankenvermittelung hervorgegangen ſein; dies hindert nicht, ihn abgeſehen von Wahrheit und Unwahrheit als bloße Möglichkeit hinzuſtellen. Hierbei iſt jedoch ein Umſtand ſtreng zu beachten. Die Möglichkeitsvorſtellungen, die man zunächſt als indifferent einführt, müſſen doch aller mindeſtens an ſich ſelbſt im Denken vollziehbar ſein. Nun kann dieſe Vollziehbarkeit in der Form einer einfachen Verneinung beſtritten werden. Dann liegt der Nachweis der Vollziehbarkeit demjenigen ob, der mit der fraglichen Conception operiren will. Die Idealität des Raumes iſt nun ein ſolcher Begriff, der an ſich ſelbſt erſt erzeugt ſein will, ehe von ſeiner Wahrheit oder Unwahrheit geredet werden darf. Freilich iſt es auch geſtattet (und dieſe Form wird die natürlichſte ſein), den Begriff zugleich mit dem Urtheil, auf welchem er beruht, und auf dieſe Weiſe in ein und demſelben Acte die Vorſtellung nebſt der Ueberzeugung von deren Wahrheit hervorzubringen. Gerade aber in dieſem Falle darf nicht vergeſſen werden, welche Wichtigkeit hierbei die „Wendung vom Grunde“ und die daran geknüpfte richtige Zutheilung der Beweislaſt erhalten müſſe. Denn da es ſich nicht nur um den Beweis einer an ſich feſtſtehenden Vorſtellung ſondern um die Erzeugung einer Conception handelt, die auch ihrer bloßen Möglichkeit oder ihrem einfachen Begriff nach bisher unbekannt war, ſo hat man bei jedem Schritt des Raiſonnements auf der Hut zu ſein und ſtreng darauf zu achten, ob nicht irgendwo ein Grund mangele oder die Beweislaſt vernachläſſigt werde. Es iſt nicht genug, die in der Form von Sätzen auftretenden Behauptungen zu erweiſen; man muß auch die ruhenden Begriffe, inſofern in ihnen irgend eine Syntheſis verborgen iſt, wenigſtens als denkbar rechtfertigen. Sonſt wird man, wie in dem Beiſpiel des Raumes von fünf Dimenſionen, ein täuſchendes Spiel mit dem bloßen Schein von Begriffen treiben und ſich die Erinnerung an die Beibringung der Gründe der Denkbarkeit und an die natürliche Pflicht zu dieſer Beibringung gefallen laſſen müſſen.

In metaphyſiſcher Beziehung hat die Regel der richtigen Zutheilung der Beweislaſt ſowie das mit dieſer Regel in engem Zuſammenhang ſtehende Princip des fehlenden Grundes wohl die wichtigſte Anwendung da, wo es ſich um eine dualiſtiſche Weltvorſtellung d. h. um die Behauptung eines Seins handelt, welches nicht Gegenſtand der Erfahrung werden könne. Die unendliche negative Möglichkeit des ſich auf keine nähere Beſtimmung einlaſſenden Denkens bildet den Ausgangspunkt für den vermeintlichen Nachweis der Möglichkeit eines anderen Seins. Nun läßt ſich auch in der That gegen dieſe negative Möglichkeit an ſich ſelbſt Nichts einwenden. Jedoch iſt dieſe negative Möglichkeit glücklicherweiſe ſehr unſchuldig, falls ihr nicht irgend eine poſitive Vorſtellung untergeſchoben wird. Jene Möglichkeitsvorſtellung iſt nämlich vom Standpunkt eines Denkens concipirt, welches von allen Denk- und Vorſtellungsgeſetzen abſieht. Es iſt in dieſer Beziehung ein völlig unbeſtimmtes Denken, ja man könnte ſagen, ein Verzicht auf das Denken, was das unendliche Reich

der negativen Möglichkeiten eröffnet. Unſere Erkenntniß iſt auf dem Standpunkt dieſes Denkens in einer gewiſſen Hinſicht Null, nämlich der einzige Begriff des Seins überhaupt. Soll daher irgend eine Conception auf uns Einfluß gewinnen, ſo muß ſie durch poſitive Nöthigungen erzeugt ſein. Sonſt bleibt die allgemeine unendliche rein negative Möglichkeit in jeder beſtimmten Frage ebenſo wohl im Sinne der Bejahung als im Sinne der Verneinung beſtehen, und es wird in der That auch nicht das geringſte affirmative Element vorgeſtellt. Es muß alſo, wenn die Möglichkeit mehr als das bloße Nichtwiſſen von dem, was abgeſehen vom Denken noch ſein möchte, bedeuten ſoll, eine Begründung hinzukommen. Dieſe kann nun für die dualiſtiſche Weltvorſtellung niemals beigebracht werden. Denn im Rahmen der uns bekannten Erfahrung befindet ſich kein Antrieb, der zu Mehr nöthigen könnte, als das einheitliche Syſtem der Dinge und Vorgänge tiefer zu erfaſſen, ohne dabei die Identität deſſelben aufzugeben. Uebrigens würde ſich auch noch, (was hier nur beiläufig zu bemerken iſt) in der dualiſtiſchen Vorſtellung ein Widerſpruch nachweiſen laſſen, falls ſich dieſelbe von ihrem Standpunkt der rein negativen Möglichkeit entfernen und zu poſitiven Beſtimmungen herbeilaſſen ſollte.

Wenn die eine Vorſtellung ebenſo wenig als die andere poſitiv determinirt d. h. in negativer Hinſicht oder mit anderen Worten vom Standpunkte unſeres Nichtwiſſens in gleicher Weiſe möglich iſt, ſo kann der Begriff von einer Wirklichkeit nur durch Hinzutreten eines weiteren Grundes gewonnen werden. Nun ſind die Vorſtellungen, daß das uns bekannte Spiel des Lebens einem Traum ähnlich ſei, allerdings vom Standpunkt des völlig abſtracten Denkens zuläſſig. Allein es fehlt an einem Grund, dieſe negative Möglichkeit in eine poſitive zu verwandeln. Die Vertreter des träumeriſchen Idealismus haben die Beweispflicht in der Regel verkannt und den Nachweis der ſogenannten Realität der Außenwelt von denen gefordert, welche dieſe Realität annahmen. Sie haben ſich wohl gar auf den Satz berufen, daß man von der Wirkung nicht auf die Urſache ſchließen könne, und ſo den Schein erregt, als ſei der fragliche Beweis unmöglich. Anſtatt zwiſchen dem Schluß auf eine Urſache überhaupt und dem Schluß auf eine beſtimmte Urſache zu unterſcheiden, und anſtatt Sinn und Tragweite des herbeigezogenen logiſchen Satzes zu unterſuchen, haben es die Idealiſten rathſam gefunden, die Beweislaſt von ſich abzuwälzen und dem ſogenannten geſunden Verſtande aufzubürden. Sie machten dieſe Wendung ſicherlich nicht mit vollem logiſchen Bewußtſein, ſondern folgten einem Inſtinct, der die ſchwache Seite der träumeriſchen Conceptionen zu verbergen antrieb. Die einzige Schutzwehr gegen derartige tumultuariſche Zumuthungen, die alle Grundſätze des natürlichen Ganges der Erkenntnißbildung verleugnen, bleibt eine ſorgfältige Regelung der Beweislaſt. Wie dieſe Regelung im beſonderen Fall zu geſchehen habe, kann, wie die von uns angezogenen Beiſpiele lehren, nicht im Allgemeinen d. h. nicht ohne Rückſicht auf die empiriſche Natur des gerade fraglichen Falles

festgestellt werden. Was eine neue Behauptung d. h. eine Veränderung der bisher in natürlicher Weise vermittelten Vorstellungen sei, läßt sich stets nur aus der Vergleichung und im Zusammenhange des natürlichen Gedankenganges bestimmen. Von einer solchen Bestimmung hängt aber die Anwendbarkeit der bekannten Regel ab, daß der Behauptende zu beweisen habe.

Formuliren wir schließlich noch die erheblichste Seite unserer Ueberlegungen. Unser Grundsatz besteht darin, uns willkürlichen Erdichtungen gegenüber zunächst gar nicht auf die gewöhnliche Form eines Streites über Möglichkeit und Unmöglichkeit, über Wahrheit und Unwahrheit einzulassen, sondern uns mit der „Wendung vom Grunde" zu begnügen, und dem gegen alle Regeln der gemeinen Vorstellungsart oder gegen die bisher wohl begründeten Annahmen Behauptenden den Beweis aufzulegen. Die hauptsächlichste Schwierigkeit der Anwendung dieser Maxime wird die Bestimmung desjenigen sein, was als wohl begründete Annahme betrachtet werden müsse. Im einzelnen Fall wird aber diese Schwierigkeit durch Erwägung des natürlichen Ganges der Erkenntnißbildung leicht gehoben werden können, und so ist denn auch ersichtlich, warum wir guten Grund hatten, im Eingange dieses Capitels auf die Begriffskritik Lockes hinzuweisen, und die Bedeutung einer Aufmerksamkeit auf die natürliche Entstehungsart der Conceptionen hervorzuheben.

Fünftes Capitel.

Erkenntniß der Analogien.

Bisher betrachteten wir das Princip der zureichenden Begründung unter Voraussetzung des Begriffs des Beweisgrundes einerseits und des in den unmittelbaren Einsichten wirksamen Antriebes andererseits. Wir machten uns außerdem klar, in welchem Sinne der Begriff des Grundes aller Gedankenmöglichkeit sowie aller realen Thatsächlichkeit zu verstehen sei. Um nun unsere Behauptung, daß der Satz des zureichenden Grundes blos logische nicht aber die ihm gewöhnlich beigelegte metaphysische Bedeutung habe, noch weiter zu veranschaulichen, wollen wir das Wesen der sogenannten Realgründe näher untersuchen.

Wir erkennen in der Erforschung der Natur niemals sogenannte letzte Gründe sondern stets nur Analogien. Die Grundgestalt der eingehendsten empirischen Begründungen ist die Feststellung von Analogien. Was ist nun aber im streng logischen Sinn eine Analogie? Ist sie eine bloße Aehnlichkeit oder theilweise Uebereinstimmung gewisser Charaktere der Dinge und Vorgänge?

Mit der gewöhnlichen oberflächlichen Vorstellung der Analogie

reichen wir hier nicht aus. Wir brauchen hier einen in jeder Beziehung beſtimmten Begriff, nämlich den der Correſpondenz der beſtimmenden Gründe. Analogie iſt bei den alten Mathematikern ſoviel als Proportion, und es iſt wahrſcheinlich, daß der logiſche und der mathematiſche Begriff nicht unabhängig von einander concipirt ſind. Wenn Analogie in der Mathematik die Gleichheit von zwei Größenverhältniſſen (eigentlich der Exponenten dieſer Verhältniſſe) bedeutet, ſo wird der entſprechende allgemeine logiſche Begriff die Identification von zwei Beziehungen des Grundes und der Folge ſein müſſen. Der gemeinſame Exponent in den identiſch geſetzten Relationen iſt irgend ein beſtimmter Begriff des Grundes, alſo etwa der Begriff einer realen Verurſachung überhaupt. In jeder concreten Analogie wird dieſer allgemeine Exponent einen mehr oder minder beſtimmten Inhalt haben, d. h. er wird irgend eine beſondere Art oder Form der Verurſachung vorſtellen. Hiernach wird jede Analogie ſchließlich auf die Vorſtellung von der Identität des vermittelnden Begriffs in zwei Urtheilen des Grundes hinauslaufen. Wir brauchen mithin, um die empiriſchen Analogien zu denken, unſere Kenntniß des Weſens der Gründe gar nicht zu erweitern. Wir haben nur nöthig, die uns ihrem Weſen nach vielleicht für immer unzugänglichen Urſächlichkeitsformen mit einander zu vergleichen, um aus den zufälligen Unterſchieden ihrer complexen Bethätigung die Identität irgend einer Grundgeſtalt hervorzuheben.

Die größte Entdeckung der rationalen Naturforſchung iſt Nichts als die Erkenntniß einer Analogie geweſen. Als Newton den Gedanken faßte, die den Mond an ſeine Bahn feſſelnde Kraft möchte dieſelbe Urſache ſein, als die welche den Stein zur Erde fallen macht, concipirte er, logiſch ausgedrückt, eine problematiſche Analogie. Der Grund der beiden äußerlich ſehr verſchiedenen Wirkungen (des freien Falles auf der Erde und der Ablenkung von der gradlinigen Beharrung) konnte möglicher Weiſe ſeinem allgemeinen Begriff nach derſelbe und etwa nur durch quantitative und örtliche Vorausſetzungen der Bethätigung ſpecialiſirt ſein. Es kam darauf an, von der Möglichkeit der Analogie durch den Nachweis quantitativer Uebereinſtimmungen (faſt das einzige ſtrenge Beweismittel der Richtigkeit einer naturwiſſenſchaftlichen Hypotheſe) zu einer Einſicht in die Thatſächlichkeit zu gelangen. Nachdem dieſes Ziel erreicht worden war, hatte nun die Analogie die beſtimmtere Geſtalt einer Einſicht in die allgemeine begriffliche Identität der wirkenden Urſache, verbunden mit der zugehörigen Einſicht der quantitativen Differenzirung dieſer identiſchen Wirkſamkeit nach Maaßgabe der Veränderung der räumlichen und überhaupt der Größenvorausſetzungen. Das Gravitiren aller materiellen Theilchen gegen einander iſt gleichſam der gemeinſame Exponent aller nur denkbaren Relationen, während das Geſetz der Abnahme der Wirkung mit dem Quadrat der Entfernung eine der beſonderen Beſtimmungen iſt, welche den concreten Verhältniſſen ihre eigenthümliche Geſtalt geben. Worauf es uns hier jedoch in der Zergliederung dieſes Beiſpiels am meiſten ankommt, iſt der Umſtand,

daß über die Beſchaffenheit des Grundes an ſich ſelbſt, (des Exponenten aller Verhältnißvorſtellungen) Nichts ausgemacht worden iſt und auch nie Etwas ausgemacht werden kann. Was das Gravitiren noch außer der Vorſtellung, die wir durch die Wahrnehmung der Thatſachen erlangt haben, ſein möge, iſt eine Frage, zu welcher uns der beſtimmtere Begriff fehlt. Wir können gar nicht angeben, was es heißen ſolle, von dem Grunde des Gravitirens Rechenſchaft geben. Hätte die Erweiterung unſerer Naturerkenntniß von einer ſolchen vermeinten Einſicht in das Weſen der Gravitation abgehangen, ſo würden wir noch heute bei der Ariſtoteliſchen Manier des Philoſophirens über Schwere und Leichtigkeit ſtehen, und uns bis jetzt mit Nichts als den Anregungen zum Spiel in den oberflächlichſten Vorſtellungen beſchäftigt haben. Von einer eigentlichen Wiſſenſchaft würde unter Vorausſetzung jenes Forſchens nach dem Weſen der Urſachen an ſich ſelbſt gar nicht haben geredet werden können. Inwiefern eine Auffaſſung der Naturkräfte nach Analogie unſerer Willenskräfte einen Sinn haben könne, werden wir ſpäter ſehen, wenn wir die Begriffe von letzten Gründen erörtern.

Hier bleibt uns noch übrig, auf die Kantiſche Vorſtellung von den „Analogien der Erfahrung“ hinzuweiſen und unſere eigene empiriſche Conception vor Vermiſchung und Verwechſelung mit jenem vermeintlich reinen Verſtandesgrundſatze, den Kant an die Stelle des Princips des zureichenden Grundes ſetzte, ſorgfältig zu ſichern. Der Königsberger Kritiker beſchränkt die Gültigkeit des Princips des zureichenden Grundes auf bloße Erſcheinungen, d. h. er leugnet die Anwendbarkeit deſſelben auf die Verhältniſſe der Dinge an ſich ſelbſt. Er geſteht ferner dem Princip nur eine regulative aber keine conſtitutive Function zu, d. h. er betrachtet die Forderung der zureichenden Begründung nur als einen Antrieb zum unbegrenzten Gebrauch des Stammbegriffes der Urſache. Man ſollte nun glauben, daß durch dieſe Einſchränkungen der von uns verworfene metaphyſiſche Beſtandtheil des Satzes auch bei Kant gänzlich eliminirt ſei.

In der erſten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft finden wir den ſogenannten „Grundſatz der Erzeugung“ (dies iſt der Name des Satzes, der das Princip des zureichenden Grundes vertreten ſoll) folgendermaaßen ausgedrückt: „Allem was geſchieht geht Etwas voran, worauf es nach einer Regel folgt.“ In der zweiten Ausgabe wird dagegen geſagt, daß alle Veränderungen nach dem Verhältniß von Urſach und Wirkung erfolgen, was offenbar nichts Anderes bedeutet, als daß zu jeder Veränderung eine Urſache, oder daß jede Veränderung durch den Begriff des urſächlichen Zuſammenhangs vermittelt zu denken ſei.

Das eben formulirte allgemeine Geſetz, demzufolge die Veränderung des Inhalts der Erſcheinungsformen als durch den Begriff des urſächlichen Verhältniſſes denkbar vorgeſtellt wird, ſoll nach Kant über den beſonderen Naturgeſetzen ſtehen, ja ſogar eine Natur d. h. einen Inbegriff geſetzmäßiger Hergänge und mithin die Erfahrung ſelbſt erſt möglich machen. Unter dem Namen einer „Analogie der

Erfahrung“ fungirt es als oberſtes im reinen Verſtande ſelbſt gegründetes Naturgeſetz.

Die Bezeichnung als Analogie erklärt ſich, wie leicht aus dem Zuſammenhange der Kantiſchen Entwicklung zu entnehmen iſt, durch die Vorſtellung, daß der Gedanke des urſächlichen Verhältniſſes der gemeinſame Exponent eines ganzen Syſtems von Conceptionen des erfahrungsmäßigen Laufes der Vorgänge ſei. Die beſonderen Naturgeſetze drücken ſämmtlich beſtimmte Arten der allgemeinder Cauſalität aus, welche eine Grundform der verſtandesmäßigen Ordnung der Erſcheinungen iſt. Alles kommt jedoch darauf an, ob man den Exponenten dieſer Grundform zu möglichen Verhältniſſen im reinen oder ob man ihn im empiriſch beſtimmten Verſtande ſucht. Erſteres thut Kant. Letzteres thun wir. Für uns giebt es nur erworbene Begriffe von empiriſchen Analogien, nicht aber erzeugte. Der Realgrund der Vorgänge iſt auch ſeiner allgemeinen Form nach und nicht etwa blos ſeinem beſonderen Inhalt nach etwas Gegebenes, was auch ſein würde, wenn der Verſtand gar nicht wäre.

Nach dieſer Erläuterung beſorgen wir keine Vermiſchung unſeres Begriffes der Erkenntniß der empiriſchen Analogien mit der Kantiſchen Vorſtellung von einer Analogie der Erfahrung. Die Erkenntniß der empiriſchen Analogien beruht ſtets auf einem beſtimmten vermittelnden Begriff, der gleichſam als einheitlicher Logos oder Exponent in einer Mannichfaltigkeit verſchiedengearteter Erſcheinungen fungirt. Dieſer Exponent iſt aber nicht der reine Begriff des Grundes, der ſchon im rein mathematiſchen Verſtande Anwendung findet, ſondern der Begriff der realen Cauſalität, der ſich als aus bloßem Verſtande entſpringend nicht begreifen läßt.

Zweiter Theil.

Dialektiſche Ausführungen.

Erſter Abſchnitt.

Begriffe von Unendlichkeiten.

Erſtes Capitel.

Allgemeine Geſtalt der Aufgabe.

Die Begriffsfaſſung der Unendlichkeiten iſt die Hauptſchwierigkeit der metaphyſiſchen Philoſophie. Alle Aufſtellungen, die man bisher verſucht hat, bewegten ſich um die Löſung jener Schwierigkeit. Die Verlegenheiten der Eleaten wurzelten in der Unmöglichkeit, eine paſſende Vorſtellungsform für die Unendlichkeitsgedanken zu finden. Kant's theoretiſches Syſtem hat ſeinen ernſtlichſten Rückhalt in denjenigen Behauptungen, die ſich an die Conception der Unendlichkeiten knüpfen. Wir betreten mithin das äußerſte Gebiet des Denkens, indem wir die Geſtalten feſtſetzen, in denen eine zutreffende Begriffsfaſſung des Unendlichen möglich iſt.

Wir werden bei unſerer Unternehmung vor unſeren Vorgängern einen wichtigen Vortheil voraus haben. Wir werden uns nämlich hüten, ſogleich die Vorſtellungen von Raum und Zeit einzuführen. Wir werden uns zunächſt mit einer höheren Stufe der Abſtraction beſchäftigen und die Zahl oder Anzahl zum Ausgangsbegriff unſerer Erwägungen machen. Auf dieſe Weiſe vermeiden wir die Verwicklungen mit jener zweideutigen Ueberlieferung Kants, die ſich Idealitätslehre nennt, und deren wahrer Sinn das gerade Gegentheil alles träumeriſchen Idealismus ſein ſoll. Haben wir uns erſt einmal unabhängig von den concreten Conceptionen (Raum und Zeit) über die Begriffsfaſſung der Unendlichkeiten belehrt, ſo werden wir jene berühmte Theorie der Idealität und Formalität auf ihren haltbaren Kern zurückzuführen und deren Zweideutigkeiten zu entſcheiden im Stande ſein.

Wir werden uns alſo, anſtatt ſogleich mit den Begriffen des

unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit zu beginnen, zuvor mit dem Begriff der unendlichen Zahl beschäftigen. Um in dieser Hinsicht gewissen leichtfertigen Einwendungen von vornherein zu begegnen, erinnern wir daran, daß in der Kantischen Erkenntnißtheorie die Zahl eine mittlere Stellung zwischen dem reinen Verstandesbegriff der Größe einerseits und den Grundformen der Sinnesvorstellung (Raum und Zeit) andererseits einnehmen sollte. In dieser Function galt die Zahl als ein Schema des reinen Verstandes, durch welches sich die Anwendung des unanschaulichen Größenbegriffs auf Gegenstände der Sinne vermittelte. Ohne uns nun hier auf die Unterscheidung des Begriffs der Größe überhaupt von dem Begriff der Zahl einzulassen, beschränken wir uns auf den Hinweis, daß „Vielheit" bei Kant ein reiner unanschaulicher Verstandesbegriff ist, und daß sich doch in der That gar nicht angeben läßt, wie dieser Begriff als Schema, d. h. als Zahlenvorstellung irgend welche Umgestaltung erfahre. Unseres Erachtens ist Zahl überhaupt und Vielheit völlig dasselbe. Der reine Begriff einer Vielheit existirt nur als Zahlenvorstellung. Wie aber eine Conception beschaffen sein solle, die zum Theil der sinnlichen zum Theil der unsinnlichen Conceptionsart durch abstracte Verstandesbegriffe angehörig gedacht wird, ist gar nicht einzusehen. Denn die Anwendungsgestalten der abstracten Begriffe kann man nicht als neue Conceptionsgattungen gelten lassen. Wir können mithin getrost von der Zahl als eine Abstraction letzter Instanz ausgehen, ohne nachhaltige Anfechtungen gewärtigen zu müssen.

Das interessanteste und wichtigste Problem der Metaphysik, von welchem die Lösung fast aller übrigen Schwierigkeiten abhängig war, lautete bisher: Wie sind der unendliche Raum und die unendliche Zeit zu denken? Wir setzen an die Stelle dieser Frage eine andere, die um eine Stufe abstracter ist. Wir verlangen zu wissen, wie die unendliche Zahl denkbar sei. Ja in einem gewissen Sinne soll es sich nicht blos darum handeln, wie, sondern auch ob sie denkbar sei.

Wie schon gesagt, beherrschen wir durch diese Fragestellung das ganze weite Gebiet der Täuschungen, die aus den bestimmteren Unendlichkeitsbegriffen entspringen. Auch folgen wir nur einem allgemeinen wissenschaftlichen Gesetz, wenn wir die Schwierigkeiten auf einer höheren Stufe der Abstraction aufsuchen. Wer einmal mit der dialektischen Wendung bekannt ist, welche die zutreffende Begriffsfassung der unendlichen Zahl angeht, wird für alle möglichen Fälle vorbereitet sein und nicht in Verlegenheit gerathen, in welcher Gestalt ihm auch die besonderen und durch allerlei Nebengesichtspunkte verwickelten Schwierigkeiten erscheinen mögen. Ich ersuche daher den Leser, über den jetzt ins Reine zu bringenden Punkt nur nach vollständigem Verständniß desselben hinwegzugehen und lieber alles Fernere gänzlich unbeachtet zu lassen, als ohne gehörige Vorbereitung an ein Studium zu gehen, welches mindestens ebenso wie das der Mathematik seine Voraussetzungen hat. Die Dialektik, die ich hier vortrage, ist keine Gymnastik des Geistes, zu welcher man die Logik nie erniedrigen darf. Sie überliefert vielmehr fertige Einsichten, die bei

allen gedanklichen Arbeiten von Nutzen sein und für alle Arten der angewandten Logik Werth haben müssen.

Bevor ich die einzig mögliche Begriffsfassung der unendlichen Zahl feststelle, muß ich noch kurz den Gang der Untersuchungen dieses Abschnitts anzeigen. Ich scheide die logischen Unendlichkeiten von den mathematischen Unendlichkeiten aus dem Gesichtspunkt der Begriffsart, welche zur Conception der gerade fraglichen Unendlichkeit Anlaß giebt. Logische Unendlichkeiten werden daher die unbegrenzten Reihen möglicher Voraussetzungen oder Begründungen sein, während die Vorstellungen der Größentheilung und Größenzusammensetzung zu den mathematischen Unendlichkeitsbegriffen führen. In beiden Fällen ist jedoch die Form der unendlichen Reihe als Fundamentalgestalt anzuerkennen. Hierin liegt denn auch der Grund, warum wir von einem gemeinsamen Typus der Unendlichkeitsbegriffe beiderlei Art auszugehen haben. Jedoch wäre es ganz unfruchtbar, über die Benennung der Grundgestalt des Denkens der Unendlichkeiten zu streiten und entscheiden zu wollen, ob das Fundamentalschema einen logischen oder einen mathematischen Charakter habe. Unseren früheren Andeutungen zufolge haben formale Logik und reine Mathematik ein gemeinsames Erkenntnißprincip. Es hat daher stets etwas Ungehöriges, wenn ein logisches Capitel gleichsam als eine höhere Stufe der Abstraction einem Capitel vorangeht, in welchem Grundformen des mathematischen Gedankens erwogen werden. Denn letztere Grundformen können so abstract sein, daß sie überhaupt allem Denken und nicht blos den specifisch mathematischen Erwägungen angehören. In diesem Falle giebt es gar nicht zwei verschiedene Wissensgattungen, sondern es sind unter dieser Voraussetzung die Benennungen logisch und mathematisch nur verschiedene Bezeichnungen ein und derselben Sache. Wenn wir daher ein besonderes Capitel über mathematische Unendlichkeiten aufstellen, so geschieht dies nur, um die logischen Schwierigkeiten, welche bisher im Felde der reinen Mathematik von Wichtigkeit waren, von denjenigen Verlegenheiten abzusondern, in welche auch das gemeine unwissenschaftliche Denken abgesehen von mathematischen Anwendungen geräth. Es wäre aber auch ebenso gut möglich gewesen, schon die allgemeine Kritik der Begriffsfassungen der unendlichen Zahl als mathematische Wendung aufzuführen. Es giebt nun einmal keine Hervorbringung logischer Einsichten ohne Vermittelung der mathematischen Urtheilskraft, und es kann daher von einem abstracten logischen Gesichtspunkt nur insofern die Rede sein, als sich Begriffe wie der der Ursache als natürlicher Antrieb zur Conception unendlicher Reihen darbieten. Allein auch in diesem Fall ist die Vorstellung der unendlichen Zahl der Glieder des logischen Zusammenhangs offenbar mathematisch, insofern man nämlich den Begriff der unendlichen Zahl an sich selbst betrachtet. Es giebt daher keine logische Einsicht ohne die Voraussetzung der Vorbedingungen des allgemeinen mathematischen Denkens. In diesem Sinne muß denn auch unsere Eintheilung verstanden und der Gang unserer Untersuchung aufgefaßt werden.

Zweites Capitel.

Unendlichkeiten der bloßen Logik.

Zufolge der eben gegebenen Erklärung haben wir mit der Begriffsfaſſung der unendlichen Zahl zu beginnen. Sobald man in ſeinen Begriff Nichts weiter faßt als die Vorſtellung der Abweſenheit eines Hinderniſſes, Einheit zu Einheit unaufhörlich hinzuzufügen, bleibt man vor jeder Schwierigkeit bewahrt. Denn in dieſem Begriff der unaufhörlichen Wiederholung der Einheit iſt gar nichts eingeſchloſſen, was die Conception mit ſich ſelbſt d. h. deren Theile mit einander unverträglich machte. Würde etwa vorgeſtellt, daß in der Natur der Dinge oder auch nur in der Beſchaffenheit des menſchlichen Weſens eine Gewähr läge, die unaufhörliche Wiederholung auch wirklich ins Unbegrenzte fortſetzen zu können, ſo würde hiermit ein Nebengedanke eingeführt, von dem ſich jene Begriffsfaſſung freihalten muß. Denn wir können gar nicht wiſſen, ob eine unbegrenzte Syntheſis wirklich in der Natur der Dinge oder auch nur in der Verfaſſung unſeres Verſtandes angelegt ſei. Man achte genau auf den Unterſchied zwiſchen der Vorſtellung, daß in der Function des Denkens ſelbſt kein Hinderniß der Wiederholung concipirt wird, und zwiſchen dem Gedanken, daß es überhaupt kein ſolches Hinderniß geben könne. Mit jener erſteren Vorſtellung bleibt man nur ſeinem eignen Begriff von der unbegrenzten Wiederholung treu, während man mit dem anderen Gedanken Etwas über die Beſchaffenheit der Dinge und des Verſtandes behauptet, was einerſeits nie durch Erfahrung feſtgeſtellt und andererſeits auch nie durch bloßes Denken ausgemacht werden kann. Wir müßten nämlich gänzlich ohne Vorausſetzung oder mit anderen Worten aus Nichts Etwas ſchließen können, um zu beantworten, ob die unendliche Zuſammenſetzung im Fundament der Dinge angelegt ſei. Ueber Möglichkeiten ſchlechthin können wir niemals entſcheiden; ja dieſer Begriff ſelbſt iſt gar kein Denkbegriff im gewöhnlichen Sinne, ſondern nur in Rückſicht auf den Realgrund faßbar. Alles Urtheil über Möglichkeiten ſetzt Thatſachen voraus, in Beziehung auf welche die Möglichkeiten gedacht werden. Nun iſt die negative Thatſache, daß wir mit dem Begriff der wiederholten Zuſammenſetzung von Einheiten keine Vorſtellung von einem Hinderniß der Fortſetzung dieſer Thätigkeit verbinden, das Fundament des hier für uns fraglichen Möglichkeitsbegriffs. Die Unbegrenztheit des Fortganges iſt daher zunächſt als Verneinung des Vorhandenſeins einer Hemmung zu denken. In dem Denkacte ſelbſt liegt kein begriffliches Element, welches dem Gedanken einer Hemmung entſpräche. Es iſt mithin nur eine Anwendung des Princips der Identität des Identiſchen, wenn wir uns bewußt bleiben, daß die beharrliche Fortſetzung der Reihe in ihrem eignen Begriff nichts Widerſprechendes

und daher auch keinen Grund der Hemmung einschließe. Es giebt keine Zahl, über welche hinaus nicht noch eine größere als möglich gedacht werden könnte. Die Hinzufügung von Einheiten hat ihrem Begriff nach keine Grenze. Es kann keine größte Zahl geben; denn der Begriff der größten Zahl würde dem Gedanken der Unbeschränktheit des Hinzufügens widersprechen.

Ehe wir weiter gehen und die metaphysischen Behauptungen untersuchen, müssen wir uns von der einfachsten Gestalt des Entstehungsprincips der unendlichen Zahlenreihe Rechenschaft geben. Bereits die erste Zusammenfassung von Eins und Eins stellt die Fundamentalgestalt der den Reihenbegriff ermöglichenden Thätigkeit dar. Ob ich eine Einheit zu Tausenden hinzufüge und vielleicht auch in einem Acte einen ganzen Theil der Reihe bilde, oder ob ich nur zwei Einheiten vereinige, ist im Wesentlichen dasselbe. Die Function, auf welche es ankommt, ist das Hinausgehen über das, was man sich gleichsam schon gegeben hat, zu Etwas, was noch nicht gesetzt ist, sondern erst im Hergang des Denkens selbst gesetzt wird. Ebenso ist der Rückgang, durch welchen man sich der früheren Einheiten erinnert, ganz dieselbe Function, gleichviel ob eine ganze Reihe rückwärts durchlaufen wird oder nur auf eine einzige Einheit zurückzugehen ist. Das vereinigende Band ist bei jedem einzelnen Schritt, den man von Glied zu Glied thut, stets dasselbe. Ist daher kein Hinderniß vorhanden, auch nur Eins zur ersten Einheit zu fügen, so kann es sich auch ferner nicht mehr einstellen. Denn der Begriff der zusammensetzenden Vereinigung ist bereits vollständig in dem Gedanken, daß Eins zu Eins hinzukomme, enthalten. Fernerhin geschieht Nichts, was sich nicht in Form dieses Begriffs vollzöge. Der Uebergang zwischen den einzelnen Einheiten oder Elementen wird regelmäßig durch dieselbe einfache Function vermittelt. Liegt nun in dem Begriff dieser Function Nichts, was sich widerspricht, so ist gar nicht abzusehen, wie diese Function in sich selbst eine Schranke haben soll.

Man prüfe streng seine Vorstellungen. Findet man in dem einfachen Gedanken, daß Eins zu Eins hinzutrete, — findet man also bereits in der Vorstellung der Zweiheit einen Widerspruch, so lasse man alles Folgende auf sich beruhen. Denn in diesem Falle können wir uns nicht einmal darüber verständigen, was Widerspruch sei und nicht sei.

So lange ein Begriff nur sich selbst gleichgesetzt wird, kann von einem Widerspruch nicht die Rede sein. Denn der Widerspruch besteht eben darin, daß zwei Begriffe in einer Hinsicht als identisch gesetzt werden, in welcher sie verschieden sind. Ferner wird der Widerspruch eine bestimmtere Gestalt annehmen, sobald der vermittelnde Begriff, der die Seitenbegriffe vereinigt, mehr als den allgemeinen Gedanken der Nichtidentität enthält. Nun fehlt es in unserm Fall sowohl an dem bestimmteren als an dem allgemeineren Erforderniß. Fortsetzung der Hinzufügungen ist eine einfache Conception, in der gar kein Urtheil gegeben ist, und mithin auch kein Widerspruch enthalten sein kann. Wo kein Urtheil — da auch kein Widerspruch.

Halten wir uns an dieſe Formel, und ſehen wir nun zu, wie überhaupt ein Urtheil in die Begriffsfaſſung der unendlichen Zahlenreihe kommen könne. Die Unbegrenztheit der Zahlenreihe ſei, ſagten wir oben, eine rein negative Vorſtellung. Wie kommt nun eine poſitive Behauptung, die über den Begriff des unbeſchränkten Hinausgehens ſelbſt hinausgeht, in den hier fraglichen Unendlichkeitsbegriff? Wie geſchieht es, daß Etwas aus bloßem Gedanken über die Unendlichkeit geurtheilt und zwar, wie wir gleich ſehen werden, in der Regel falſch geurtheilt werde?

Vergeſſen wir nicht, daß wir es hier mit bloßen Gedankenformen und noch mit gar keiner realen Welt oder mit Etwas, was an ſich ſelbſt außer dem Gedanken wäre, zu thun haben wollen. Das aprioriſche Gebiet der reinen Formen genügt hier noch völlig. Es iſt ganz gleichgültig, ob zählbare Dinge vorhanden ſind oder nicht. Die ganze Frage ſoll vorläufig noch nicht aus dem Rahmen des bloßen Gedankens heraustreten, und die Widerſprüche, um die es ſich etwa handeln könnte, werden als Hervorbringungen des bloßen Denkens ohne Rückſicht auf irgend welche Realität betrachtet. Wir verfahren alſo hier ganz im Geiſte der reinen Mathematik, welche ſich gar nicht darum zu kümmern hat, ob und wie ihre Begriffsgebilde in der Wirklichkeit anzutreffen ſeien. Der Gedanke muß ſich zuerſt ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigen. Er muß auf ſeine eigenen Beſtimmungen beſchränkt bleiben, damit erhelle, welche Schwierigkeiten ihre Löſung gar nicht von einer Betrachtung der Natur der Dinge zu erwarten haben. Was wir hier bejahen oder verneinen werden, kann weder durch Erfahrung beſtätigt noch durch Erfahrung widerlegt werden, und zwar aus dem ſehr einfachen Grunde, weil es ſich auf das Denken an ſich ſelbſt d. h. in deſſen Abſonderung von dem Materiellen bezieht.

Ein fälſchendes Element kommt in den Begriff der unbegrenzten Zahlenreihe dadurch, daß man die Einheiten, die dem urſprünglichen Begriff nach erſt noch gegeben werden ſollen, als bereits vorhanden vorausſetzt. Wenn ich eine endliche Elementenreihe abzähle, ſo ſetze ich allerdings die ſämmtlichen Elemente als an ſich gegeben voraus, und betrachte mein Abzählen als eine Art Erſchöpfung des Gegebenen. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich jedoch, daß von den beiden hier fraglichen Vorſtellungen (nämlich derjenigen der Vorausſetzung einer gegebenen Vielheit und derjenigen der zählenden Zuſammenfaſſung) nicht bloß die eine, wie man auf den erſten Blick annehmen möchte, einen Act der Zuſammenfügung erfordert. Die Vorſtellung des Gegebenſeins iſt nämlich gar nicht ohne den Gedanken des Gegebenwerdens vollziehbar. Als gegeben können wir eine Vielheit nur denken, indem wir uns vorſtellen, daß ſie uns gegeben wird. Wenn ich ausſage, es ſei mir eine Vielheit bezeichnet, die ich durchzuzählen habe, ſo habe ich bereits, indem ich jenen Begriff der Vielheit auffaßte, die Vereinigung einer gewiſſen Anzahl von Einheiten gedacht, und es bleibt mir nur übrig, dieſen allgemeinen Gedanken durch Zählung ſpecieller zu geſtalten. Der Begriff von einer gegebenen

Vielheit ſetzt alſo, um überhaupt denkbar zu ſein, eine ſtillſchweigend thätige und abgekürzte Function der Zuſammenfaſſung voraus. Die Thatſache des Gebens kann gar nicht Gegenſtand des Gedankens werden, ohne in die allgemeine Form des Denkens einer Vielheit einzugehen. Es iſt mithin eine Täuſchung, wenn man glaubt, das eine Mal die gegebene Vielheit an ſich ſelbſt, d. h. unabhängig von der ſynthetiſchen Function des Denkens, das andere Mal aber ausſchließlich durch dieſe Function vorzuſtellen. Der Unterſchied beider Conceptionen liegt vielmehr gerade in dem nicht, was uns hier angeht. Auch die Vorſtellung des Gegebenſeins iſt nicht vollziehbar, ohne die allgemeine Form der Vereinigung von Einheiten ſtillſchweigend als in Gedanken ausgeführt vorauszuſetzen. Mit dieſer Enttäuſchung über die ſcheinbare Verſchiedenheit von zwei im Weſentlichen identiſchen Vorſtellungen ſind wir in den Stand geſetzt, die falſchen Vorſtellungen von der unendlichen Zahl an der Wurzel anzugreifen.

Der Begriff der unendlichen Zahl als einer an ſich vorhandenen Vielheit iſt für das Denken unvollziehbar. Denn entweder nimmt man das Anſichſein in dem ſtrengen Sinn, daß der fragliche Gegenſtand als gänzlich außerhalb des beſtimmteren Denkens gelegen vorgeſtellt werden ſoll, oder man bezieht es auf die Unterſcheidung der fertigen Gedankenſatzung von dem ſich an derſelben in neuer Thätigkeit bewährenden Denken. Im erſteren Fall liegt der ganzen Conception Nichts als der Begriff des Seins überhaupt zu Grunde, und das beſtimmtere Denken, welches den als an ſich vorhanden geſetzten Gegenſtand in Betrachtung ziehen möchte, iſt von vornherein ausgeſchloſſen. Sobald wir nämlich vom Denken ſelbſt ſo weit abſtrahiren, daß wir unſern Gegenſtand nur noch durch den Begriff des allgemeinen Seins beſtimmen, ſetzen wir uns außer Stand, jemals Etwas über ihn zu behaupten. Wir betreten mit dieſer Abſtraction die äußerſte Grenze, an welcher das Denken in Gedankenloſigkeit erliſcht. Nun läßt ſich aber von einem Standpunkt aus, auf welchem die Abweſenheit jedes beſtimmteren Gedankens Vorſchrift iſt, über Möglichkeit und Unmöglichkeit nicht das Geringſte entſcheiden.

Was den zweiten Fall anbetrifft, ſo iſt er der einzige, der nach unſeren bisherigen Auseinanderſetzungen für uns Bedeutung haben kann. Das Denken bringt durch ſeine Thätigkeit Begriffsgebilde hervor und muß dieſelben, um ſich an ihnen durch Ueberlegungen bewähren zu können, als fertige Erzeugniſſe gleichſam abgeſondert vor ſich hinſtellen. Im aprioriſchen Gebiet hat man es daher nie mit anderen als ſolchen Beſtimmungen zu thun, die ſich das Denken und Vorſtellen ſelbſt geſchaffen hat. Das Begriffsgebilde, welches als an ſich vorhandener Gegenſtand betrachtet wird, iſt ein Inbegriff von Beſtimmungen, die ſich in vorangehenden gedanklichen Functionen nachweiſen laſſen müſſen. Das fertige Erzeugniß der in Bewegung begriffenen Syntheſis iſt gleichſam von dem Gedanken des daſſelbe erzeugenden Actes abgelöſt und als ruhendes Object fixirt worden. Eine andere Bedeutung hat das Gegebenſein innerhalb des bloßen Denkens niemals.

Wir müſſen unſere ganze Aufmerkſamkeit auf die nähere Beſchaffenheit des Begriffs richten, durch welchen Etwas als unabhängig von den Denkfunctionen gegeben oder als an ſich ſeiend vorgeſtellt wird. Vergeſſen wir nämlich, daß das Gegebenſein außerhalb des jeweiligen Gedankens ſtets einen mehr oder minder beſtimmten Begriff von der Art, wie überhaupt Etwas gegeben werden könne, vorausſetzt, ſo laſſen wir Begriffsgebilde zu, von denen ſich gar nicht angeben läßt, ob ſie einen Widerſpruch einſchließen oder nicht. Aller Streit hört auf, ſobald man das Object außerhalb der Tragweite unſerer Gedanken verlegt. Darüber, was im ſtrengen Sinne an ſich, d h. abgeſehen von dem, was in unſeren Gedanken enthalten ſein kann, ſein oder nicht ſein möge, läßt ſich ſchon dem Begriff der Aufgabe nach Nichts beſtimmen.

Die unendliche Zahl ſoll als eine vor allem Zählen vorhanden gedachte Vielheit vorausgeſetzt werden. Das zählende Denken ſoll ſich an dem, was vor ſeiner Bethätigung gegeben iſt, nicht erſchöpfen können. Wie aber ſoll uns der Begriff der unendlichen Vielheit als ein von der Gedankenbethätigung unabhängiges Gebilde überhaupt gegeben werden? Die einzige Weiſe, in der das bloße Denken Begriffe zu Gegenſtänden an ſich ſelbſt macht, iſt die Ablöſung des fertigen Erzeugniſſes von dem erzeugenden Grunde, d. h. von der gedanklichen Function ſelbſt. Nun kann wohl in dieſer Art eine beſtimmte Zahl als ruhender Begriff abgeſondert und zum Gegenſtande der Betrachtung gemacht werden. Es iſt aber ganz unmöglich, aus einem ſeinem Begriff nach unvollendbaren Verfahren ein abſchließliches Ergebniß zu gewinnen. Der erſte Denkfehler und hiermit der erſte Widerſpruch wird alſo begangen, indem vorgeſtellt wird, daß das, was nicht abgeſchloſſen werden kann, dennoch abgeſchloſſen ſei. In dieſer leichtfertigen Annahme, die auf ganz gewöhnlicher Gedankenloſigkeit beruht, liegt die Anfangstäuſchung, aus der alle metaphyſiſchen Schwierigkeiten und Verlegenheiten entſpringen.

Wir beherrſchen unſere rein gedanklichen Conceptionen, weil ſie unſere Satzungen ſind, und wir doch jedenfalls wiſſen müſſen, was wir gedacht haben wollen. Die bloßen und formalen Gedankenbeſtimmungen ſind uns völlig durchſichtig; wir können bei ihnen gar nicht in Zweifel ſein, was in ihnen liege oder nicht liege. Denn wir ſind ja ſelbſt die Bildner dieſer Weſenheiten. Sobald man alſo überhaupt weiß, was man denkt, iſt man über die gemeinen Täuſchungen der Metaphyſik hinweg. Nun giebt es aber allerdings einen Unterſchied zwiſchen ſolchen Satzungen, deren wir uns bewußt ſind, und ſolchen, die wir unwillkürlich vollziehen müſſen. Das Denken bewegt ſich auf einem Grunde, aus welchem eine Mannichfaltigkeit von Nöthigungen entſpringt. In dem realen Grunde des Verſtandes ſind Beziehungen angelegt, die wir an unſeren Begriffsgebilden durch Ueberlegung erkennen, ohne ſie zuvor abſichtlich hineingedacht zu haben. Auf dieſem Umſtande beruht die aprioriſch ſynthetiſche Erkenntniß. Nun könnte man glauben, der völlig abſtracte Gedanke ſei im Stande, den Begriff einer unendlichen Zahl als etwas in einfacher Weiſe

Gegebenes und an ſich Vorhandenes vorauszuſetzen, und es liege nur an der Verfaſſung unſeres Vorſtellungsvermögens, daß ſich dieſes durch den reinen Begriff geſetzte Gebilde nicht durch Abzählung decken oder auch nur als gedeckt vorſtellen laſſe. Die Incongruenz des allgemeinen Gedankens der unendlichen Vielheit mit der beſonderen Art des Vorſtellens eines unbeſchränkten Fortganges wird in dieſem Fall auf das Unvermögen der Vorſtellungskraft zurückgeführt, und ſo die Unmöglichkeit aus einer Unthunlichkeit erklärt. Dieſer Ausweg verzichtet auf die Mittel des beſtimmteren Denkens zu Gunſten eines vagen Begriffs, der in ſeiner Wüſtheit um jeden Preis belaſſen werden ſoll. Derartige Berufungen auf Unmöglichkeiten, die in irgend einem Theile der Denkverrichtungen ihren Grund haben ſollen, ſind näher betrachtet nur Wendungen, durch welche man den Verſtand außer Thätigkeit ſetzt. Dieſe Unmöglichkeiten ſind nämlich für den tieferen Denker, der ſich nicht leichtfertig über die Probleme hinweghelfen will, gerade die willkommenſten Anzeigen einer im Denken ſelbſt begründeten Nothwendigkeit. Es kann nur Endliches vorſtellig gemacht werden; dies geſteht man ein. Nun hieraus folgt, daß Unendlichkeiten überhaupt nicht in Form einer Syntheſis ſein können. Der reine Verſtandesbegriff oder das ſogenannte reine Denken, durch welches die Unendlichkeit als etwas Abgeſchloſſenes, Fertiges, Gegebenes, worein ſich das Vorſtellen nur zu vertiefen habe, gedacht werden ſoll, iſt auf einem Irrwege, wenn es die allgemeine Form der Syntheſis, die im Grunde aller erſcheinenden Zuſammenſetzung angelegt iſt, verdinglicht und ſo das Reſultat mit dem erzeugenden Grunde verwechſelt. Was die Form der ſynthetiſchen Vorſtellung an ſich hat, kann eben nicht auch noch eine andere Geſtalt haben. Es muß den Schranken und Geſetzen aller Vorſtellungsgebilde unterworfen ſein. Die unendliche Zahl als in der Vorſtellung gegeben gedacht (und außer der Vorſtellung kann eine Zahl überhaupt nicht gedacht werden) iſt ein begriffliches Mißgebilde, in welches die Gedankenloſigkeit einen Widerſpruch verwebt hat.

Wer vermeint, eine unendliche Menge als gegeben vorſtellen zu können, täuſcht ſich in der Regel dadurch, daß er den reinen Begriff mit der anſchaulichen Vorſtellung confundirt. Das Vorſtellen einer Anzahl überhaupt iſt nur in einer einzigen Weiſe möglich, nämlich indem man den allgemeinen Gedanken der Zuſammenfaſſung von Einheiten vollzieht. Es geht alſo nicht an, eine Anzahl auch noch in einer anderen Weiſe etwa durch einen nicht ſynthetiſchen Begriff zu denken. Die vollendete Zuſammenfaſſung iſt nur denkbar, inſofern ſie als durch den Gedanken erzeugt oder wenigſtens nachgeahmt vorgeſtellt werden kann. Letztere Möglichkeit würde aber fortfallen, wenn man von vornherein die Unendbarkeit des zuſammenfaſſenden Fortganges vorausſetzte. Denn dann würde man als an ſich ſelbſt abgeſchloſſen vorſtellen, was für den Gedanken unabſchließbar ſein ſoll. Man würde alſo Etwas im Sein ſetzen, was dem Gedanken dieſes Seins nie entſprechen kann. Dieſe Art von Begriffsbildung iſt nun aber gänzlich überflüſſig. Es iſt kein Grund vorhanden, warum wir

Begriffsgebilde zulaſſen ſollten, die das Denken mit ſich ſelbſt verun-einigen. Unſere geſammte Wiſſenſchaft kann nicht nur ohne dergleichen chimäriſche Conceptionen beſtehen, ohne auch nur die geringſte ihrer Einſichten einzubüßen, ſondern muß ſogar eine geſchmackvollere und den Anſtoß vermeidende Form erhalten, ſobald es gelingt, den Verſtand mit ſeinen letzten Conſequenzen zur Geltung zu bringen und die in das Anſichſeiende verlegten Chimären und Abſurditäten zu entfernen.

Die meiſten wiſſenſchaftlichen Schriftſteller bedienen ſich eines ſchwankenden und undeutlichen Begriffs der unendlichen Zahl. Sie ſcheinen ſich die Freiheit des Volks und der Dichter zu nehmen, welche in der Regel unter Unendlichkeit und Unzähligkeit nur eine verhältnißmäßig große Vielheit verſtehen, oder an die Unthunlichkeit der Zählung denken. Nun handelt es ſich aber in den wiſſenſchaftlichen Conceptionen ſtets um den eigentlichen oder ſtrengen Begriff der Unendlichkeit, und es ſteht mithin den Phyſikern (wo nicht gar auch noch die Mathematiker ſich der gemeinen Unbeſtimmtheit der Begriffsfaſſung ſchuldig machen und mit den Poeten wetteifern) ſchlecht an, ihre Begriffe in dem Halbdunkel der dichteriſchen Vorſtellung zu halten. Wo Einer kein Ende ſeiner Interpolationen abſieht, da glaubt er ſich ſchon berechtigt, eine unendliche Zahl von Stufen als wirkliche Durchgangsexiſtenzen anzunehmen. Er vergißt ſeinen reinen Verſtand, in welchem zwar negativ die Unbeſchränktheit der Analyſe verbürgt iſt, in welchem es dagegen an jedem poſitiven Grunde fehlt, die realen Schranken vorauszuſehen. Der reine Verſtand weiß ebenſo gut, daß er an der Wiederholung der Setzung derſelben Einheit aus ſich ſelbſt nicht gehindert wird, als er weiß, daß nie etwas Anderes als eine beſtimmte Zahl für ihn Gegenſtand werden kann. So weit er alſo reicht, kann von einem Begriff, wie derjenige der gegebenen unendlichen Menge iſt, nie die Rede werden. Nur wo er auf ſich verzichtet und der gedankenloſen Phantaſie das Feld räumt, ſind Zuſammenbringungen von Begriffselementen wie „unendlich“ und „gegeben“ überhaupt möglich. Denn die Zulaſſung des Widerſpruchs beruht immer auf dem Mangel einer beſtimmteren Vorſtellung des fraglichen chimäriſchen Begriffsgebildes. Wer unſeren Bemerkungen gegenüber doch noch an der Conception einer an ſich ſeienden unendlichen Zahl, d. h. Unzahl feſtzuhalten geneigt ſein ſollte, der frage ſich ernſtlich, wie er ſich das Anſichſein der unendlichen Zahl denke. Meint er etwa mit dieſem Anſichſein Nichts als den Grund der Schrankenloſigkeit des wiederholten Setzens der Einheiten, ſo ſind wir mit ihm einverſtanden. In dieſem Fall wird aber auch gar nicht eine Vollendetheit des im Denken Unvollendbaren concipirt, ſondern es wird nur ganz einfach der Grund der Möglichkeit und Wirklichkeit der Syntheſis an Stelle der Reihe ſelbſt gedacht. Wird dagegen behauptet, der unbeſchränkten Syntheſis im Gedanken entſpreche eine fertig vorhandene Menge von Einheiten, ſo iſt dieſe Vorſtellung unvollziehbar. Was als unverrückbarer Gegenſtand vorhanden ſein ſoll, muß, um überhaupt vorgeſtellt zu werden, doch in irgend einer Form vorhanden

ſein. Soll nun die unendliche Zahl nicht gleich der beſtimmten Zahl eine ſimultane Nebenordnung von Einheiten ſein, ſo weiß ich in der That nicht, was ſie noch überhaupt ſein ſolle. Beſteht man darauf, das ſynthetiſche Vorſtellen zu verlaſſen und einen ſogenannten reinen Begriff der unendlichen Zahl zu faſſen, ſo ſcheint mir dieſe Zumuthung auf daſſelbe hinauszulaufen, als wenn man ſich, wie Kant gethan hat, erlaubt, uns von einem Raum mit fünf Dimenſionen als einem möglichen Begriff zu reden. In einer ſolchen Weiſe möchten ſich noch allerlei Herrlichkeiten vorbringen laſſen, die den Begriff der unendlichen Zahl an Strenge der Abſurdität überbieten.

Es iſt nur Zweierlei möglich. Entweder denkt man durch den reinen Begriff, und dann haben die Formen der Syntheſis keine Bedeutung; oder man denkt durch letztere Formen, und dann muß die Geſetzmäßigkeit dieſer Formen uneingeſchränkt zur Geltung gelangen. In dem erſteren Fall denkt man ſtreng genommen gar Nichts, als den Begriff des Seins überhaupt, und in dieſem liegen, weil es an jeder Beſtimmtheit der Syntheſis in ihm mangelt, weder Widerſprüche noch Uebereinſtimmungen. In dem anderen Fall tritt die Syntheſis hervor, und es wird mit ihr die Möglichkeit gegeben, Vereinbarkeiten und Unvereinbarkeiten zu denken. Miſcht man nun aber die beiden erwähnten Gebiete und bildet ein Mittelding von reinem Begriff und von ſynthetiſcher Vorſtellung, oder will man vielleicht gar den Gehalt der ſynthetiſchen Begriffe aus dem Unvorſtellbaren heraus anticipiren, ſo entſtehen die ungehörigen Phantaſiegebilde, die genau genommen noch ſchlechter als die gewöhnlichen Dichtungen der Imagination ſind.

Es wird zweckmäßig ſein, die begrifflichen Dichtungen im Gegenſatz der Imaginationsgebilde zu kennzeichnen, um ſo den Urſprung der chimäriſchen Begriffsfaſſung der unendlichen Zahl weiter zu erläutern. Zuerſt hat Kant die Conception einer Dichtung in reinen Begriffen aufgeſtellt, und hiermit eine ganze Gattung von Metaphyſik unmöglich gemacht. Wir unſererſeits wollen jedoch die begriffliche Dichtung etwas allgemeiner concipiren, als der Kritiker der reinen Vernunft gethan hat. Wir verſtehen unter begrifflicher Dichtung die Zuſammenbringung von ſynthetiſchen Vorſtellungsbeſtimmungen ohne Rückſicht auf die thatſächliche Beſchaffenheit des Vorſtellens. Dieſe Art Dichtung bezieht ſich alſo auf Objecte der Phantaſie und zwar der reinen, blos formalen Phantaſie, hat aber den Grund ihrer Möglichkeit nur in dem rein negativen Umſtand der Abweſenheit näherer Beſtimmungen im Gebiet des vorſtellungsloſen Vorausſetzens. Je abſtracter die Weiſe des Denkens wird, um ſo größer wird auch der Spielraum der Unmöglichkeiten und Möglichkeiten. Gelangt man nun ſchließlich auf den Standpunkt des vorſtellungsloſen Denkens, indem man auch noch von der ſynthetiſchen Form des Vorſtellens abſtrahirt, ſo iſt gar keine Schranke der Möglichkeit mehr vorhanden; es iſt Alles möglich und Nichts nothwendig. Dieſer Standpunkt eignet ſich nun noch in viel höherem Grade als derjenige der eigentlichen Phantaſie zur Hervorbringung von Combinationen, die ſchon mit der Verfaſſung der Imagination und nicht etwa erſt mit den concreteren Beſtimmungen

des mathematiſchen und empiriſchen Denkens in Widerſtreit gerathen müſſen. Bleibt man mit ſeinen Dichtungen innerhalb der natürlichen Schranken der formalen Phantaſie, ſo kann man gar nicht zu ſo ungeheuerlichen Combinationen gelangen, wie ſie ſich ſehr leicht im vorſtellungsloſen Denken erzeugen laſſen. Dieſe Thatſache iſt leicht erklärlich. Denn man befindet ſich mit dem Vorſtellen (im Gegenſatz des ſogenannten reinen Denkens verſtanden) ſo zu ſagen mehr bei Verſtande, als wenn man ſich unmittelbar an der Grenze der Gedankenloſigkeit ergeht. Die Erdichtungen der eigentlichen Phantaſie enthalten immer noch viel mehr Wahrheit, als die Erdichtungen des ſogenannten reinen, d. h. von dem ſynthetiſchen Vorſtellen unbefleckten Denkens. Die größten Phantaſten ſind mithin nicht diejenigen, welche ihre Einbildungskraft unbekümmert um die beſtimmteren Geſetze möglicher Beziehungen ſpielen laſſen, ſondern diejenigen, welche ſich ſogar über die Geſetze des Vorſtellungsvermögens erhaben dünken. Letztere Art von Dichtelei (denn das Wort Dichtung iſt eigentlich zu edel) durchbricht eine Schranke des verſtandesmäßigen Verhaltens, welche von der andern Gattung (der gewöhnlichen Phantaſterei) noch reſpectirt wird. Einen Begriff, wie den der unendlichen Zahl als einer an ſich vorhandenen Vielheit zulaſſen, heißt mithin von vornherein auf den Verſtand verzichten. Was abgeſehen vom Verſtande ſein könnte und möchte, geht den Verſtand und das ihm vorliegende Syſtem der Dinge Nichts an. Mindeſtens iſt es eine wunderliche Zumuthung, den Verſtand aufzufordern, ſich mit Etwas zu befaſſen, was für ihn gar nicht Gegenſtand werden kann. Meint man jedoch, daß im reinen Begriff der Inbegriff aller Möglichkeiten für den Verſtand wirklich Gegenſtand ſei, ſo habe ich gegen dieſe Behauptung Nichts einzuwenden. Denn durch die Form, in welcher über die Beſtimmtheit des Syſtems der Dinge und Vorgänge bis zur Grenze des Gedankens hinausgegangen wird, iſt hinreichend dafür geſorgt, daß auf dieſem Standpunkt nicht die geringſte Einſicht über Möglichkeit oder Nothwendigkeit erwachſen könne. Damit überhaupt eine Erkenntniß eintrete, muß jener Standpunkt verlaſſen und zu immer beſtimmteren Geſtalten der Auffaſſung fortgegangen werden. Der Begriff der unendlichen Zahl iſt vom Standpunkt eines Denkens, welches keinen Begriff vollzieht, allerdings eben ſo gut wie die Conception, daß an ſich zwei gleich drei ſein könne, aber auch nicht um das Geringſte eher möglich. Sollte mir Jemand angeben können, wie er den Gedanken, daß zwei gleich drei ſei, ohne Vermittelung des vorſtellenden Denkens als Ungereimtheit erkenne, ſo werde ich meinerſeits den Begriff der unendlichen Zahl gern als Gereimtheit gelten laſſen. Denn in jener Sphäre, in welcher abgeſehen vom Vorſtellen die Ungereimtheit der Gleichſetzung von Zwei und Drei erkannt werden ſoll, muß auch wohl das entgegengeſetzte Erkenntnißvermögen, welches über die Gereimtheit zu entſcheiden hat, anzutreffen ſein. Doch brauche ich keine Sorge zu tragen, daß mir von Leuten, welche denken können, der Nachweis geführt werde, wie man es vermöge, eine Zweiheit zu denken, ohne zwei Einheiten vorzuſtellen. Es hat

mithin mit dem ſogenannten reinen Denken der unendlichen Zahl keine Gefahr. Man wird ſtets Nichts weiter thun können, als einen realen Grund vorausſetzen, durch welchen es geſchehen könne, daß die ſinnliche Unterſcheidungskraft unaufhörlich neue Einheiten entdecke, deren Beſchränktheit ſich nicht abſehen läßt. Wollte man jedoch ſogleich einen Grund vorausſetzen, welcher abgeſehen von der Form des Vorſtellens eine Menge von Einheiten lieferte, die größer wäre, als jede angebbare Menge, ſo würde man hiermit die Ungereimtheit nur in einer andern Geſtalt wieder einführen. Ja ſogar, wenn man Nichts weiter behauptete, als daß jener reale Grund als Urſach zu denken ſei, vermöge deren es geſchehen könne, daß ſich immer neue Einheiten für die Auffaſſung vorfänden, ſo würde man, falls man dieſe Urſache als unabhängig von der Form der Syntheſis dächte, immer noch etwas Ungehöriges concipiren, zu deſſen Idee im menſchlichen Denken gar keine bleibende Veranlaſſung liegt.

Kant hat einer Gattung von Chimären, d. h. von ungereimten Begriffsgebilden unter dem Namen von Ideen einen Platz eingeräumt, der ebenſo zweideutig iſt, als die ganze Kantiſche Philoſophie. Um in Kants Geiſte zu reden, ſo iſt der Begriff der unendlichen Zahl eine bloße Idee und hat als ſolche keine reale Wirklichkeit. Die Idee exiſtirt eben nur als Idee, ohne daß ihrem Inhalt etwas Wirkliches entſpricht. Die Ideen ſind daher auch nur von regulativer Wirkſamkeit, entbehren dagegen der conſtitutiven Gültigkeit. Sie beſtimmen nur die Richtung, in welcher das Denken ſich zu bewegen hat, machen aber Nichts darüber aus, was verſtandesmäßig nothwendig ſei. In dieſer Eigenſchaft ſind nun aber die Ideen begriffliche Zwitterweſen, von denen man aber nicht weiß, wozu ſie überhaupt noch im Syſtem des menſchlichen Denkens geduldet werden ſollen. Sie ſind nämlich nicht blos ohne Realität, ſondern ſie ſind ſogar unwahr und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſie einen Widerſpruch enthalten. Die unendliche Zahl kann mithin auch nicht einmal als Idee im Kantiſchen Sinne des Wortes zugelaſſen werden. Eine unendliche Zahl iſt, um die Wendung der Mathematiker zu brauchen, eine Zahl, die größer iſt, als jede angebbare Zahl. Eine ſolche Zahl iſt nun die hypoſtaſirte Unmöglichkeit ſelbſt; könnte ſie gegeben werden, ſo würde ſie das nicht ſein, was ſie ſein ſollte. Kann ſie aber im Denken überhaupt nicht als ſeiend vorgeſtellt werden, ſo weiß man nicht, was ihr Sein außer dem Denken (falls ſie überhaupt noch Zahl bleiben ſoll) bedeuten möchte. Jedes beſtimmte Erzeugniß des Denkens (alſo etwa die Vorſtellung einer beſtimmten Anzahl) kann auch außer dem Denken als beſtehend vorausgeſetzt werden. Allein die Anticipation des Abſchluſſes einer unendlichen Reihe bleibt auch noch dann eine Abſurdität, wenn man die Reihe als an ſich ſelbſt, d. h. unabhängig von ihrem Gedachtwerden, etwa als in der Form einer Nebenordnung exiſtirend vorſtellt. Es liegt kein Widerſpruch in dem Gedanken, daß der Fortgang auf kein Hinderniß treffe; aber wohl liegt der Widerſpruch in dem Setzen der Unbegrenztheit in der Form des fertigen Daſeins. Man will eine Zahl und will hiermit offenbar einen Be-

griff von einer ganz bestimmten Gattung. Mit dieser Gattung ist es nun aber gar nicht verträglich, daß die Bestimmtheit der Anzahl verneint werde. Es liegt im Begriff der Zahl, ein Inbegriff von angebbaren Einheiten zu sein. Man widerspricht also seinem Begriff, oder mit anderen Worten, man verletzt das Gesetz der eigenen Satzung, wenn man fordert, daß die Zahl solle größer als jede angebbare Anzahl sein können. Die Formel der Mathematiker legt die ganze Ungereimtheit der Sache blos. Sie ist auch in der That eine seit Jahrtausenden bestehende Anstößigkeit für alle diejenigen gewesen, welche den durch sie angezeigten Begriff ernstlich vollzogen wissen wollten. Sie ist dagegen ohne Anstoß von denen gebraucht worden, die bei ihr entweder gar Nichts dachten oder in ihr ein bloßes logisches Mittel, eine bloße Wendung der Sprache sahen. Zu letzteren scheint bis zu einem gewissen Punkt auch Leibniz gehört zu haben, der es nicht verhehlte, daß er mit Locke daran glaube, daß es weder eine unendliche Zahl noch einen unendlichen Raum, oder eine unendliche Zeit gebe. Ein solches Glaubensbekenntniß ist jedoch noch sehr weit von der Verstandeseinsicht entfernt, welche mit dem Begriff einer Zahl jenseit aller Zahlen oder, wenn man will, einer Zahl, gegen welche sich die Zahlenreihe bewegt, ohne sie jemals zu erreichen, — gründlichst aufräumt. Es giebt nun einmal kein anderes Mittel als den ganzen Begriff, wie er da ist, aus der Wissenschaft hinauszuweisen, und zuzusehen, ob man nicht ohne diese Ungereimtheit vielleicht viel einfacher fertig werden könne.

Die entscheidende Wendung in unserer Beseitigung des Begriffes der unendlichen Zahl ist der Nachweis, daß die Unterscheidung der Existenz an sich und der Existenz in Gedanken gar nicht zur Aufrechthaltung der Chimäre förderlich sein kann, falls man nur darauf achtet, daß beiden Existenzbegriffen die Gattungsvorstellung einer durch Synthesis erzeugbaren Zahl oder, um uns hier möglichst sorgfältig auszudrücken, einer bestehenden Vereinigung von Einheiten gemeinsam sein soll. Durch diese Gemeinsamkeit wird die Art des Bandes zwischen Denken und Sein näher gekennzeichnet. Es würde sich nämlich die Sache ganz anders stellen, sobald man die Existenz an sich völlig in derselben Weise wie die Existenz des Unendlichen im Denken concipirt wissen wollte. Alsdann würde man dem Vermögen des unbeschränkten Fortganges nur überhaupt einen Grund correspondiren lassen, welcher machte, daß auch im Realen eine unbeschränkte Synthesis der Möglichkeit nach offen stände. Die Wirklichkeit, welche in diesem Falle die Unendlichkeit an sich selbst hätte, wäre ganz dieselbe, die sie im synthetischen Denken hat, in welchem ja auch nichts Anderes in einfacher Form wirklich ist, als eben einerseits der Uebergang zu anderen Einheiten und andererseits die Vorstellung einer bestehenden bestimmten Anzahl.

Wir haben den Begriff der unendlichen Zahl auf den Begriff der Unbeschränktheit des Zählens zurückgeführt. Die unendliche Zahl ist eine falsche Unterschiebung, die der reine Verstand nicht anerkennen darf. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung die Beschränkung auf die

Sphäre des reinen Vorstellens ohne jede Rücksichtnahme auf eine andere Wirklichkeit, als eine solche, deren Begriff durch das reine Vorstellen selbst bestimmt werden kann. Das Vorstellen kennt nun in Hinsicht der Vereinigung von Einheiten nur zwei Begriffe, nämlich den der Unbeschränktheit der Entwickelung und den des Zusammenbestehens einer Anzahl. Ein Drittes, also ein Mittelding, etwa das nebengeordnete Bestehen einer Unendlichkeit von Einheiten, kann nicht Gegenstand des Vorstellens werden, außer, insofern auch jede andere Absurdität Gegenstand des Denkens sein kann. Wir selbst, indem wir den chimärischen Begriff betrachtet haben, sind genöthigt gewesen, ihn überhaupt als Begriffsgebilde gelten zu lassen. Doch würde es eine plumpe Sophistik sein, wollte man diese allgemeine Gegenständlichkeit mit jenem bestimmteren Begriff verwechseln, demzufolge behauptet wird, daß eine unendliche Zahl oder auch nur die Unendlichkeit der Zahlenreihe für uns Gegenstand einer zusammenfassenden Vorstellung werden könne.

Will man mit Verstand von einer unendlichen Zahl reden, so muß man das Beiwort unendlich nicht als Eigenschaft der Zahl, sondern als Eigenschaft der synthetischen Function, durch welche die Zahlenreihe erzeugt wird, genommen wissen wollen. Anderenfalls begeht man, wie man sich auch drehen und wenden möge, einen Widerspruch, indem man das schon in Gedanken Unvereinbare als vereinbart ausgiebt und so ein falsches Urtheil vollzieht.

Um auch den letzten Rest von Scheinbarkeit, der mit dem Begriff der unendlichen Zahl verbunden ist, völlig wegzuschaffen, erinnere ich schließlich daran, daß es sich für das Vorstellen nie um Etwas handeln könne, was abgesehen von der allgemeinen Gestalt und Gattung dieses Vorstellens sein oder nicht sein möchte. Denn allerdings läßt sich Nichts darüber ausmachen, was abgesehen von den Gesetzen des Vorstellens sein könnte. Absolute Möglichkeit und voraussetzungslose Nothwendigkeit sind uns beide unzugänglich; ja diese Begriffe selbst haben, wie schon öfter bemerkt, etwas Widersprechendes in sich. Während die in jeder Hinsicht unbeschränkte Möglichkeit wenigstens insofern denkbar ist, als man sich unter ihr den freien Grund, aus dem das System der Dinge stammt, aber auch ebenso gut eine andere Welt entspringen konnte, gedacht haben will, ist dagegen die in jeder Hinsicht voraussetzungslose Nothwendigkeit unter allen Umständen ein Widerspruch, da jede Nothwendigkeit eine Voraussetzung zur Grundlage hat. Hüten wir uns daher lieber, jemals auch nur den Schein zu erregen, als wollten wir den Standpunkt des voraussetzungslosen Nichts betreten. Aus Nichts beweist sich Nichts; in der Nacht des außerhalb des Vorstellens gelegenen Seins kann man jegliche Chimäre unterbringen; denn aus Nichts widerlegt sich auch Nichts.

Machen wir von unserer allgemeinen Einsicht der chimärischen Natur des Begriffs der unendlichen Zahl eine reale Anwendung. Wirkliche Einheiten (etwa Weltkörper) können nur als in einer geschlossenen Zahl existirend vorgestellt werden. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß die Existenz unabhängig von der Möglichkeit

der gedanklichen Ueberſicht ſei, ſo würde man doch ſtets eingeſtehen müſſen, daß für den geſammten Inbegriff unſeres Denkens ſtets nur eine gegebene Zahl Gegenſtand ſein könne. Wenn wir uns Etwas nie anders als in einer gewiſſen Beſtimmtheit vorſtellen können, ſo hat dieſer Umſtand die Bedeutung, daß Etwas für uns eben nichts Anderes iſt, als wofür es durch die Vorſtellung genommen werden muß. Durch Erfahrung werden wir uns ſicherlich nie von der Wirklichkeit einer unendlichen Zahl überzeugen; durch das bloße Denken ſind wir ebenfalls nicht im Stande, jenen Begriff hervorzubringen. Wie ſollte er alſo wohl jemals eine andere Bedeutung für uns haben können, als die einer chimäriſchen Conception und falſchen Idee?

Soll ein Urtheil über Zahl und Unendlichkeit auf wirkliche Einheiten gehen, ſo kann es nur eine von zwei völlig abſtracten Möglichkeiten behaupten. Entweder iſt eine beſtimmte Anzahl vorhanden oder nicht. Von dem einen Gliede dieſer Dichotomie haben wir eine Vorſtellung; von dem andern ſoll erſt näher beſtimmt werden, was es etwa bedeuten könne. Beziehen wir unſere Vorſtellung auf den ſich ſelbſt gleichen, von der Zeit unberührten Begriff einer bleibenden Menge, ſo iſt offenbar, daß die beſtimmte Anzahl das einzig Denkbare iſt. Laſſen wir dagegen eine Veränderung zu, ſo mag jede einzelne Vorſtellung (die den verſchiedenen Stadien der Veränderung entſpricht) eine verſchiedene Zahl darbieten, und es kann in dieſer Beziehung von Unbeſtimmtheit, ja ſogar rückſichtlich einer etwa vorauszuſetzenden unerſchöpflichen Urſächlichkeit, von Unendlichkeit, d. h. von Unbeſchränktheit und poſitiver Determination der unbegrenzten Steigerung der Anzahl geredet werden. Sobald man jedoch durch falſche Anticipation die Unendlichkeit als abgeſchloſſen vorſtellt, verfällt man wiederum in den urſprünglichen Fehler. Nun bliebe noch übrig, anzunehmen, daß die Zahl überhaupt gar nicht an ſich ſelbſt exiſtire, ſondern nur in unſerer Unterſcheidung ihren Grund habe. Bis zu dieſer Kühnheit iſt jedoch nicht einmal Kant gelangt; denn er hat die Vielheit doch noch als Begriff gelten laſſen, der auf das Sein an ſich ſelbſt oder mit anderen Worten auf die nicht erſcheinenden Dinglichkeiten bezogen werden müſſe. Wenn er alſo alle Schwierigkeiten damit zu löſen glaubte, daß er behauptete, die Welt ſei dem Raume und der Zeit nach weder endlich noch unendlich, weil ſie an ſich ſelbſt gar nicht im Raume und in der Zeit (oder dem Raume und der Zeit nach) ſein könne, ſo entging er hiermit dennoch nicht jener abſtracteren Verlegenheit, die ſich auf den Begriff der bloßen Zahl bezieht. Denn man wird doch wohl nicht die Alternative der beſtimmten und der nicht beſtimmten Zahl der Dinge dadurch abweiſen wollen, daß man behauptet, der beſtehende Inbegriff der Dinge einer gewiſſen Art ſei gar nicht als Zahl vorhanden, oder mit anderen Worten, das Syſtem der Dinge ſei an ſich ſelbſt gar nicht der Zahl nach gegliedert. Hier iſt der ſchwächſte Punkt, bei welchem man in das Kantiſche Gedankenſyſtem die erſte Breſche legen muß, um bald den ganzen Bau, mit Ausnahme eines allerdings reſpectablen Kerns in der Raum- und Zeitlehre, an allen Orten einſtürzen zu

ſehen. In der That haben auch einige, die ihre Studien an Kant als neue Syſteme veröffentlichten, die Bedenklichkeit eines Begriffes der Vielheit an ſich ſeiender Dinglichkeiten gefühlt und haben ſich in dieſem Gefühl einer luxuriöſen, es mit der Einheit des Syſtems der Dinge nicht allzu genau nehmenden Monadenlehre ergeben.

In derſelben Weiſe, in welcher wir in dem eben beſprochenen Beiſpiel unſere Kritik des Begriffes der unendlichen Zahl verwerthet haben, wird auch mit allen im engeren Sinne logiſchen Unendlichkeitsbegriffen zu verfahren ſein. Eine Unendlichkeit von Urſachen und eine Unendlichkeit von Zwecken — dies ſind die beiden wichtigſten logiſchen Unendlichkeitsbegriffe. Ueber ihnen ſteht als gemeinſame Form der Begriff der Unendlichkeit der Verknüpfungen irgend einer Art. Unendlichkeit der realen Syntheſis iſt mithin der allgemeine Begriff, deſſen Sichtung und Säuberung von falſchen Elementen zugleich alle formalen Schwierigkeiten der beſonderen Gattungen logiſcher unendlicher Reihen auflöſt. Dieſer allgemeine Begriff der Unendlichkeit der realen Syntheſis der verſchiedenen Gattungen (d. h. durch die verſchiedenen vermittelnden Begriffe, wie wirkende Urſache, Zweck) hat wiederum gar nicht andere Schwierigkeiten, als diejenigen ſind, die wir bereits in dem Begriff der unendlichen Zahl kennen und beſeitigen gelernt haben. Die Begriffe von einer unendlichen Menge Urſachen, oder von einer unendlichen Menge Zwecke ſind eben zunächſt und vor Allem, was ſie noch im Beſonderen ſind, Conceptionen einer unendlichen Menge von Einheiten. Welcher Art dieſe Einheiten (Elemente, Glieder, Vermittelungen u. dgl.) ſein mögen, darauf kommt es zunächſt gar nicht an. Die allgemeinere und abſtractere Schwierigkeit muß geſondert gehoben, und dann erſt zugeſehen werden, ob ſich noch andere Verlegenheiten einſtellen.

Geht man von vornherein davon aus, daß eine Unendlichkeit nie anders als der Kraft nach als gegeben, d. h. alſo überhaupt gar nicht als eigentlich gegeben vorausgeſetzt werden dürfe, ſo kann man keinen Augenblick in Zweifel bleiben, wie man ſich die cauſale Analyſis und Syntheſis, ſowie die Zergliederung und Zuſammenſetzung aus dem Geſichtspunkte des Zwecks in Beziehung auf Endlichkeit und Unendlichkeit zu denken habe. Unendliche Begründungen, ſowie unendliche Vermittelungen überhaupt ſind, wie ſie gewöhnlich verſtanden werden, ganz ebenſo chimäriſche Begriffe wie derjenige der unendlichen Zahl. Auch haben ſie in der That dieſe chimäriſche Eigenſchaft nur dadurch, daß ſie den falſchen Begriff der unendlichen Zahl als Element enthalten. Den realen Grund, vermöge deſſen negative Unbeſchränktheit der cauſalen und der finalen Zergliederung möglich iſt, wird man nicht als eine gegebene unendliche Syntheſis denken dürfen, ſondern man wird überall und durchgängig, wo man Syntheſis als an ſich vorhanden vorausſetzen muß, eine beſtimmte Anzahl von Gliedern oder Vermittelungen ſtatuiren und den Begriff der Unendlichkeit in analoger Weiſe, wie er im reinen Vorſtellen möglich iſt, faſſen müſſen. Man wird ſich alſo nicht zu denken haben, daß eine unendliche Zahl von cauſalen Gliedern zur Wirkſamkeit gelangt ſei, ebenſo wenig, als

man ſich vorſtellen kann, daß ſie jemals zur Exiſtenz gelangen könne. Es giebt eben nur eine einzige Form, in welcher das Unendliche denkbar iſt, und dieſe Form beſteht in der Vorausſetzung eines uns begreiflicher Weiſe völlig unbekannten Grundes der Möglichkeit der unbeſchränkten Syntheſis. Alle Unendlichkeitsbegriffe ſind Möglichkeitsbegriffe, und die Wirklichkeit dieſer Möglichkeit läßt ſich nur durch den Begriff eines Grundes überhaupt (der von der ſpecifiſchen Cauſalität zu unterſcheiden iſt) zutreffend denken.

Erſte Urſache und letzter Zweck ſind die beiden Conceptionen, welche man an die Begriffe der unendlichen Cauſalität und der unendlichen Finalität anzuknüpfen pflegt. Sie werden in der Regel (d. h. abgeſehen von den kritiſchen Unterſuchungen Lockes, Humes und Kants) eben ſo chimäriſch gefaßt als die übrigen Unendlichkeitsbegriffe. Wir haben nämlich in dem Wörtchen „letzte“ eine verſteckte Unendlichkeitsvorſtellung zu ſuchen. Mit Recht hat man behauptet, daß der Begriff der letzten Urſache (in der gewöhnlichen Faſſung) einen Widerſpruch enthalte. Wir behaupten noch mehr, indem wir annehmen, daß dieſer Widerſpruch ganz derſelbe ſei, welcher in den Begriff der unendlichen Zahl gelegt zu werden pflegt. Während man ſich nämlich bewußt iſt, in der cauſalen Analyſe in einer ähnlichen Weiſe wie in der Zuſammenfügung von Einheiten von Seiten des reinen Verſtandes unbeſchränkt zu ſein, ſetzt man dennoch ein Aufhören dieſer Unbeſchränktheit (und zwar ein Aufhören vermöge eines reinen Verſtandesbegriffs) als gegeben oder gebbar voraus. Die letzte Urſache wird gewöhnlich wie die letzte Zahl verſtanden; ſie ſoll eine Urſache ſein, die jenſeit jeder angebbaren Urſache liegt. Doch thun wir vielleicht dem gemeinen Begriff zu viel Ehre an, wenn wir ihm die eben erwähnte bereits mathematiſch formulirte Begriffsfaſſung der letzten Urſache unterlegen. In einer andern Hinſicht thun wir jedoch dem gemeinen Begriff vielleicht Unrecht; denn er denkt gar nicht ſcharf genug, um ſich überhaupt auch nur zu wiſſenſchaftlichen Chimären zu ſteigern. Eine Urſache, welche über jede angebbare Urſache hinausliegt, iſt bereits ein wiſſenſchaftlicher Begriff, der aus dem Bewußtſein der Unbeſchränktheit entſpringt, den allgemeinen Begriff der Urſache unaufhörlich geltend machen zu können. Das Bedürfniß der Anticipation der unendlichen Reihe verkörpert ſich dann in einem falſchen Begriff von einem letzten Mal der Anwendung des Begriffs der Urſächlichkeit. Anſtatt den letzten Grund in einer ganz anderen Begriffsgattung und in dem Geſetz, welches der Möglichkeit der Wiederholungen zu Grunde liegt, aufzuſuchen, haftet man an der Vorſtellung eines Gliedes der Reihe oder Syntheſis überhaupt. Man concipirt einen letzten Grund oder einen letzten Zweck, wie man eine letzte Zahl vorſtellt, d. h. man iſt gedankenlos genug, eine Abſurdität zuzulaſſen. Denn was auch immerhin ſein oder nicht ſein möge, ſo iſt doch gewiß, daß, inſofern etwas Gedanke iſt, es auch vor dem Forum des Denkens muß beſtehen können. Nun iſt aber eine Zahl, welche die letzte ſein ſoll, ein rein gedanklicher Widerſpruch, deſſen Exiſtenz gänzlich unabhängig davon iſt, was thatſächlich gegeben oder

nicht gegeben ſein möge. Wir können alſo, ganz abgeſehen von einer Unterſuchung der Begriffe der Urſache und des Zwecks von vornherein aus dem bloßen Begriff der Zahl behaupten, daß die gewöhnliche Vorſtellung von einer letzten Urſache unhaltbar iſt. Bezieht man dagegen den Begriff der Urſache auf das außerhalb des reinen Denkens und Vorſtellens Gegebene, ſo kann die Conception der letzten Urſache ganz verſtandesmäßig gefaßt werden. Ebenſo verhält es ſich mit dem Begriff des letzten Zweckes. Denn in einer discreten Menge von Vermittelungen muß es empiriſch und thatſächlich in einem gegebenen ausdehnungsloſen Augenblick äußerſte Glieder geben. Was jedoch die ſtetige Zeitreihe anbetrifft, ſo iſt ſie die Form der negativen Unendlichkeit, d. h. der Unbeſchränktheit des Fortganges der Erſcheinungen, und es iſt mithin in Beziehung auf bloße Erſcheinungen (die ich jedoch hier nicht im Kantiſchen Sinne, ſondern ausſchließlich als zeitliche Vorgänge verſtehe) kein letzter Vorgang und mithin auch kein letzter Zweck als letzter Vorgang denkbar. Nur dadurch, daß man ſich denkt, es könnte das Erſcheinen oder mit anderen Worten das zeitliche Vorgehen ſelbſt aufgehoben werden, kann man einen letzten Zweck im eminenten Sinne concipiren. Uebrigens bezieht ſich der Begriff des letzten Zweckes, ſowie derjenige der letzten Urſache ſtets nur auf den Kreis der Empirie, in welcher allerdings die Unbeſchränktheit des Vermögens der Vermittelungen objective Beſchränkungen erfährt, d. h. innerhalb jeder Gattung von vermittelnden Begriffen an eine Grenze gelangt, bei welcher ein Sprung in eine andere Gattung nöthig wird. So muß es z. B. eine erſte Zeugung gegeben haben, der aber jedenfalls eine Sonderung oder geſonderte Entſtehung des Geſchlechtsunterſchiedes vorangegangen ſein muß. Denn man würde mit dem Inhalt der fraglichen empiriſchen Begriffe in Widerſpruch gerathen, wenn man den Begriff der bekannten Zeugung ſtatuiren und dennoch das geſonderte Beſtehen der beiden Geſchlechter als unweſentlich ſetzen wollte. Der wichtigſte Umſtand in dieſem empiriſchen Beiſpiel bleibt jedoch die aprioriſche Unmöglichkeit, eine unendliche Zahl als durch Syntheſis bereits entſtanden zu denken. In dieſer Unmöglichkeit liegt der Grund, warum wir in jeder beſtimmten Gattung gegebener Cauſalreihen letzte Glieder ſetzen müſſen, freilich nur, um durch einen begrifflichen Sprung entweder noch zu einer anderen Gattung, oder, was das rein Formale anbetrifft, zu dem Geſetz der Reihe ſelbſt, welches von ihrem erſten Gliede wohl zu unterſcheiden iſt, zu gelangen.

Drittes Capitel.

Unendlichkeiten der reinen Mathematik.

Die Unendlichkeiten der bloßen Logik ließen ſich gar nicht ohne den Begriff der Unendlichkeit der Zahlenreihe denken. In dieſer Beziehung waren ſie alſo bereits mathematiſch, und es hat ſich unſere Grundanſchauung, derzufolge formale Logik und Mathematik die allgemeine Erkenntnißform gemeinſam haben, beſtätigt. Hier wollen wir nun ganz kurz die Unendlichkeitsbegriffe, die im ſpecifiſch mathematiſchen Felde vorkommen, unterſuchen und ihnen eine haltbare Faſſung geben.

Die abſtracte Analyſis, welche es nur mit Größen überhaupt aber nicht mit beſtimmten Größenarten (räumlichen, zeitlichen, ſtofflichen Größen) zu thun hat, kennt nun die beiden Begriffe des unendlich Kleinen und des unendlich Großen. Dieſe Conceptionen ſind falſche Verdinglichungen der unbeſchränkten Möglichkeit zu verkleinern und der unbeſchränkten Möglichkeit zu vergrößern. Dieſe Möglichkeit iſt aber im Grunde nichts weiter, als was wir ſchon als unbeſchränkte Wiederholung der Setzung von Einheiten kennen gelernt haben. Unendliche Theilung und unendliche Zuſammenſetzung laſſen ſich nur durch den abſtracteren Begriff der unendlichen Wiederholung deſſelben identiſchen Actes denken. Die urſprüngliche Form der Unendlichkeitsvorſtellung findet ſich alſo auch hier wieder, und wir bedürfen keiner neuen Mittel, um die falſchen Anticipationen zurückzuweiſen. Die Vorwegnahme deſſen, was als ein Jenſeit der unendlichen Theilung einer Größe gedacht wird, kann allerdings, wie wirklich geſchehen iſt, mit dem vornehmen Namen einer Idee (im exquiſiten Sinne des Worts) belegt werden, bleibt aber nichtsdeſtoweniger eine logiſche Ungereimtheit, oder, um mit Kant zu reden, die Annahme eines Undinges. Ganz ebenſo verhält es ſich mit der unendlichen Zuſammenſetzung. Was aus Theilen zuſammengeſetzt wird, muß ein Inbegriff der Anzahl dieſer Theile, mithin, wenn es durchaus eine gegebene Unendlichkeit ſein ſoll, ein Correlat und Gegenſtück der falſchen Verdinglichung der unendlichen Zahl werden. In unſerem Gedankenkreiſe fehlt es alſo an dieſer Art von Unendlichkeitsbegriffen gänzlich. Wie die reine Mathematik, in der bis jetzt nur unentſchiedene Verſuche zur Beſeitigung jener falſchen Vorſtellungen gemacht worden ſind, nicht nur ohne die chimäriſchen Unendlichkeitsbegriffe beſtehen, ſondern auch nach ſtrenger Eliminirung derſelben eine elegantere und vollkommenere Geſtalt erhalten könne, wird ſich nachher durch eine einfache logiſche Ueberlegung herausſtellen. Indeſſen iſt es zunächſt noch erſt nöthig, die concreteren Begriffe des unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit zu betrachten.

Wer im Glauben an die Existenz einer unendlich kleinen Größe danach fragt, was sie eigentlich sei oder wie sie näher beschaffen sei, begeht schon in der Fragestellung einen Irrthum, den er nicht durch eine Beantwortung dieser Frage, sondern durch die Besinnung auf die chimärische Natur des der Frage zu Grunde liegenden Begriffs gut zu machen hat.

Ebenso muß nun aber auch der verfahren, der wissen will, wie der unendliche Raum denkbar sei. Er darf nämlich von vornherein gar keinen bestimmten Begriff vom Raume überhaupt oder vom unendlichen Raume zum Ausgangspunkte nehmen; denn sonst setzt er eine Gestalt des Begriffs voraus, die erst das Ergebniß der Gedankenbewegung sein soll. Es kommt also darauf an, den Begriff des Raumes überhaupt oder des unendlichen Raumes als einen unbekannten Begriff zu betrachten, von dem nur die ganz allgemeine unbestimmte, vielleicht sogar schwankende Vorstellung gegeben ist. Ja wir können uns sogar noch sorgfältiger ausdrücken. Es kommt einzig und allein darauf an, in dem Umfange von Vorstellungen, in welchem sich die gemeinen Raumbegriffe ergehen, einen unzweideutig bestimmten Begriff zu erzeugen, für den es übrigens ganz gleichgültig sein wird, ob er Raum oder sonstwie heiße. Diese dialektische Operation vollzieht sich nun auf folgende Weise.

Ein bestimmter Raum mit seinem Inhalt (ein Begriff der gemeinen Vorstellung) heiße A und stelle etwa das vor, was sich unmittelbar hinter einem ebenen Spiegel befindet. Der Raum im Spiegel, in welchem die bloßen Bilder projicirt werden, heiße mit seinem Inhalt (dem bloßen Phantasma der Materie) B. Es werden nun diese beiden Conceptionen A und B etwas Gemeinsames an sich haben, was sich ergiebt, indem wir von dem, was sie Verschiedenes enthalten, absehen. Das eine Mal ist die Erfüllung von anderer Art als das andere Mal; und nur auf dieses Andersein kommt es uns an. Wir gewinnen mithin einen dritten Begriff C, der in A und in B identisch enthalten ist. Von diesem Begriff C können wir nun behaupten, daß er von dem Dasein der gewöhnlichen äußerlichen Wirklichkeit unabhängig sei. Denn er ist ganz derselbe, wenn er den Raum betrifft, in welchem die Traumbilder vorgestellt werden, als wenn er den mit diesen Projectionsräumen der Träume sich deckenden Raum betrifft, in welchem die Dinge nach der gewöhnlichen Ansicht nicht blos vorgestellt werden, sondern auch sind. In dem Begriff C haben wir das, was man auch formalen Raum nennen könnte, falls man nicht überhaupt schon bei dem bloßen Worte Raum die inhaltlose Form denken will. Bei dem Worte Form hat man sich hier zu hüten, an den Begriff der geometrischen Gestalt zu denken, da letztere schon eine nähere Bestimmung des Inhalts (nämlich bestimmte Größe und bestimmten Umriß d. h. Richtungsverschiedenheiten) an sich hat. Wir haben also in dem Begriff C etwas sehr Allgemeines vor uns, was sich gar nicht anschauen oder imaginiren läßt, und wovon daher die Behauptung nicht befremden wird, daß es nur eine Art und Weise oder ein Schema des Vorstellungsvermögens und mithin auch ein Schema des wirklichen Vorstellens sei. Dieses Schema an sich selbst.

iſt ein Vermögen der Auffaſſung, welches nicht durch ſich ſelbſt, ſondern nur durch den Gegenſtand, an welchem es ſich bewährt, begrenzt oder beſchränkt wird. Der Begriff C iſt im rein negativen Sinne ſchrankenlos, weil er ſo zu ſagen eine offene Möglichkeit iſt, die ihre empiriſche Beſchränkung erwartet.

Der Vorſtellungsraum und der ſogenannte ſeiende Raum (die beide dem Begriff C entſprechen) decken ſich nicht etwa, wie die gemeine Vorſtellung annehmen muß, ſondern ſind ganz und gar daſſelbe. Ob ich das anſchauliche Bild der kosmiſchen Welt auf Reize erzeuge, die in meine Augen dringen, oder ob ich im Traume oder ſonſt in der bloßen Vorſtellung eine räumliche Welt auf innere Antriebe hin conſtruire, iſt, was meine formale Thätigkeit bei dem Hergang anbetrifft, völlig einerlei. Ich trage alſo in mir ſelbſt das Vermögen oder den Grund meiner räumlichen Nebenordnungen. Denn haftete dieſer Grund nicht an meiner Vorſtellungsthätigkeit, wie ſollte die Welt des Traumes und überhaupt der Einbildungskraft zu Stande kommen? Ja wie ſollte auch nur ein Spiegelbild oder gar eine ſtereoſkopiſche Vorſtellung, wie ſollte ein körpermäßiges Sehen bloßer Bilder durch nichts als die Einbildungskraft möglich werden? Und doch ſteht es feſt, daß einige Uebung hinreicht, richtig entworfene Zeichnungen körpermäßig vorſtellen zu lernen, ohne irgend eines künſtlichen Hülfsmittels zu bedürfen.

Die Unendlichkeit des Raumes iſt, wie zuerſt Locke erkannte, ein rein negativer Begriff. Unſere Auseinanderſetzungen, die zuerſt den Begriff des formalen Raumes fixiren, beſtätigen jene Negativität. Auch Kant hat im Grunde keine andere Vorſtellung, hielt jedoch ſeine Raumtheorie, wie wir gleich ſehen werden, ſtets zweideutig und ſcheint nicht im Stande geweſen zu ſein, einen logiſch beſtimmten Ausdruck für ſeine eigentliche Meinung aufzufinden. Er wußte nämlich keinen Ausweg, um ſeine Behauptung, daß die reinen Verſtandesbegriffe, wenn auch nur durch Vermittelung, auf ſelbſtändige Dinglichkeiten zu beziehen ſeien, mit ſeinem Raumbegriff zu vereinbaren. Dieſe Verlegenheit ſcheint ihren Grund in der Verwechſelung der reinen Form der Anſchauung, die erſt zur beſtimmten aprioriſchen Form geſtaltet ſein muß, mit eben dieſer beſtimmteren Formvorſtellung zu haben. Die Zahl kommt den Dingen an ſich ſelbſt zu; ebenſo iſt die Größe z. B. die Entfernung zweier Körper nichts Subjectives, ſondern rührt von der empiriſch gegebenen näheren Beſtimmung des reinen Schema der räumlichen Anordnung her. Gemeſſene Größen ſind reale Beziehungen, die vermöge der reinen Form des anſchaulichen Vorſtellens gar nicht genügend feſtgeſtellt werden können.

Der unendliche Raum, den wir nun ſtatt des allgemeinen Begriffs des Raumes (C) ins Auge faſſen, iſt eine Chimäre, ein Unding, eine Abſurdität, eine falſche Verdinglichung. Denn er kann durch Zuſammenſetzung gar nicht gedacht werden, weil ſchon der Begriff der unendlichen Zahl unvollziehbar iſt. Es bleibt alſo nichts übrig, als an die Stelle dieſer Ungereimtheit den Begriff der einheitlichen, einzigen, an ſich ſelbſt im negativen Sinne unbeſchränkten Vorſtellungsmöglichkeit zu ſetzen. Letztere Conception wird denn auch ganz dem entſprechen,

was die Physiker, namentlich Newton, als unbeweglichen Raum, oder was sie auch als kosmischen Raum, als Weltraum u. dgl. bezeichnen, und was wir als Raumvorstellung letzter Instanz, die selbst nicht mehr als beweglich gedacht werden soll, kennzeichnen möchten. Es giebt nur einen Raum im strengen Sinne, und dieser ist unbeweglich, weil in ihm alle Bewegung statthat. Weit entfernt also anzunehmen, daß in Beziehung auf den unendlichen Raum kein Ort und daher auch keine Ortsveränderung concipirt werden könne, werden vielmehr alle Bewegungserscheinungen ausschließlich und unmittelbar gerade in diesem unbeschränkten Raume vorgestellt. Die einheitliche Vorstellung des unbeschränkten Raumes ist also von vornherein diesseits (nicht etwa jenseits) des Vorstellungsactes vorhanden. Wir selbst sind so zu sagen Coordinaten- oder Coordinationssystem, auf welches Alles, was räumliche Bestimmung heißt, bezogen werden muß. So verschwindet die Wüstheit, welche der gemeinen Vorstellung des unendlichen Raumes anhaftet, und es wird in der That nicht ein heliocentrischer, sondern ein mehr als heliocentrischer Standpunkt d. h. ein Ausgangspunkt gewonnen, von welchem die Construction der Wirklichkeit ohne Widerspruch möglich ist. Freilich ist diese Anschauungsweise das gerade Gegentheil des Idealismus (nicht blos des träumerischen Idealismus, wie Kant wollte) und es sind daher keine „gute Gründe" (wie bei Kant) vorhanden, um auch nur den Namen des Idealismus festzuhalten. Ich sehe wenigstens nicht ein, warum eine Vorstellungsart, die den Fehler, etwas blos Gedankliches für ein reales Ding auszugeben, vermeidet, idealistisch im theoretischen Sinne und mithin ideologistisch sein solle. Wenn man bloße Ideen (im gewöhnlichen auch außer Deutschland anerkannten Sinne des Worts) zu Dingen oder vielmehr Undingen macht, dann verhält man sich ideologisch. Wenn man aber gerade umgekehrt die falschen Verdinglichungen bloßer Gedankenformen aufhebt, dann befreit man sich von aller Verwechselung der Träume und Dichtungen mit der Wirklichkeit.

Wenn man sagt „der Raum", so ist ein mindestens zweideutiger Begriff möglich. Man kann gar nicht wissen, welches Begriffsgebilde gemeint sei, wenn man sich blos auf das unbestimmte vieldeutige Wort stützt. Dagegen ist unser Begriff C durch den Act seiner Erzeugung hinreichend bestimmt, um sicher aufgefaßt werden zu können. Von ihm gelten unsere Aussagen, nicht aber von den gegebenen Ausdehnungsgrößen. In letzterem Punkt unterscheidet sich unsere Begriffsfassung sehr deutlich von der unbestimmten Haltung der Kantischen Conceptionen (die sich, beiläufig bemerkt, nicht etwa erst nach der ersten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft eingefunden, sondern von Anfang an bis zu Ende durch alle Schriften Kants hindurch bestanden hat). Wir unterscheiden sehr bestimmt den unbeschränkten Raum überhaupt und eine bestimmte räumliche Größe. Wir unterscheiden ferner zwischen dem Vorstellungsraume und den Verhältnissen der Dinge im Raume. Letztere können nicht allein von dem subjectiven Schema der Anordnung, sondern müssen von realen Kräften, welche die Abstände bestimmen, herrühren. Ein verhängnißvoller Fehler, den Locke in der einseitigen Begriffsfassung der secundären Eigen-

ſchaften machte, hat ſich durch Hume bis zu Kant fortgepflanzt und die Veranlaſſung zwar zu einer verbeſſerten, aber doch noch immer einſeitigen Raumtheorie gegeben. In neuerer Zeit hat Trendelenburg mit Recht geltend gemacht, daß zwiſchen Subjectivität und Ausſchließlichkeit derſelben noch ein großer Unterſchied ſei. Die Kantiſchen Nachweiſungen zeigen wohl, daß der Raum eine ſubjective Auffaſſungsform, nicht aber, daß er außerdem gar nichts ſei.

Räumliches Vorſtellen iſt ſicherlich nur in einem vorſtellenden Subjecte; aber räumliches Vorſtellen macht noch keine räumliche Verhältniſſe von Dingen und ſchafft keine Größen. — Indeſſen reicht die Unterſcheidung des Subjectiven und des nur Subjectiven nicht aus. Man muß angeben, wie man ſich die räumlichen Beziehungen als Objectivitäten letzter Inſtanz denke, und hierzu iſt vor allen Dingen nöthig, daß man die Vorſtellung einer falſchen Doppelheit vermeide und ſich hüte, den Vorſtellungsraum noch einmal unabhängig vom vorſtellenden Subject zu ſetzen. Auf dieſe Weiſe würde man nämlich, zwar nicht zu der gemeinen Vorſtellung, welche überhaupt in der hier fraglichen Beziehung gar nicht unterſcheidet und daher in ihrer wiſſenſchaftlichen Unſchuld noch keinem eigentlichen Irrthum verfällt, wohl aber zu der wiſſenſchaftlichen Verdinglichung des als unbeweglich bezeichneten Raumes zurückkehren, was durch Kant in der That unmöglich gemacht worden iſt. Den mathematiſchen Raum und mithin auch den Weltraum muß man als bloßen Vorſtellungsraum erkennen, und die Realität d. h. die Beziehung auf Dinge in den meßbaren Verhältniſſen ſuchen. Denn in der Wirklichkeit wird nie der Raum durch Raum, ſondern ſtets Ding durch Ding gemeſſen. Auch iſt der Raum nie eine Urſache der Hemmung; denn ein Ding wird nie durch den Raum, ſondern nur durch Seinesgleichen an der Vergrößerung gehindert. Letzterer Umſtand wäre undenkbar, wenn der Vorſtellungsraum Etwas wäre, was von den Dingen, um deren Exiſtenz der Größe nach möglich zu machen, im Voraus als vorhanden gefordert werden müßte.

Es giebt, abgeſehen von unſerer Sichtung des Raumbegriffs, noch eine einfache Wendung, um wenigſtens den falſchen Unendlichkeitsbegriff aus der Wiſſenſchaft zu verweiſen. Man braucht nämlich nur daran zu erinnern, daß es ſich in unſeren Feſtſetzungen niemals um eine vorausſetzungsloſe Behauptung oder mit anderen Worten um eine Behauptung aus Nichts handeln dürfe. Für unſere Begriffe und Vorſtellungen iſt ſelbſtverſtändlich nur zu beachten, was ſich in dieſe Begriffe und Vorſtellungen faſſen läßt. Uebrigens mag ſein, was da wolle; eine ſolche unendlich allgemeine Möglichkeit des Seinkönnens vom Standpunkte des Nichts und Nichtsdenkens wird uns niemals mit Widerſprüchen unbequem werden, da wir in ihrem Felde doch wohl zu wenig zu Hauſe ſind, um es auch nur zur Erzeugung eines einzigen echten und unerſchlichenen Widerſpruchs zu bringen. Beſchränken wir daher unſere Vorſtellungsweiſe auf den Satz, daß es innerhalb des verſtandesmäßig gehaltenen Gedankenkreiſes eben ſo wenig den Begriff von einem unendlichen Raume als den von einer unendlichen Zahl giebt, ſo ſind wir vor ſolchen Anfechtungen ſicher

geſtellt, welche ſich ſpeciell gegen die Annahme der reinen Formalität der räumlichen Anſchauung wenden.

Von der Zeit im Allgemeinen kann man nicht ſagen, daß ſie als eine gegebene fertige Unendlichkeit vorgeſtellt werde. Vielmehr iſt es nur der Inbegriff der vergangenen Zeit, welcher zu der chimäriſchen Idee einer abgelaufenen Unendlichkeit umgeprägt wird. Die Unbeſchränktheit der zukünftigen Zeitentwickelung wird regelmäßig richtig vorgeſtellt, und nur der Umſtand, daß man auch hier die bloße Negativität (d. h. die Abweſenheit von Hinderniſſen der Beſchränkung) in eine poſitive Bürgſchaft des nie gehemmten Fortganges der realen Vorgänge verwandelt, iſt als fehlerhaft anzumerken. Der Begriff der unendlichen Zeit wird nicht ſo leicht, als der des unendlichen Raumes in falſcher Weiſe verdinglicht. In der That giebt es auch hier viel einfachere Wendungen, um zu einer gehörigen Begriffsfaſſung zu gelangen. Vergangenheit und Zukunft ſind ſtets nur in der Vorſtellung vorhanden, während die Gegenwart die Form der Wirklichkeit im Gegenſatz zu bloßen Anticipationen und Erinnerungen ſein muß. Wann exiſtiren die Dinge? Offenbar weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, ſondern ganz allein und ausſchließlich in der Gegenwart. Dieſe einfache, faſt volksmäßig faßliche Ueberlegung erhebt uns bereits über die gröberen Verdinglichungen der Zeit. Doch müſſen wir auch hier die allgemeine Form der Zeitlichkeit von den Zeitgrößen und den Zeitverhältniſſen, in denen nicht etwa die Dinge, ſondern die realen Vorgänge und Urſächlichkeiten zu einander ſtehen, unterſcheiden. Die Vorſtellungszeit (analog dem Vorſtellungsraum verſtanden) hemmt keine Entwickelung; ſie iſt vielmehr die offene Möglichkeit für alle Evolutionen der realen Cauſalitäten oder Mächte. Kraft wird durch Kraft, Empfindung durch Empfindung, Wahrnehmung durch Wahrnehmung an der Veränderung innerhalb der Zeit behindert; aber die Zeit ſelbſt als leere Form der Vorgänge macht keiner Realität ſo zu ſagen den Platz ſtreitig. Realität hemmt ſich, wie im Raume, nur durch Realität, und die Vorſtellungen der Aufeinanderfolge unter Beharrung ſind eben Formen unſerer Auffaſſung.

Unendliche Aufeinanderfolge in der Erinnerung braucht eben ſo wenig ein chimäriſcher Begriff zu ſein, als unendliche Aufeinanderfolge der Anticipationen. Nur wenn man eine unendliche Zeitgröße zu concipiren meint, vergißt man die Unmöglichkeit der unendlichen Zahl. Die Unbeſchränktheit des Fortganges iſt kein widerſprechender Begriff; aber mit dem Begriff einer Größe iſt es unvereinbar, wenn man ein Quantum als unendlich vorſtellt. Die Quantität iſt allerdings abſtracter als das Quantum; ſie iſt die Eigenſchaft, vermöge deren Etwas eine beſtimmte Größe hat; ſie iſt unbeſtimmt und daher unbegränzt beſtimmbar, aber keine gegebene Unendlichkeit.

Eine beſtimmte Zeitgröße d. h. eine meßbare Dauer muß ſtets empiriſch gegeben werden und gehört nicht etwa der bloßen Vorſtellungsform an. Wäre Zeitquantität etwas Subjectives, und müßten wir die blos vorgeſtellten Größen (alſo bloße Möglichkeiten) verdinglichen, ſo würden wir in der That die Chimäre der unendlichen fertig erzeugten Größe der vergangenen Zeit über uns ergehen zu laſſen

haben. So aber ist gerade das Erforderniß eines empirischen Factors zur Hervorbringung einer bestimmten Größe ein Umstand, der uns gegen die falsche Conception einer abgelaufenen Ewigkeit sicher stellt. Ebenso verkehrt würde es natürlich sein, wollte man eine Ewigkeit als eine Zeitgröße denken, die einst abzulaufen habe.

Nachdem wir die beiden bestimmteren Unendlichkeitsbegriffe, welche sich auf das räumliche und zeitliche Vorstellen, mithin im Ganzen auf vier Arten der Größenabmessung beziehen, möglichst kurz in ihren falschen und richtigen Gestaltungen untersucht haben, müssen wir nun schließlich noch auf die Rolle zurückkommen, welche die Unendlichkeitsbegriffe in den mathematischen Darstellungen spielen. Wie schon gesagt, genügt eine einfache logische Wendung, um den Schlüssel zur Lösung aller hier fraglichen Schwierigkeiten zu geben.

Die gewöhnlichen Unendlichkeitsbegriffe (der unendlich kleinen und der unendlich großen Quantitäten) sind chimärischer Natur gewesen, haben aber dennoch als vermittelnde Begriffe des mathematischen Gedankenganges dienen können, ohne zu falschen Consequenzen zu führen. Das falsche Element dieser Begriffe war nämlich eine metaphysische Conception, die immer jenseit des bestimmteren Gedankens verblieb und daher nicht materiell schädlich werden konnte. Durch die Natur unseres Vorstellens war dafür gesorgt, daß man die chimärische Voraussetzung einer Größe, die kleiner als jede angebbare Größe sein sollte, nicht zu realisiren und daher auch keine Folgerungen daran zu knüpfen vermochte. Das widersprechende Begriffsgebilde wurde selbst dann, wenn ihm der Trug der Phantasie eine Scheinexistenz verlieh, in eine unzugängliche Region verlegt, bis zu welcher die deutliche verstandesmäßige Vorstellung nie vorzudringen vermochte.

Die kurze Regel, nach welcher man die logische Verfassung der mathematischen Analysis zu verbessern hat, lautet: Verzichte auf den falschen vermittelnden Begriff und bediene dich einzig und allein der Vorstellung der formalen Unbeschränktheit der stetigen Verminderung oder Vermehrung einer bestimmten gegebenen Größe.

Dagegen würde es ein Irrweg sein, ausmachen zu wollen, wie das Chimärische an sich existiren könne. Die Conception selbst ist falsch, und auf die Frage, wie sie denkbar sei, hat man nicht zu antworten „so oder so", sondern ganz einfach, daß sie gar nicht denkbar sei, und daß sie daher zu eliminiren und durch einen anderen logisch vermittelnden Begriff im Raisonnement zu ersetzen sei. In der That hätte Lagrange diese Beseitigung beinahe streng durchgeführt, und wäre Carnot fast zu einer logischen Formulirung gelangt. Indessen konnte die ganze Angelegenheit nur dadurch vollständig erledigt werden, daß eine strenge logische Vorstellung des vermittelnden Begriffs, der dem Fortschreiten des Raisonnements durch Differentialgleichungen zu Grunde liegt, aufgefunden wurde.

Wenn man in den Differentialgleichungen überall genaue Gleichheiten finden will, so verschließt man sich selbst den Weg zur Lösung der Schwierigkeiten. Carnot kam auf den sehr einfachen, aber an das Ei des Columbus erinnernden Gedanken, geradezu unvollkommene Gleichungen einzugestehen und als Vermittler der gewöhnlichen Ope-

rationen anzuerkennen. Der Mechanismus des Calcüls, ſowie die Leibnizſchen Symbole, können beibehalten und brauchen nicht durch andere Verfahrungsarten (etwa durch das Operiren mit Reihen) erſetzt zu werden. Es kommt einzig und allein darauf an, einen verſtandesmäßig haltbaren Sinn hineinzulegen. Dieſes geſchieht nun, indem man bei einem Differentialzeichen zunächſt irgend eine verhältnißmäßig kleine Größe denkt und übrigens an das Zeichen die Vorſtellung knüpft, daß die Kleinheit dieſer Größe unbeſtimmt gelaſſen ſei. Hiermit aber reicht man noch nicht aus. Man muß unter dem Symbol außer der Möglichkeit der Verkleinerung auch noch die poſitive Anweiſung der ſtetigen Steigerung dieſer Verkleinerung denken, und dieſer Anweiſung nachkommen, ſobald es ſich um ein mathematiſches Urtheil d. h. in unſerem Fall um die Vorſtellung der Abhängigkeit verſchiedener Verkleinerungen der angedeuteten Art handelt. Eine ſolche Beziehung, die in der Regel auf die Form der Gleichung gebracht und mithin durch das Gleichheitszeichen angezeigt wird, kann nun ſelbſt keine ruhende unveränderliche Relation bleiben, ſobald man unter den Differentialzeichen nach und nach verſchiedene Quantitäten vorſtellt. Das Gleichheitszeichen iſt alſo hier nie (außer in einem ganz beſtimmten Fall, der hier auf ſich beruhen bleiben kann) ein Zeichen der Gleichheit, ſondern nur ein Zeichen einerſeits (unter Vorausſetzung der beſtimmt fixirten Vorſtellung einer jeweiligen Kleinheit) einer Ungleichheit von einer gewiſſen Kleinheit und andererſeits (unter Vorausſetzung der correſpondirenden Verkleinerungen) einer ebenfalls ſtetigen unbeſchränkten Verminderung. Dies iſt der genaue Begriff, den man ſich von der ſogenannten unvollkommenen Gleichung Carnots zu machen hat. Letzterer war jedoch nie entſchieden genug, um die Eulerſche Vorſtellung verſchiedener Arten von Nullen auszuſchließen. Er gab daher auch keine ſtrenge Rechenſchaft über die richtige Auslegung des überlieferten Mechanismus des Calcüls. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf den zwei Bogen langen Anhang meiner Doctordiſſertation (über Raum, Zeit und Cauſalität), welcher eine im Weſentlichen genügende Erledigung der Sache enthält, und in welchem nur die allerdings ſehr wichtige bewußte logiſche Formulirung fehlt. Dieſe Formulirung iſt bereits angedeutet, wird jedoch ihr volles Licht erſt erhalten, wenn wir erkannt haben werden, welche Rolle der Begriff des vermittelnden Begriffs ſpiele, ſobald es ſich um ein deutliches logiſches Bewußtſein deſſen handelt, was wirklich im Raiſonnement vorgeht.

Zweiter Abſchnitt.

Begriffe von letzten Gründen.

Erſtes Capitel.

Der Begriff in der Frageſtellung.

Jeder Frage muß eine wenn auch ganz allgemeine und unbeſtimmte Vorſtellung von der Art, wie die Antwort ausfallen könne, zu Grunde liegen. Hieraus ergiebt ſich eine für die Kritik vielfältig brauchbare und auch ſchon von uns bereits angewendete dialektiſche Regel. Ehe man nämlich überhaupt auf einen Streit über die Beſchaffenheit einer Antwort eingeht, muß man ſich zuvor davon überzeugen, daß die Frageſtellung einen deutlichen und verſtändlichen Sinn habe. Die Kritik der Frageſtellung, ja überhaupt der Aufwerfung eines Problems wird gerade in denjenigen Fällen zum Ziele führen, in denen ſich die Kritik der Antworten nicht recht handhaben laſſen will. Wie man, ehe man nach einer Erklärung für eine Behauptung oder vermeinte Thatſache ſucht, vor Allem die Thatſächlichkeit ſelbſt und die Wahrheit außer Zweifel ſetzen muß, ebenſo wird man erſt dann auf eine Antwort zu denken haben, wenn man in der Frage wenigſtens die allgemeine Möglichkeit einer Beantwortung concipiren kann.

Die Frage nach dem Was wird durch die Frage nach dem Ob erſetzt werden müſſen. Sobald es ſich um eingebildete Weſenheiten handelt, wird die Frage nach dem Was, inſofern ſie die Wirklichkeit der Gegenſtände von vornherein vorausſetzt, bereits einen Irrthum einſchließen und daher nur durch Veränderung der Frageſtellung ſelbſt beantwortet werden können. Letzteres kann jedoch ſo geſchehen, daß der ſprachliche Ausdruck unverändert beſtehen bleibt, während ſtillſchweigend ein anderer Sinn untergeſchoben wird. Der Frageſteller mochte an die Wirklichkeit des Gegenſtandes ſeiner Einbildung glauben, indem er die Worte ausſprach: Was iſt A? Der Antwortende ſagt: A iſt ein Gegenſtand der Einbildung. Offenbar iſt der Begriff A in der Antwort ein anderer als in der Frage. Man darf ſich alſo durch derartige ſtillſchweigende Vertauſchungen nicht beirren laſſen.

Wie auch übrigens der ſprachliche Ausdruck ausfallen mochte, die Antwort hätte dennoch ſtets eine ſtillſchweigende Kritik des der Frage zu Grunde liegenden Begriffs enthalten müſſen. Die Formen, in welchen man die Problemfaſſungen emendirt, ſind gleichgültig; weſentlich bleibt es nur, daß mit vollem Bewußtſein erkannt werde, wie man den Irrthum und die Schwierigkeit an der Wurzel d. h. in den Frageſtellungen ſelbſt aufzuſuchen habe.

Unter den mannichfaltigen Fragen, bei denen man auf den Ausgangsbegriff zu achten hat, ſind die nach dem Warum einer Prüfung am bedürftigſten, zumal, wenn ſich das Warum auf metaphyſiſche Erklärungen bezieht. So verdankt z. B. die Kantiſche Philoſophie ihre Stärke zu einem großen Theil der Entſchiedenheit, mit welcher ſie, anſtatt ſich auf einen Streit über metaphyſiſche Antworten und vermeintliche Schlüſſe einzulaſſen, kühn die metaphyſiſche Problemfaſſung ſelbſt zum Gegenſtande der Kritik machte und vor allen Dingen eine allgemeine Vorſtellung der Art, wie Metaphyſik möglich ſei, angegeben wiſſen wollte. Es wird mithin ſtets die Vorfrage, wie metaphyſiſche Erklärungen oder Grundangaben möglich ſeien, entſchieden ſein müſſen, ehe die vermeintlichen oder auch wohren Aufſchlüſſe einen Sinn erhalten. Es ſteht ja Jedermann frei, thatſächlich die Möglichkeit einer Wiſſensart darzuthun, und er kann ſich daher nicht über beſondere Hemmungen beſchweren, wenn die dialektiſche Kritik der Begriffe die Frage und mit ihr die beſondere Form des geforderten Wiſſens ins Auge faßt. Auch wir können die Möglichkeit einer Wiſſensgattung nur durch einen thatſächlichen Nachweis erhärten und thun daher im Grunde nichts Anderes in Rückſicht auf das beſtehende Wiſſen, als was der Vertheidiger metaphyſiſcher Aufſchlüſſe in Rückſicht auf ſeine neue Wiſſensart ebenfalls thun muß. Er wird uns nämlich durch eine thatſächliche Hinweiſung zu belehren haben, daß ſeine Erklärungen wirklich etwas Anderes ſind, als wofür wir ſie nehmen. Er weiſt alſo ſelbſt, wenn er ſich durch die That Geltung verſchafft, hierdurch zugleich die Möglichkeit der fraglichen Begründungsart nach.

Die Frage nach dem Warum kann in mechaniſcher, alberner und gedankenloſer Weiſe wiederholt, das Anſehen einer beſonderen metaphyſiſchen Tiefe geben ſollen. In dieſem Falle hat man nach dem beſtimmteren Begriff zu fragen, aus deſſen Geſichtspunkt die Antwort gegeben werden ſoll. Der Begriff des Grundes, der durch das Warum geſucht wird, muß ſpecificirt werden können, ſonſt hat die geforderte Erklärung gar keinen Sinn; ſie iſt eine Frage nach Nichts, da der bloße Gedanke des Warum an ſich ſelbſt und ohne Beziehung auf einen beſtimmteren Zuſammenhang nur die leere Form zu Fragen aber ſelbſt keine Frage iſt. Allerdings iſt der Begriff der Begründung eine Denkform von letzter Allgemeinheit und ſogar der einzige in ſeiner Art. Das Denken beſteht weſentlich im Begründen, und die Vorſtellungen der ruhenden Gattungsverhältniſſe ſind, wie wir ſchon früher entwickelt haben, gar nicht möglich, ohne als aus der Einheit des Grundes hervorgegangen gedacht zu werden. Gerade aber weil es die

letzte allgemeine Form des Denkens ist, worauf alle Begriffe von Gründen und Begründungen hinweisen, muß ihr auch die Specification abgehen, und sie mithin als eine bloße Function zur Erzeugung bestimmterer Begriffe also als etwas rein Formales, dem selbst der anschauliche Vorstellungsinhalt fremd ist, betrachtet werden. Mit der leeren Form zu einer Frage wird uns auch in der That Niemand sonderlich unbequem werden können. Aber wohl kann er es dadurch werden, daß er über den bestimmteren Sinn seiner Frage keine Rechenschaft geben will. In diesem Fall muß man ihn seiner eigenen Confusion und seinem Behagen an nebelhaften, nicht analysirten Fragestellungen überlassen.

Wie die Frage nach dem Warum sich im Besonderen gestalten könne, wird man zunächst rein thatsächlich feststellen, indem man sich nach den verschiedenen Bedeutungen erkundigt, in welchen die gediegenen Wissenschaften nach Begründungen fragen und mit Begründungen antworten. Dieses Verfahren wird von einem großen Vortheil für die positiven Wissenschaften begleitet sein. Denn es fehlt ihnen häufig ein deutliches Bewußtsein ihrer eignen logischen Verfassung. Die falsche Metaphysik durchwebt sie und ist nirgend weniger unschuldig als gerade innerhalb der positiven Wissenschaft, wo sie sich unter der Maske der Positivität zu einem Ansehn bringt, welches man ihr übrigens, sobald sie unverhüllt erscheint, mit Recht verweigert. Die strengeren Wissenschaften haben nun in dem Maaße, als sie sich solider constituirt haben, auch die ihnen eigenthümliche Form des Wissens immer bestimmter erkannt und die Belästigungen durch ungehörige metaphysische Fragestellungen gebührend abweisen gelernt. Unsere Lehre von der Begriffsfassung der letzten Gründe soll diese besonderen Orientirungen über die verschiedenen Arten möglicher Begründung zur Voraussetzung nehmen und durch positiv logische Aufstellungen ergänzen und abschließen. Sie befindet sich daher mit dem Geiste der strengeren positiven Wissenschaft nicht in Widerspruch, hat aber in denjenigen Gebieten, in welchen die strenge logische Haltung noch durch metaphysische Fictionen beeinträchtigt wird, gründlich aufzuräumen. So ist z. B. die Rechtswissenschaft noch zu keinem deutlichen und abgesonderten Bewußtsein über die in ihr mögliche logische Verkettung gelangt, und hat sich begreiflicherweise in Folge dieses Mangels mit vielen nebelhaft metaphysischen Conceptionen abgegeben. Dennoch kann eine Rechenschaft über die verschiedenen Formen der Möglichkeit von Begründungen nur von der Betrachtung des positiven Stoffes der thatsächlich vorhandenen Wissensgattungen hervorgehen.

In dem letzten Capitel unseres ersten Theiles haben wir behauptet, daß es keine Erkenntniß der sogenannten „Gründe an sich selbst", sondern nur eine Erkenntniß der Analogien gebe, und diese Behauptung mit der Art von Einsicht belegt, welche man von der Gravitation durch das Newtonsche System gewinnt. Die Metaphysiker des alten Schlages werden in einer solchen Thatsache nur einen Grund mehr erblicken, mit ihren sogenannten letzten Aufschlüssen hervorzutreten. Sie werden ihre eigene Unentbehrlichkeit gerade durch

das bewieſen wähnen, was wir gegen alle Metaphyſik, die mehr als Erkenntnißtheorie und Dialektik ſein will, als Inſtanz brauchen. Ihre Mittel, die Wiſſenſchaft durch Dogmen zu überbieten, ſowie den wahren Gehalt der metaphyſiſchen Beſtrebungen, werden wir in den Capiteln über Vernünfteleien und Deuteleien kennen lernen. Hier müſſen wir noch durch ein Beiſpiel aus einem anderen Felde, als dem der Naturwiſſenſchaft, erläutern, wie die Erkenntniß der Analogien die Grundgeſtalt aller echten Erklärungen iſt.

Wie iſt eine Begründung der Gerechtigkeit möglich, oder was kann eine Theorie der Gerechtigkeit eigentlich ſein ſollen? So lange man ſich in confuſen und nebelhaften Gedanken ergeht, werden die verſchiedenartigſten Begründungen nebeneinander verſucht, und es fehlt an allem logiſchen Bewußtſein über den beſchränkten Sinn der verſchiedenen Angaben. Bald ſoll es die Erreichung eines gewiſſen Zweckes ſein, was die Strafgerechtigkeit mit ſich bringt und ausſchließlich nothwendig macht. Bald ſind es Vorſtellungen von einer Vergeltung oder von einer ſogenannten Herſtellung des Rechts (von einer Sühne u. dgl.), die uns als zureichende Begründungen gelten ſollen. Mit derartigen Beſtimmungen wird aber eigentlich nichts weiter geſchafft, als daß die allbekannten gemeinen Begriffe, welche die eigene oder öffentliche Ahndung des erfahrenen Unrechts oder auch die Maßregeln des Schutzes oder Terrorismus begleiten, ſchulmäßige Namen erhalten und allenfalls auch mit größerer Beſtimmtheit aufgefaßt werden. Wird indeſſen etwa gar nur einer dieſer Gründe zum ausſchließlichen Princip gemacht, ſo wird die ſogenannte Wiſſenſchaft in der That beſchränkter und engherziger als das gemeine Denken ſelbſt. Man greift einen beſonderen Grund, aus welchem in der That mit gewiſſen Handlungen gewiſſe Uebel verknüpft werden, für ſich allein heraus und erhebt ihn ſo zu ſagen auf den Schild. Durch dieſen Act, der eigentlich nur eine Abſagung der Freiheit und Vielſeitigkeit des natürlichen Denkens iſt, glaubt man eine Theorie gewonnen zu haben. Man merkt nicht, daß die einzelne Art von Begründung (z. B. durch einen Zweck) wohl eine ganze Gruppe von Beſtimmungen vollſtändig erklären, aber keineswegs als die geforderte Theorie ausgegeben werden kann. Manche glauben es dann recht gut zu machen, wenn ſie alle Geſichtspunkte im Verein zur Geltung bringen. Allein was durch den einen Grund erklärt wird, iſt etwas ganz Anderes, als was durch den anderen Grund begreiflich iſt. Die Vollſtreckung einer terroriſtiſchen Androhung iſt keine Gerechtigkeitsſtrafe, und obwohl daſſelbe Quantum Uebel zum Theil auf Rechnung der Abſchreckung, zum Theil auf Rechnung der Vergeltung geſetzt werden mag, muß dennoch auch in dieſem Fall zwiſchen Strafe und Abſchreckungsmaßregel ſtreng unterſchieden werden. Der beſondere Grund hat ſeine beſondere Folge, und es darf keine ſolche Confuſion ſtattfinden, welche ſich überhaupt erlaubt, die ſpeciellen Formen der Begründung auch in deren Ergebniſſen getrennt zu halten.

Die eben gemachten Anführungen ſollen nur eine Vorbereitung für die richtige Frageſtellung ſein. Wie iſt eine Begründung der Erſcheinungen oder Vorgänge möglich, die wir bald aus dieſem, bald

aus jenem Geſichtspunkte betrachten? Was durch einen äußeren Zweck (z. B. Ordnung und Sicherheit) geboten wird, bedarf gar keiner weiteren Begründung. Wer nicht den Zweck ſelbſt anfechten will, muß die Mittel gelten laſſen. Wer die Mittel beſchränkt wiſſen will, beſchränkt auch den Zweck, was allerdings ſowohl durch einen anderen Zweck oder durch eine wirkende Urſächlichkeit geſchehen kann. Der Zweck bleibt alſo in ſeiner Sphäre ein vollſtändiges Begründungsmittel und kann jegliche Satzung mit ſeinen Beſtimmungen näher geſtalten. Was ſoll nun aber eine eigentliche Theorie, eine wirklich wiſſenſchaftliche Einſicht ſein, die etwas mehr leiſtet, als eine bloße Auffaſſung, und wenn es hoch kommt und ſcharfſinnig zugeht, allenfalls auch noch Sonderung der ganz alltäglichen Vorſtellungen? Hier muß in der That eine Analogie aufgefunden werden, die nicht an der Oberfläche liegt, vielmehr zwiſchen ſcheinbar entlegenen Begriffen eine Gemeinſamkeit des Urſprungs erkennen läßt. Die Analogie, die ich meine, iſt die des Rechtsgefühls und der Rache. Wir kennen den Grund aller Vergeltung erſt dadurch, daß wir die Art der Cauſalität vorſtellen, durch welche ſie beſteht. Die Conceptionen der Vergeltung und Sühne erhalten erſt durch das Rachegefühl und deſſen Befriedigung einen guten Sinn. Man weiß vermöge dieſer Analogie, welche Rechtsgefühl und Reſſentiment durch einen gemeinſamen, an ſich ſelbſt offenbar nicht näher beſtimmbaren Grund vorſtellt, ganz genau, wie man die unwillkürliche und unabänderliche Macht, welche zur eigentlichen Strafe nöthigt, im menſchlichen Gemüth begründet zu denken habe. Man kennt die Wurzel der Gerechtigkeitsbegriffe; man kennt eine wirkende Cauſalität, deren geſetzmäßige Entfaltung durch den theoretiſchen Verſtand näher beſtimmt, aber nicht hervorgebracht wird. Freilich kann auch dieſer Erklärungsgrund nur für ſein eigenes Reich von Beſtimmungen gültig ſein; er kann mithin bloße Zweckmäßigkeitsſatzungen, die durch ihren eigenen Grund begriffen ſein wollen, nicht verſtändlich machen. Dieſer Sachverhalt iſt aber auch ganz in der Ordnung. Jede Art der Begründung gilt nur in ihrer eigenen Sphäre, und die Gravitation erklärt nichts, als bloße Gravitationserſcheinungen, aber nicht etwa ſpecifiſch phyſikaliſche Hergänge. Die Gravitation iſt eine Vorſtellung, die ſich aus der Feſtſtellung einer Analogie ergeben hat; ebenſo iſt die Begründung der eigentlichen Gerechtigkeitsbegriffe durch das Rachegefühl die Frucht der Entdeckung einer tief verborgenen Analogie innerhalb der Vorgänge in unſerem Gemüthe.

Durch unſer Beiſpiel aus der ſocialen Welt haben wir die Vorſtellung bewährt, welche wir früher von der Bedeutung der Erkenntniß der Analogien als der Fundamentalform des wiſſenſchaftlich begründenden Denkens gegeben haben. Nach der Erinnerung an dieſen wichtigen Punkt, bei welchem es ſich zeigt, wie unter gewiſſen Umſtänden der Begriff in der Frageſtellung die Vorſtellung einer möglichen Analogie beſtimmter Art ſein müſſe, können wir nun zu tieferen Nachforſchungen übergehen.

Das Räthſel der Welt — iſt gegenwärtig ein vielgebrauchter Begriff. Schon in dem Worte Räthſel, wenn es auf das Ganze der

Dinge angewendet wird, liegt eine metaphyſiſche Frage. Das Bedürfniß nach Einſichten, welche die Beſchaffenheit des Daſeins überhaupt erklären, d. h. das Verlangen nach einem letzten Grunde der Natur der Dinge, iſt (wie Schopenhauer ganz zutreffend annimmt) der Ausgangspunkt aller Metaphyſik. Anſtatt nun von der Räthſelhaftigkeit der Welt zu reden und in ihr die dauernde Bürgſchaft eines metaphyſiſchen Bedürfniſſes zu erblicken, wollen wir dieſe Räthſelhaftigkeit ſelbſt als Thatſache und ihrer Beſchaffenheit nach ins Auge faſſen. Wir wollen den Begriff des Räthſels, wie er gerade in dieſem Zuſammenhange gemeint iſt, feſtſtellen oder vielmehr zuſehen, was ſich an Stelle dieſes Begriffes auf Grund unbefangener Ueberlegungen des gegebenen Gehaltes der Dinge und Vorgänge ergiebt. Indem wir ſo den Begriff, welcher der bedeutſamſten aller Frageſtellungen zu Grunde liegt, als etwas noch nicht gehörig Bekanntes, als etwas Unbeſtimmtes und noch erſt ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit nach zu Erkennendes in Erwägung ziehen, verfahren wir radicaler, als alle bisherige Philoſophie, welche bei dem vagen Gefühl der Räthſelhaftigkeit ſtehen blieb, und gelangen ſo in der That an die Wurzel aller echten metaphyſiſchen Beſtrebungen.

Beruht die Räthſelhaftigkeit auf empiriſchen Vorausſetzungen, das heißt iſt der Begriff des Räthſels dem Ganzen der Dinge immanent? Kann die Löſung durch Beſtimmungen gegeben werden, welche von der Beſchaffenheit dieſer uns gegebenen und einzig und allein bekannten Welt entlehnt ſind? Liegen Frage und Antwort ihrer allgemeinen Vorſtellung nach in demſelben Zuſammenhange? Iſt das Räthſel, welches uns aufgegeben wird, vielleicht dadurch erzeugt, daß wir einen Theil des Ganzen der Dinge concipiren, während uns ein anderer Theil verborgen iſt? Ginge alſo das Suchen nach einer Löſung des Räthſels vielleicht aus dem Antriebe hervor, zu gewiſſen ſich ſelbſt nicht genügenden Conceptionen eine Ergänzung zu finden? Muß denn durchaus der Begriff in der Frageſtellung gleichſam mit einem Fuße außer dem Zuſammenhange der Dinge ſtehen? Man ſieht, daß man über die Natur des Räthſels und daher auch über deſſen Beantwortung verſchieden denken kann, ohne deshalb die Thatſache der räthſelhaften Beſchaffenheit zu leugnen.

Schieben wir zunächſt eine Zwiſchenfrage ein. Sind Räthſelhaftigkeit und Verwunderung gleiche Ausgangspunkte der metaphyſiſchen Philoſophie? Ich glaube nicht. Denn die Verwunderung bezieht ſich auf jede überraſchende Erſcheinung, die nicht in der Richtung der gewohnten Anticipationen des erfahrungsmäßigen Vorſtellens liegt. Sie bezieht ſich ferner auf die Entdeckung eines bisher verborgenen Zuſammenhanges, deſſen Exiſtenz auch nicht einmal im Allgemeinen von vornherein vorausgeſetzt werden konnte. Wie iſt es möglich, daß gerade dieſer Zuſammenhang von Exiſtenzen und Vorgängen die Welt ausmacht? Solche Fragen, wenn ſie an die Undenkbarkeit oder vielmehr Unergründlichkeit des Daſeins erinnern, ſind Kundgebungen der allgemeinen ſogenannten metaphyſiſchen Verwunderung. Das Räthſel kann mithin verſchieden gedacht werden. Es kann den Sinn einer rein theoretiſchen Frage haben oder kann die praktiſchen Schwierig-

keiten und die Differenz zwiſchen unſerem Streben und den Störungen durch die Ordnung der Dinge zum Ausgangspunkte nehmen. In letzterem Falle iſt der Begriff weit beſtimmter als in erſterem. Wo es ſich um die Frage nach der theoretiſchen Möglichkeit handelt, iſt das Räthſel nichts als eine Vorſtellung, der zufolge zu einem Inbegriff gegebener Thatſachen ein Inbegriff von Vorausſetzungen gefunden werden ſoll. Die Verwunderung bezieht ſich auf die Möglichkeit der Veränderung, und das Räthſel löſt ſich in das einfache Problem auf, zwiſchen den entlegenſten Thatſachen vermittelnde Glieder zu finden. In dem anderen Falle bezieht ſich die Räthſelhaftigkeit auf die Incongruenz des allgemeinen Strebens mit den beſonderen Störungen. Es iſt der Widerſtreit der das Leben ebenſo erzeugenden als ſtörenden Mächte, was ſich in keine einheitliche Auffaſſung fügen will. Die eine Seite des Gegenſatzes verwundert ſich gleichſam über die Beſchaffenheit der anderen, weil ihre Anticipationen (die hier dem Streben angehören) keine Beſtätigung erfahren.

Die Räthſelhaftigkeit des Daſeins ſcheint nun aber ernſtlich metaphyſiſch zu werden, ſobald wir uns in Gedanken auf den Standpunkt des Nichts zu ſtellen verſuchen. Denn von dieſem Standpunkte aus iſt auch nicht das Geringſte erklärlich; Alles iſt eine gegebene Thatſache, und das blos Gegebene, welchem gar keine Verſtandesanticipation vorangeht, iſt ſtets, ich ſage nicht etwas Unbegreifliches, ſondern etwas Nichtbegreifliches. Der Verſtand will nun aber durchaus ſeine Form (das begründende Denken) auch auf den Inbegriff des Seins angewendet wiſſen. Er begnügt ſich nicht damit, ſich aus den Geſichtspunkten verſchiedener Begriffe des Grundes innerhalb des Syſtems der Dinge und Vorgänge zu bethätigen, ſondern ſucht nach einem Begriffe, durch welchen er die Reihenſyſteme ſeiner beſtimmteren Analyſen und ſein analogiſches Erkennen abzuſchließen vermöchte. Er trägt einen Begriff des Grundes überhaupt in ſich, welcher dieſſeits aller beſtimmten Cauſalitätsbegriffe liegt, und will das Syſtem der Dinge und Vorgänge als Correlat dieſes Begriffes faſſen. Nun kann er aber dieſem Begriffe in ſubjectiver Hinſicht keinen anderen Inhalt geben, als den er in den menſchlichen Beſtimmungsgründen antrifft. Aber auch ſo muß er ſich hüten, bei einzelnen Beweggründen ſtehen zu bleiben und etwa die objectiven Exiſtenzen und Vorgänge aus dem Geſichtspunkte der im menſchlichen Weſen liegenden einzelnen Antriebe und Verhältniſſe aufzufaſſen. Denn ein ſolches Verfahren käme ja gar nicht über eine beſtimmte Cauſalitätsgattung hinaus. Der Inbegriff aller Cauſalität ſoll erfaßt und auf dieſe Weiſe Welt und Leben durch eine einheitliche Conception nicht blos formal, ſondern auch materiell gedeckt werden. Es bleibt daher dem Verſtande nichts übrig, als zunächſt den Inbegriff der Cauſalität, die er im menſchlichen Weſen antrifft und einheitlich aufzufaſſen ſcheint, zum letzten Erklärungsgrunde der objectiven Beſchaffenheit der Ordnung der Dinge zu machen. Hier zeigt ſich nun die Räthſelhaftigkeit des Daſeins als Unvereinbarkeit dieſes Erklärungsgrundes mit der Geſammtordnung der Dinge und des Lebens. Denn ſetzen wir den Inbegriff der in uns wirkſamen Cauſalität d. h. unſer ſubjectives Streben als urſprüng-

liches Princip des Daſeins und der Beſchaffenheit der Dinge, ſo will dieſe Vorausſetzung mit den thatſächlichen Störungen nicht ſtimmen, welche von Seiten der objectiven Ordnung die Entfaltung der ſubjectiven Kräfte hemmen. Die Welt erſcheint uns dann als ein Räthſel d. h. als etwas, was noch nicht gehörig begriffen iſt. Aber anſtatt unſere Kritik an dem falſchen Ausgangspunkte und an der untergeſchobenen Vorausſetzung zu üben, wenden wir uns gegen die Natur der Dinge ſelbſt, erklären dieſelbe wohl gar für widerſprechend und ungenügend in ſich ſelbſt und erblicken ein Wunder da, wo wir die Ueberraſchung ja ſelbſt angelegt haben. Die objective Ordnung des Lebens und der Dinge will ſich nicht in unſeren Begriff von einem maßgebenden letzten Grunde, den wir nach Analogie der in unſerem Weſen liegenden Triebkraft concipirt haben, einfügen laſſen. So geſchieht es, daß wir die Welt für räthſelhaft erklären, und daß wir uns nach einem anderen allgemeinen Erklärungsgrunde d. h. nach einer ſolchen Vorausſetzung umſehen, aus deren Standpunkt Alles in Uebereinſtimmung befindlich iſt. Nun giebt es hier zwei Wege, die beiden Seiten, die in Differenz befindlich ſind, mit einander übereinſtimmend zu geſtalten. Der eine Weg iſt die Erzeugung von Einbildungen, die beſſer als die gegebene Wirklichkeit mit dem Erklärungsprincip vereinbar ſind. Der andere Weg iſt die Prüfung des Erklärungsprincips ſelbſt. Jener Weg iſt der des Wahns, welcher ſich gegen die unverrückbaren Thatſachen verſchließt und den theoretiſchen Traumidealismus oder Ideologismus zu ſeiner Frucht hat. Um das Räthſel der Welt wenigſtens zum Theil zu löſen, wird die von der Subjectivität der denkenden und empfindenden Weſen unabhängig beſtehende Wirklichkeit kühn geleugnet, und die dadurch künſtlich hervorgebrachte Leerheit mit den Gegenſtänden eines Glaubens ausgefüllt, der ganz und gar dem ſubjectiven Streben conform iſt. Dieſe Conformität iſt ſehr natürlich; denn die Vorſtellungen von der Objectivität ſind ja ausſchließlich nach ſubjectiven Antrieben gebildet oder vielmehr eingebildet.

Ehe wir den zweiten Weg kennzeichnen, müſſen wir erſt noch angeben, auf welche Weiſe ſich der Inbegriff der ſubjectiven Cauſalität ſelbſt mißverſtehen könne. Offenbar hat man zwiſchen den jeweiligen Antrieben und der allgemeinen Einheit derſelben zu unterſcheiden. Dieſe Einheit ſelbſt wird uns nur durch eine Vielheit beſonderer Cauſalitäten bekannt, und dieſe Vielheit deckt niemals das reale Fundament ſelbſt, welches allem ſubjectiven Streben zu Grunde liegt. Wir wiſſen nicht, was wir im letzten Grunde eigentlich wollen. Wir erfahren nur beſtimmte Antriebe und können nie abſehen, was in den Tiefen unſeres Strebens noch übrigens angelegt ſei. Wenn wir den Begriff der Subjectivität nicht auf dieſe oder jene vereinzelte Exiſtenz und die gerade nur in dieſer Exiſtenz wirkſamen Triebkräfte beſchränken, ſo verlieren wir die Beſtimmtheit des Maßes, an welchem wir die objective Ordnung meſſen könnten. Der Widerſtreit verlegt ſich dann auch in die Differenzen innerhalb des Subjects, und wir wiſſen nicht, wie wir den Inbegriff der uns wirkſamen Mächte ohne Widerſtreit concipiren ſollen. Was uns zuerſt als ein beſtimmtes feſtes Maß

der objectiven Ordnung erſchien, iſt nun ſelbſt zu einer Unbeſchränktheit möglicher Beſtimmungen geworden. Die einzelnen Antriebe und die beſonderen Geſtaltungen der Cauſalität bekunden uns nur die Exiſtenz einer Quelle, laſſen aber auf die Natur dieſer Quelle keinen Rückſchluß zu. Denn wer durfte aus einzelnen unabgeſchloſſenen Kundgebungen, die auf eine Unbegrenztheit weiterer Entwickelungen hindeuten, den Charakter des ganzen und vollen Grundes erſchließen wollen? Unſere Vorſtellung von einem Inbegriffe der ſubjectiven Cauſalität enthält mithin einen täuſchenden Beſtandtheil. Sie nimmt eine Gruppe von Aeußerungen gleichſam für das letzte Wort der in uns wirkſamen Mächte. Sie vergißt, daß der Inbegriff einer Unendlichkeit nie durch Zuſammenfaſſung einer Anzahl von Endlichkeiten zutreffend gedacht wird. Sie vergißt, daß es nicht die menſchliche Gattung, ein ruhender und ganz ſicher von der einen Seite empiriſch begrenzter Begriff, ſein könne, was man zum Maße und Erklärungsgrunde der objectiven Beſchaffenheit der Welt zu machen hat. Sie vergißt, daß, wenn nicht ein Widerſpruch entſtehen ſoll, die an einander gemeſſenen Unendlichkeiten in correſpondirender Weiſe vorgeſtellt werden müſſen, und nicht etwa die eine in Form der Einheit, die andere aber in Form der unbegrenzten Syntheſis gedacht werden kann. Wir haben alſo ſtreng genommen gar keinen materiellen Begriff von dem Inbegriffe aller ſubjectiven Cauſalität. Vielmehr iſt dieſer Begriff gänzlich formal und erwartet ſeine Beſtimmung von ſeiner Disjunction in eine Unbegrenztheit wahrnehmbarer Antriebe. Die ganze Wendung, durch welche die Vorſtellung des Räthſels verdeutlicht werden ſollte, iſt mithin täuſchend. Es fehlt uns der Archimediſche Punkt, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Wir können die Zufälligkeit unſeres Trachtens, mag es ſich nun bejahend oder verneinend verhalten, nicht zur ausſchließlichen Vorausſetzung unſeres Urtheils über die Dinge machen. Die Behauptung, daß die Welt ein Räthſel ſei, iſt aber offenbar ein Urtheil und zwar ein ſolches, in welchem der vermittelnde Begriff gewaltige Anfechtungen und ernſtliche Umgeſtaltungen erfahren muß. Was wir als urſprüngliches Maß benutzen wollten, kennzeichnet ſich nun als eine empiriſch gegebene Vorausſetzung, die keineswegs den Grund ihres Beſtehens allein in ſich ſelbſt hat, und die mithin durch Einwirkungen aus der Geſammtheit der Ordnung der Dinge erheblich verändert werden kann.

Nothwendigkeit einer erklärenden Vorausſetzung iſt in der Vorſtellung der Räthſelhaftigkeit ſtets gedacht. Der Begriff des letzten Grundes, welcher alle Bedenken beſeitigen möchte, iſt mithin eine unabweisbare Begleitung des ſogenannten metaphyſiſchen Bedürfniſſes. Eine Kritik der Faſſung dieſes letzten Grundes möchte vielleicht das metaphyſiſche Bedürfniß ſelbſt über ſeine wahre Natur aufklären und es beſonnen genug machen, um von der gedankenloſen Ideenbildung und den Erdichtungen aus reinen Begriffen abzulaſſen. Ehe wir jedoch dieſe Kritik ausführlicher vornehmen, müſſen wir noch den zweiten Weg, welcher der Hervorbringung der Uebereinſtimmung durch einſeitigen Glauben d. h. durch Einbildung entgegengeſetzt iſt, kennen lernen.

Das ſubjective Maß erfährt Einwirkungen und Umgeſtaltungen von Seiten der Objectivität. Das Gleichgewicht des Strebens und mithin die Auflöſung der Differenz, welche ſich in der Empfindung der Räthſelhaftigkeit des Daſeins bekundet, wird durch Kräfte bewirkt, die in der Geſammtordnung der Vorgänge wurzeln. Nun iſt es klar, daß ſich die Ohnmacht des ſubjectiven Wünſchens an dem Gedanken der Unverrückbarkeit der Objectivität erkennen muß. Aus dieſem Umſtande begreift ſich der Widerwille der Träume gegen den Realismus. Sie wollen ihre ſubjective Sphäre vor der Umgeſtaltung durch das Objective bewahren.

In der Feſthaltung eines bloßen Glaubens, der die Probe der realen Einwirkungen nicht beſtehen kann, und in der Abſchließung gegen die in die Ideen umgeſtaltend eingreifenden Mächte beſteht die falſche Methode, künſtlich ein metaphyſiſches Bedürfniß aufrecht zu halten. Man thut ſo, als gäbe es keine Objectivität, und als hätte das Denken oder irgend ein anderes ſubjectives Princip über den thatſächlichen Gehalt der Dinge zu entſcheiden. Man ſteigert auf dieſe Weiſe das Gefühl der Räthſelhaftigkeit. Denn die einſeitigen Anticipationen müſſen natürlich überall auf reale Hinderniſſe ſtoßen, ſo daß die Differenz zwiſchen Vorſtellung und Wirklichkeit unmäßig erweitert wird.

Wo ſich eine verſtandesmäßige Frage ſtellen läßt, da iſt durch dieſe Thatſache auch die allgemeine Möglichkeit einer, wenn auch noch nicht in ihrer näheren Beſchaffenheit abzuſehenden Antwort gewährleiſtet. Iſt die Empfindung der Räthſelhaftigkeit eine Frage in Form des Inſtinctes (die ſich freilich in ein verſtandesmäßiges Bewußtſein überſetzen läßt) ſo iſt hiermit doch noch nicht der jenſeitige Zug als unwillkürliches und unabweisbares Bedürfniß nachgewieſen. Vielmehr ſteht dann nur feſt, daß es noch eine andere Gattung von Antrieben zur Auffaſſung der Dinge aus neuen Geſichtspunkten gebe. Dieſe neuen Gattungen Probleme werden wir beſonders in unſerem Capitel über Deuteleien kennzeichnen. Es wird ſich dann ergeben, wie ſich die inſtinctive Metaphyſik bisher mißverſtanden und ihr eigentliches Ziel verkannt habe. Dabei wird aber der in der menſchlichen Natur unverwüſtliche Zug dennoch bei ſeinem vollen Rechte bleiben. Ja er wird um ſo mehr entfeſſelt werden, als er die ſelbſtgemachten Schranken ſeiner eigenen Einbildung nicht mehr zu beachten haben wird. Dies Alles (ſicherlich eine große Errungenſchaft) wird er einer Unterſuchung des Begriffs in der metaphyſiſchen Frageſtellung zu danken haben.

Zweites Capitel.

Vernünfteleien.

Die Abſicht, die erſten Urſachen der Dinge und Vorgänge zu erforſchen, iſt die alte bekannte Form der metaphyſiſchen Neigungen. Obwohl das Erkennen der letzten Gründe einen guten Sinn haben kann, ſo iſt es doch meiſt in einem falſchen Sinne genommen worden. Es giebt, wie ſchon früher angeführt, eine Phantaſtik des reinen Verſtandes oder des Verſtandes überhaupt im Gegenſatze zur eigentlichen Imagination. Dieſe Phantaſtik ergeht ſich beſonders in zwei Geſtalten, nämlich einerſeits in Vernünfteleien und andererſeits in Deuteleien über die Dinge und Vorgänge.

Gegen das Vernünfteln d. h. gegen den Mißbrauch einer gewiſſen Art von Verſtandesbegriffen hat Kant ſeine Kritik der reinen Vernunft gerichtet. Dieſe Kritik ſollte zweiſchneidig ſein. Sie ſollte ſowohl die bisherige Metaphyſik in deren über die Erfahrung hinausgehenden Behauptungen als auch die entfeſſelte Logik des achtzehnten Jahrhunderts treffen. Behauptung und Gegenbehauptung ſollten zugleich und zwar durch den Nachweis verſchwinden, daß der reine Verſtand, der unabhängig von der Erfahrung Etwas ausmachen will, in dem fraglichen Felde ganz incompetent ſei. Weder für noch wider gewiſſe Behauptungen (Unſterblichkeit, Daſein Gottes, Freiheit) ſollte etwas Haltbares aus bloßem Verſtande vorgebracht werden können. Eine Fähigkeit, welche uns zu der theoretiſchen Entſcheidung dieſer Fragen die Mittel darböte, ſollte gar nicht vorhanden ſein. Der Gebrauch der Verſtandesbegriffe zur Erörterung jener und ähnlicher Fragen ſollte ein Mißbrauch des Verſtandes, ein bloßes Vernünfteln ſein, bei dem ſchließlich doch nie etwas herauskommen könnte. Wo nun Kant gegen die aus einem Mißbrauch der Verſtandesbegriffe hervorgehende Metaphyſik auftritt, iſt ſeine Haltung durchgängig voll entſchiedener Zuverſicht. Dagegen kommt in ſein Auftreten eine gewiſſe Unſicherheit, wo er die Aufſtellungen der nicht auf dem Boden der Metaphyſik ſtehenden freien Philoſophie vor ſich hat. Da iſt er bisweilen mit ſeinen Gedanken auf dem Punkte, alle Art von Metaphyſik preiszugeben. Wenigſtens ſpielt er als Trumpf das Bedenken aus, ob es unter gewiſſen Vorausſetzungen nicht vielleicht rathſamer wäre, das Theoretiſche mit dem Praktiſchen zu vertauſchen. Man hätte nichts weiter nöthig gehabt, als dieſen etwas ironiſch gemeinten Vorſchlag ernſtlich zu adoptiren, um den Königsberger Kritiker in arge Verlegenheit zu ſetzen. Seine Stärke gegen die zerſetzende Logik beruhte auf dem Umſtande, daß ſich die ſogenannte freigeiſteriſche Philoſophie poſitiv metaphyſiſche Aufſtellungen erlaubte und noch gar in vernünftelnder Weiſe begründete. Ferner beruhte die Kraft ſeines Eintretens für eine neue Art von Metaphyſik und gegen die frivolen

einſeitigen Verneinungen des achtzehnten Jahrhunderts auf dem unmittelbaren Bewußtſein, daß der höhere Zug des menſchlichen Denkens eine Berechtigung und eine gewiſſe Zukunft habe.

Sehen wir nun zu, was Kant unter Vernünfteleien verſtand. Nach der ganzen Haltung der Kritik der reinen Vernunft läßt ſich behaupten, daß der Gebrauch reiner Verſtandesbegriffe (wie z. B. des Cauſalitätsbegriffs), wo er nicht innerhalb des Syſtems der Dinge und Vorgänge verblieb, ſondern ſich auf das Syſtem als ein Ganzes richtete, als Mißbrauch gekennzeichnet werden ſollte. Derjenige Begriff von Urſache, welcher uns die Erſcheinungen zu verknüpfen befähigt, ſollte ganz untauglich ſein, auf die Welt als Ganzes oder auch nur auf die Verhältniſſe der an ſich ſeienden Dinge angewendet zu werden. Nun iſt es unbeſtreitbar wahr, daß der beſtimmtere Cauſalitätsbegriff eben nicht der Begriff des „Grundes überhaupt" iſt und ſich daher auch nicht eignet, auf den Inbegriff aller Vorgänge und Exiſtenzen bezogen zu werden. Allein durch welchen Begriff dachte denn Kant ſeine „Dinge an ſich"? Er ſelbſt giebt gelegentlich zu verſtehen, daß der Begriff eines Grundes der Erſcheinungen (oder eines Fundaments der Dinge) eine ganz andere Vorſtellung als die Conception der gewöhnlichen Urſächlichkeit ſei. Wäre er dieſer Unterſcheidung nachgegangen, ſo würde er gefunden haben, daß es im reinen Verſtande doch noch einen Begriff gab, der jener kritiſchen Arbeit getroſt zuſehen konnte, ohne eine Lähmung ſeiner Functionen beſorgen zu dürfen. Hatte er doch ſelbſt die ganze kritiſche Arbeit erſt möglich gemacht, indem er die reine Form zu der Conception der „Dinge an ſich" lieferte! So berechtigt mithin die Abweiſung einer Uebertragung der gemeinen Cauſalitätsvorſtellung auf das Ganze der Dinge und auf die „Dinge an ſich" iſt, ſo hat doch ſchon Kant ſelbſt (durch die Beſchränkung ſeiner Behauptung auf das Erforderniß einer ſinnlichen Vermittelung der Erkenntniß) eine Thür für die ungefeſſelte Dialektik offen gelaſſen. Ebenſo wie der Begriff des Grundes in der Vorſtellung von einem Grunde der Erſcheinungen Anwendung findet, muß er auch (und ſogar noch in viel weiterem Umfange) im natürlichen Denken über die einzelnen Erſcheinungsſyſteme zur Geltung gebracht werden. Auf dieſe Weiſe entſteht eine Art des Raiſonnements, welcher die Vernunftkritik nichts anhaben kann. Nirgend wird über das Gegebene mit Erdichtungen und begrifflich erzeugten Phantasmen hinausgegangen. Selbſt die unausweichliche Beſtimmung des „Dinges an ſich" gilt nur als logiſche Form, der allerdings etwas Materielles entſpricht, die aber für unſer reines Denken ſtets nur formale Bedeutung haben und ihre materielle Function nur durch Vermittelung der Sinneswahrnehmung ausüben kann. So findet ſich der entfeſſelte Verſtand durch Nichts gehindert, ſeine Auffaſſung der Dinge zur Geltung zu bringen. Für den Verſtand giebt es in ſeiner eigenen Sphäre keine Probleme, die nicht von ihm als in irgend einer Weiſe lösbar vorgeſtellt werden müßten. Dieſe Tragweite des Verſtandes werden wir in dem Capitel über „Verſtand als letzte Inſtanz" erläutern.

Wenn man meint, ein Vorgang, der ein Glied der Cauſalkette iſt, müßte als zeitlich ausgedehnte Erſcheinung auch das Geſetz der Reihe ſelbſt vorſtellen oder gar, wie die gemeine chimäriſche Anſicht annimmt, der Grund der Exiſtenz der folgenden Glieder ſein, ſo vernünftelt man. Man faßt den letzten Grund unter einer Begriffsform auf, in die er ſich vermöge ſeiner Natur nicht fügen kann. Dagegen wird der Verſtand in gehöriger Weiſe gebraucht, ſobald Erſcheinungsbegriffe (die zeitliche und räumliche Vorausſetzungen enthalten) nicht mit ſogenannten intelligiblen oder, wie wir lieber ſagen würden, reinen Begriffen verwechſelt werden.

Eine andere Art des Vernünftelns, die dieſen Namen recht eigentlich verdient, beſteht in der falſchen Handhabung gewiſſer Grundbegriffe der praktiſchen Vernunft. Den Begriff von einem vernünftigen Verfahren können wir nur aus uns ſelbſt nehmen. Abſicht oder bewußten Zweck kennen wir nur in unſerem eigenen Verhalten, und es erſcheint daher als eine bedenkliche Vorausſetzung, wenn wir der Natur ein analoges Verhalten unterlegen. Die Erkenntniß der hier fraglichen Analogien der Beſtimmungsgründe im Verhalten des menſchlichen Weſens und derjenigen im Verfahren der objectiven Natur iſt nicht ſo leicht erreichbar, daß man die ganze Angelegenheit durch eine willkürliche Anticipation und anthropologiſche Hineindichtung erledigt glauben dürfte. Ebenſo wenig kann die bloße Abweiſung dieſer Auffaſſungsart, die beſonders von Spinoza als reine Fiction gekennzeichnet und auch von Kant als nichtobjectiv verworfen worden iſt, auf die Dauer genügen. Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit ſind, ſobald ſie nicht ausſchließlich auf das menſchliche Weſen bezogen werden, völlig objective Verhältniſſe. Der Umſtand, daß ſich die Teleologie meiſt mit unerträglichen Albernheiten oder geradezu mit Unwahrheiten genährt hat, iſt kein Einwand gegen die ganze Betrachtungsart. Wir vernünfteln alſo keineswegs, wenn wir den Begriff des Zweckes zum Principe der Zergliederung des realen Zuſammenhanges machen; aber wohl iſt es ein Fehler, eine von Bewußtſein begleitete Abſicht da als Vermittler vorauszuſetzen, wo eine weit erhabenere Art der Syntheſis die Verkettungen regelt. Wenn wir daher nicht ungehörig vorſtellen wollen, ſo müſſen wir uns hüten, den Zweck mit dem bewußten Zweck zu verwechſeln. Ueberall, wo ein Trieb vorhanden iſt, wird er, ſobald er ins Bewußtſein tritt, die Grundlage von Zweckbegriffen. Wir haben aber kein Recht, den Tendenzen, die wir in der Natur antreffen, die Analogie des Menſchlichen unterzuſchieben. Die Natur iſt kein nach menſchlicher Vernunft handelndes Weſen. Denn um dies zu ſein, müßte ſie ein Syſtem wirkender Cauſalität und noch außerdem ein Syſtem von Verſtandesvorſtellungen und zwar beide Syſteme getrennt enthalten. Nun iſt aber das, was ſich in den empfindenden Weſen zu ſondern beginnt (nämlich wirkende Cauſalität und durch Vorſtellungen vermittelte Cauſalität) und was ſich auf dieſem Planeten im Menſchen am entſchiedenſten getrennt findet, in dem Inbegriff der objectiven Natur in ungetheilter Einheit vorhanden. Es kann in ihr von keinem getrennten Verſtande, der ſich auf Objecte der Anſchauung bezöge, irgendwie die

Rede ſein. Es iſt mithin eine Art Fetiſchglaube, wenn man dem Vorſtellungsloſen Vorſtellungen andichtet. Die Monaden eines Leibniz waren derartige Erdichtungen; aber es iſt auch Fiction vorhanden, wenn man die andere Seite des in denkenden oder anſchauenden Weſen gegebenen Gegenſatzes, nämlich das Syſtem der triebförmigen Cauſalität in das Lebloſe hineindichtet. Es geht nun einmal nicht an, die concreteren Beſtimmungen, die nur einer höheren Stufe angehören, in die niederen Daſeinsgattungen hineinzuverlegen. Stellt man ſich einmal auf den Standpunkt des Inneren der Dinge, ſo muß man genau die zutreffenden Analogien, nicht aber ein Mehr behaupten. So wird z. B. die Elaſticität ganz mechaniſch gedacht werden müſſen, und man wird überhaupt die Naturkräfte nur dadurch nach ſubjectiven Analogien denken, daß man gerade die niedere Art von Cauſalität, die ſie jeweilig vertreten, auch in den menſchlichen Vorſtellungen aufſucht. So iſt z. B. die Grundform aller Sinneswahrnehmung die rein mechaniſche Widerſtandsempfindung, und ihr entſpricht die Natur, inſofern ſie in allen ihren Aeußerungen zunächſt und vor Allem, was ſie noch übrigens ſein mag, ein mechaniſches Syſtem vorſtellt. Freilich werden nicht alle Naturcauſalitäten auf entſprechende Auffaſſungsarten in der menſchlichen Subjectivität zurückführbar ſein. Dies hindert aber nicht, die wirklich vorhandenen Analogien zu benutzen. Das menſchliche Weſen mit ſeinen Auffaſſungskategorien und die Natur mit ihren Kräften decken ſich in doppelter Hinſicht nicht. Einerſeits ſind im Menſchen Verhältniſſe vorhanden, die in der übrigen Natur (inſofern wir von den uns unbekannten analogen Weſen abſtrahiren und nur die untergeordneten Stufen des Daſeins betrachten) nicht anzutreffen ſind. Andererſeits giebt es Naturkräfte, die im menſchlichen Bewußtſein durch keine beſondere Vorſtellungsweiſe (d. h. durch keine der Gattung nach gegebene Sinnesbeſtimmung) vertreten ſind. Man kann mithin auch auf eine zweifache Art vernünfteln, indem man einerſeits in die Naturdinge hineinlegt, was ihnen nicht zukommt, und andererſeits Cauſalitätsgattungen leugnet, die in der That vorhanden ſind und ſich durch eine Gruppe von Merkmalen kundgeben. Beide Fehlgriffe ergeben eine verfälſchte Ontologie, indem der eine zu viel, der andere zu wenig ſtatuirt. Das eigentliche Vernünfteln wird jedoch immer in der Unterlegung ſolcher Beſtimmnngen zu ſuchen ſein, die ihrer ſpecifiſchen Natur nach einzig und allein dem menſchlichen oder analogen Weſen zukommen.

Man könnte meinen, daß ſich von der Natur im Ganzen behaupten laſſe, was von den einzelnen Naturdingen nicht gelte. Man könnte zugeben, daß die Hineindichtung der höheren Stufen in Exiſtenzen, die nur die niederen Stufen vertreten, allerdings unberechtigt ſei, daß aber die Natur als Ganzes und mithin als ein Inbegriff aller dieſer Stufen höhere Auffaſſungskategorien erfordere. Letzteres erkenne ich ebenfalls an, unterſcheide aber ſorgfältig zwiſchen der gewöhnlichen und zwiſchen der durch die Thatſachen gebotenen Faſſung dieſer höheren Kategorien. Es iſt nichts als Vernünftelei, wenn man in Analogien des menſchlichen Bewußtſeins jene höheren Kategorien vertreten wähnt. Die Beſchränktheit der Bewußtſeinsverhältniſſe der

praktiſchen Vernunftbeſtimmungen darf der Natur nicht untergelegt werden. In ihr iſt kein bloßer Verſtand, und zwar wird er verneint, nicht weil die Natur als Ganzes (d. h. auf ihren freien Grund bezogen) unter den Geſichtspunkten des bloßen Verſtandes bliebe, ſondern weil ſie über ihnen ſteht. Andererſeits würde es aber ebenſo thörichte Vernünftelei ſein, wollte man die niederen Actionen und vereinzelten Daſeinsformen und mithin bloßen fundamentalen Satzungen der Natur dieſelben Kategorien unterlegen, die man der einheitlich aufgefaßten Natur zukommen laſſen muß. Wie dieſe höheren Begriffe zu faſſen ſeien, werden wir im nächſten Capitel angeben, wo ſich auch herausſtellen wird, inwiefern der Begriff des Grundes überhaupt oder des letzten Grundes dabei die Hauptrolle ſpiele.

Drittes Capitel.

Deuteleien.

In dem Bewußtſein, daß die beſtimmten Wiſſenſchaften, welche ſich in die Auffaſſung der Welt theilen, das was ſie ſind, zum Theil durch die Abgrenzung des Objects zum Theil aber durch den zu Grunde gelegten Geſichtspunkt der Betrachtung ſind, — in dem Bewußtſein alſo, daß die Cauſalitätsgattung, von der eine Wiſſenſchaft ausgeht, ihre Grenzen und ihre Tragweite beſtimmt, hat man geglaubt, noch zu einer ganz neuen Art des Wiſſens übergehen und die beſtimmte thatſächliche und rationale Erkenntniß noch erſt durch Deutungen vollenden zu müſſen. Es fragt ſich nun, welcher Begriff den Leitfaden der Deutungsbeſtrebungen abgebe, und ob ſich vielleicht in den Deuteleien, die bisher die Frucht derartiger Unternehmungen geweſen ſind, ein geſunder Beſtandtheil anerkennen laſſe.

Die Deutungsverſuche, mögen ſie ſich nun auf das Ganze der Dinge oder auf einzelne Erſcheinungen beziehen ſollen, ſind mit der Vorſtellung der Räthſelhaftigkeit des Daſeins eng verknüpft. Es ſoll eine Auslegung des zunächſt noch nicht völlig Begriffenen, es ſoll in die gegebenen Thatſachen ein in letzter Inſtanz oder mindeſtens in höherem Maße erklärender Sinn gelegt werden. Die Dinge und die Aufſchlüſſe der Wiſſenſchaft werden faſt als bloße Zeichen betrachtet, und man ſtellt ſich vor, der Schlüſſel zu der Geheimſchrift ſei noch erſt aufzufinden. Kein Wunder daher, daß unter ſolchen Vorausſetzungen, wie z. B. bei Schopenhauer die Myſtik auf den Thron der in eine niedere Sphäre verwieſenen Philoſophie geſetzt wird.

Wir haben geſehen, daß der Begriff des Räthſels eine ſtillſchweigende Frageſtellung enthält, der irgend eine näher zu kennzeichnende Vorſtellung von der Art, wie die Beantwortung ausfallen könne, zu Grunde liegen muß. Eine gleiche Einſicht haben wir uns von dem

Begriff zu verſchaffen, von welchem die Deutungsbeſtrebungen ausgehen, und es wird ſich zeigen, daß beide Conceptionen faſt genau zuſammenfallen, oder mit anderen Worten, daß die Vorausſetzung der Räthſelhaftigkeit auch ſchon die Bürgſchaft der Möglichkeit einer Deutung in ſich ſchließt. Es fehlt die letzte erklärende Vorausſetzung, es fehlt zu aller Wiſſenſchaft noch der tiefere Sinn, der die ſymboliſche Sprache der Dinge und Vorgänge verſtändlich macht. In dieſen Sätzen drückt ſich der myſtiſche Zug des menſchlichen Weſens aus, den wir begreifen müſſen, wenn wir nicht einen geheimen Gegner aller rationalen Philoſophie in ſeinen thörichten Unternehmungen ungeſtört laſſen wollen. Die Myſtik iſt eine Thatſache, und die myſtiſchen Neigungen ſind allgemeine Eigenſchaften der menſchlichen Natur. Wir könnten alſo ebenſo gut die Gravitation als den myſtiſchen Zug im menſchlichen Denken ableugnen, d. h. wir müſſen beide als Naturmächte anerkennen. Das einzige Mittel, der Geheimnißkrämerei und der albernen Deuteleien Herr zu werden, iſt eine Unterſuchung des Grundes, aus dem ſie ihre Kraft ſchöpfen. Die Myſtik iſt nur ſo lange gefährlich, als man ihr ſcheu ausweicht und ſie in ihrer Nebelhaftigkeit gewähren läßt. Es heißt den Verſtand verachten, wenn man auch nur einen Augenblick eine andere Macht als über ihm ſtehend concipirt. Unſere Abſicht iſt, ohne Verkennung des in dunkle Tiefen treibenden Zuges der Gedanken, die Windigkeit der Deuteleien und der ganzen Gattung des deutelnden Phantaſirens blos zu legen, um denjenigen Theil der Metaphyſik, der in der That mit Aſtrologie, Sterndeuterei, Suchen nach dem Stein der Weiſen, Zauberkünſten des bloßen Willens, viehiſchem ſogenannten Magnetismus u. dgl. verwandt iſt, ein wenig reinigen zu helfen. Die armſeligſten Gedanken, die in dem roheſten Urtheil des Volkes ſchon vielfach überwunden ſind, ein ganz gemeiner Plunder von Köhlervorſtellungen, die vor Jahrtauſenden in einer naturwüchſigen Geſtalt viel beſſer und origineller anzutreffen waren, und die man noch gegenwärtig am erfolgreichſten da ſtudiren und analyſiren kann, wo das höchſte Maß der Rohheit und Uncultur zu finden iſt, — derartige Sächelchen laufen gegenwärtig nicht ſelten unter dem Titel hoher Weisheit herum und ſind unverſchämt genug, ſelbſt die ſoliden Wiſſenſchaften zu beläſtigen. Mit der Philoſophie haben ſie gewöhnlich ein leichteres Spiel. Indeſſen läßt ſich ihnen glücklicherweiſe auch hier der Zugang ein für alle Mal verſchließen.

Eine Deutung oder Interpretation unterſcheidet ſich von einer Deutelei durch den berechtigten Gebrauch der zur Auslegung nothwendigen Hypotheſenbildung. Unter welchen Vorausſetzungen ſind gewiſſe Vorgänge und Thatſachen im letzten Grunde erfaßbar? So lautet die Frage, welche Angeſichts der räthſelhaften Natur der das menſchliche Weſen intereſſirenden Angelegenheiten geſtellt wird. Was bedeutet dieſe oder jene Störung und Hemmung der natürlichen Wünſche? Was bedeuten die einzelnen Hauptereigniſſe des Lebens und was ſchließlich der Tod ſelbſt? Soll auf dieſe Fragen eine Antwort gegeben werden, die ſich nicht in den Begriffen des Natur-

wiſſens bewegt, ſo bleibt Nichts übrig, als ſich zu moraliſchen Vorſtellungen zu erheben. Hier iſt nun aber der Abweg, welcher zu dem Mißbrauche der moraliſchen Begriffe und auf dieſe Weiſe zu unleidlichen metaphyſiſchen Deuteleien führt. Greift man z. B. den erfahrungsmäßig gegebenen Begriff der Schuld auf, und ſtatuirt nun eine Analogie zwiſchen ihm und dem Verhältniſſe des Grundes des Daſeins zu den Folgen jenes Grundes, ſo hat man in aller Form eine in's Große gehende Deutelei. Das Daſein wird wie eine Handlung aufgefaßt, und es wird auf Veranlaſſung gewiſſer Beſchaffenheiten dieſes Daſeins auf den Charakter des Thäters geſchloſſen. Dieſer Schluß vermittelt ſich durch allerlei einzelne Deuteleien. So muß der Umſtand, daß der Menſch mit Luſt gezeugt und mit Schmerzen geboren wird, herhalten, um die Schuldhaftigkeit und Verworfenheit alles Lebensdranges und der geſammten Natur zu ſymboliſiren. In der Luſt ſoll das beifällige, in dem Schmerze das verneinende Urtheil begründet ſein. Dabei wird gänzlich vergeſſen, daß die Luſt ſich ſelbſt bejaht und der Schmerz ſich ſelbſt, aber nicht das Leben verneint. Außerdem wird ja bereits mit dem Begriffe der Schuld eine metaphyſiſch entartete und verzerrte Vorſtellung zum Ausgangspunkte genommen, ſo daß derjenige Begriff, welcher den Exponenten der kühnen Analogie abgeben ſoll, ſchon verfälſcht iſt, ehe er eine weitere Anwendung erfährt. Der erfahrungsmäßige Begriff der Schuld, von dem hier allenfalls ausgegangen werden könnte, iſt eine Thatſache des Gewiſſens, d. h. des auf die interſubjectiven Beziehungen gerichteten Bewußtſeins des Unrechts. Nun muß man erſt künſtlich ein interſubjectives Verhältniß zwiſchen der Natur als Thatſache und zwiſchen einem phantaſtiſch gedachten Grunde derſelben vorausſetzen, um überhaupt den weſentlich interſubjectiven Begriff analog übertragen zu können. Eine Conception, die nur im Zuſammenhange der ſocialen Welt einen verſtändlichen Sinn hat, wird auf das Syſtem der Dinge als Ganzes ausgedehnt. Die Welt mit ihren Sonnen und ihren Milchſtraßen wird als Aeußerung eines verderbten, verkehrten (ſchließlich aber doch als grundlos zugeſtandenen) Wollens gedeutet. Die Kühnheit dieſer Hypotheſenbildung iſt in der That unerreichbar. Mit einem Begriffe in der Hand, der wohl einen Leitfaden durch die kleine Welt der inneren Bewußtſeinsvorgänge, in denen der Menſch an Seinesgleichen gemahnt wird, abgeben möchte, wird die Fahrt in das Meer des kosmiſchen Daſeins unternommen, und dabei der zuverſichtliche Glaube gehegt, es ſei der Compaß aller philoſophiſchen Betrachtung der Dinge aufgefunden. Selbſt die kosmiſchen Körper müſſen ſich der Deutelei fügen; ihre Bewegungen werden als ein „Spielen nach lockenden Zielen“ aufgefaßt.

Die Deutelei kennen wir jetzt wohl ſchon genügend; die Deutung, welche berechtigt iſt, müſſen wir noch kennzeichnen. Wer von der Phyſiognomie auf den zu Grunde liegenden Geiſt ſchließt, vollzieht Nichts als einen berechtigten Act der Hypotheſenbildung. Wer dagegen von den Eindrücken, welche die unbelebte Natur auf uns macht, auf ein Inneres ſchließt, deſſen Weſen es ſei, dieſen Eindrücken

mit dem eigenen Wollen zu entſprechen, thut in ſubtilerer Art daſſelbe, was in roherer Geſtalt den Fetiſchglauben ausmacht. Er denkt den Grund mit der Folge analog; er ſetzt voraus, daß, wo Affectionen ſtattfinden, dieſelben noch einmal außer dem afficirten Subjecte vorhanden ſein müſſen. Der Vorgang in uns wird als die Handlung von Etwas außer uns angeſehen; der Geiſt, der in uns wohnt, ſoll noch einmal außer uns ſich wiederfinden. Derartige Vorausſetzungen ſind falſche Deutungen deſſen, was in uns vorgeht. Dagegen wäre es nun aber nicht minder thöricht, den Schluß von dem Aeußeren auf das Innere gänzlich abthun zu wollen. Wir dürfen nie vergeſſen, daß es nicht blos eine ſubjective Beſchaffenheit unſeres Gemüths iſt, was den harmoniſchen oder disharmoniſchen Eindruck mit ſich bringt; die Objectivität muß eine gewiſſe Ordnung, unabhängig von allem ſubjectiven Bewußtſein, an ſich tragen, damit das Gemüth gerade ſo und nicht anders afficirt werde. Es iſt mithin erlaubt, von einer ſolchen Einrichtung der Dinge zu reden, durch welche es möglich werde, harmoniſche Eindrücke zu empfangen. Das Maß der Harmonie oder Disharmonie liegt in dem Trachten des menſchlichen Weſens, und es wird daher eine doppelte Hypotheſe und mithin eine zwiefache Deutung der objectiven Bedingungen offen ſtehen. Wenn ſich durchgängig zeigte, daß die objective Ordnung nicht zu dem ſubjectiven Streben ſtimmte, ſo würde es erlaubt ſein, die Welt für Etwas zu erklären, was ſicherlich nicht auf den Menſchen in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung berechnet ſei. Ja ſogar könnte eine noch kühnere Hypotheſe Platz greifen, wenn man den Standpunkt innerhalb der im menſchlichen Weſen ſelbſt angelegten Verſchiedenheiten nähme und etwa fände, daß die einzelnen Syſteme von Ordnungen, die innerhalb der ſubjectiven Sphäre vertreten ſind, mit einander unvereinbar und daher eine beſtändige Quelle der Unzufriedenheit wären. Alsdann würde das Urtheil der Disharmonie berechtigt, und eine Deutung des Weſens der verſchiedenen zu einander nicht paſſenden Ordnungen erlaubt ſein. Der Menſch würde, ſelbſt wenn er in ſich ſelbſt den Grund des Zwieſpalts ſuchen wollte, dennoch nicht im Stande ſein, eine Hypotheſe aufzufinden, um die ſtörenden Differenzen zu erklären. Allein die deutende Auslegung der Beſchaffenheit der Seiten des Verhältniſſes durch einander bliebe ihm unbenommen. Aus dem Standpunkte der objectiven Natur könnte er die Beſchaffenheit ſeiner ſelbſt und aus dem Standpunkte ſeiner Beſchaffenheit die Ordnung der Natur beurtheilen. Er könnte einen letzten Grund der Differenz in der Verirrung des menſchlichen Weſens oder (was allerdings eine Ungeheuerlichkeit iſt) in einer fehlerhaften Ordnung der objectiven Natur ſuchen wollen. Bei näherer Betrachtung würde ſich jedoch zeigen, daß beide Vorausſetzungen keine letzten Gründe im Sinne der Metaphyſik ſind, d. h. daß ſie ſich blos auf geſonderte Begründungen der einzelnen Seiten, nicht aber auf die allgemeine Exiſtenz des ganzen Verhältniſſes einlaſſen. Glücklicherweiſe iſt die ganze Vorausſetzung der Disharmonie eine willkürliche und zufällige Annahme. Die wahre unbefangene Deutung der Wirklichkeit beruht

auf der Werthſchätzung der objectiven Lebensbedingungen aus dem Geſichtspunkte des menſchlichen Strebens. Eine eigentliche Deutung im gewöhnlichen Sinne iſt hier nicht nöthig. Die Werthſchätzung kann objectiv ſein, ſo weit die ſichere Kenntniß der Thatſachen reicht. Dagegen möchte der Glaube an den Werth des Lebens auf einer anticipirenden Deutung der Naturordnung als einer Harmonie, d. h. als eines Inbegriffs von Bedingungen der Befriedigung des menſchlichen Weſens beruhen.

Wir können uns nicht weiter auf die Begriffe der Deutung und Deutelei einlaſſen. Unſer Zweck iſt erreicht, wenn wir bemerklich gemacht haben, daß Deuteleien keine Angaben letzter Gründe, ſondern nur falſche Uebertragungen moraliſcher Begriffe ſind, und daß Deutungen im verſtandesmäßigen Sinne nichts weiter als Auslegungen durch Hypotheſenbildung ſein können. Nun wird es offenbar für den Charakter der Deutung entſcheidend ſein, welcher vermittelnde Begriff zur Hypotheſe überleitet. Jede Hypotheſe entſteht durch einen Act, welcher zwar der Conſequenzenbildung entgegengeſetzt iſt, aber im Allgemeinen (d. h. von dem Richtungsgegenſatze abgeſehen) denſelben einheitlichen vermittelnden Begriff erfordert. Wir werden daher nur durch ſolche Begriffe, vermittelſt deren wir die Abfolge der Conſequenzen erkennen, zu Hypotheſen gelangen. Es wird mithin Alles auf die Cauſalitätsgattungen ankommen, deren Begriffe uns zu Gebote ſtehen. In dieſer Hinſicht wird es keine andere Grenze als den natürlichen Umfang der uns bekannten Vorſtellungen von Begründungen geben. Sehen wir uns daher etwa ſelbſt, d. h. die Gruppe von Kräften und Anlagen, die unſere Individualität ausmachen und zu einer zwiſchen Geburt und Tod ablaufenden Reihe von Bewußtſeinsbeſtimmungen führen, als etwas Unbedingtes und Feſtes, kurz als ein Ich an, um welches die Welt als bloßer Zubehör gravitirt, ja, halten wir überhaupt nur die gemeine metaphyſiſch entartete Verdinglichung des Ich feſt, ſo fehlt es uns ſicherlich nicht an dem Ausgangsbegriffe, um dem Syſteme der Dinge dieſelbe Form anzudichten, in welcher es uns beliebt, das Weſen unſeres Ich vornehmlich zu finden. Diejenigen, welche das Ich im Denken ſehen, werden das Syſtem der Dinge ebenfalls als ein Erzeugniß des Denkens auffaſſen. Wer aber glaubt, in der Wahrnehmung des eigenen Willens den Kern des ſubjectiven Weſens zu empfinden, wird durch dieſen Begriff alles Naturdaſein gekennzeichnet wähnen. Er wird dieſelbe Macht, welche er in ſich ſelbſt als über den verſchiedenen Gattungen der niederen Cauſalität erhaben antrifft, auch zum vermittelnden Begriffe der einheitlichen Vorſtellung des Syſtems der Dinge und Vorgänge machen. Zugleich wird er vielleicht eine myſtiſche Einheit zwiſchen ſeinem eigenen und dem der geſammten Natur zu Grunde liegenden Willen annehmen. Dieſer myſtiſche Begriff wird, wie jede myſtiſche Conception, auf der Empfindung oder dem Gefühl, welches unter ganz beſonderen Vorausſetzungen (z. B. bei einer gewiſſen Art der betrachtenden Vertiefung) entſteht, beruhen müſſen. Er wird daher weſentlich nur ein unklares Gefühlsurtheil ſein können, welchem die nähere

Beſtimmung durch den theoretiſchen Verſtand abgeht. Ein ſolches Denken durch bloße Empfindungsurtheile wird den weſentlichen Gehalt der myſtiſchen Deutungen ausmachen. Dabei verſteht ſich von ſelbſt, daß der Unterſchied zwiſchen Subject und Object, der innerhalb der Empfindung keinen Sinn hat, ſorgfältig fern gehalten werden muß. Denn ſonſt würde die bloße Gefühlsvorſtellung einen verſtandesmäßigen Charakter annehmen und ſich der Umgeſtaltung und Kritik durch rationale Ueberlegungen preisgeben.

Die einzige Art von Cauſalität, die wir nicht blos durch ihre Aeußerungen kennen, ſondern unmittelbar in uns ſelbſt ausüben, iſt die Willenskraft. Sie iſt der maßgebende Typus für alle beſonderen Urſächlichkeitsvorſtellungen. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß der Menſch, wo er die geſammte in der Natur waltende Urſächlichkeit einheitlich denken wollte, zu der Analogie ſeines Willens griff. Dieſe natürliche Wendung muß von der künſtlichen Weiſe, in welcher in neuerer Zeit eine Art Willensphiloſophie concipirt worden iſt, wohl unterſchieden werden. Schopenhauers Begriff vom Willen iſt gar nicht die gewöhnliche Vorſtellung. Er nennt den erzeugenden Grund unſeres ſubjectiven Weſens Willen zum Leben, und glaubt die Natur richtig zu deuten, wenn er ihr ein analoges Streben unterlegt. Dieſe Analogie führt, wie dies bei jeder Analogie der Fall ſein muß, zu einer Vorſtellung von der Einheit des Grundes. Die beſondere Art, wie dieſe Einheit gedacht wird, ergiebt ſich, je nachdem man eine idealiſtiſche oder eine realiſtiſche Anſchauung zu Grunde legt. In dem einen Falle iſt die Wahnvorſtellung der numeriſchen Identität des ſubjectiven Willens und der objectiven Natur möglich; in dem andern Falle wird wenigſtens nicht gegen den geſunden Verſtand geſündigt, und es bleibt der Kritik Nichts als die beſondere Art der Analogie zu bemängeln übrig. Streben, Trieb, Drang ſind Vorſtellungen, die wir durch Wahrnehmung kennen lernen. Es iſt daher immer noch nöthig, den zeitlich ausgedehnten Vorgang in uns unter die Einheit eines reinen Begriffes zu bringen. Dieſer Begriff wird der des Grundes der fraglichen Vorgänge ſein. Dieſer Grund ſelbſt kann aber nur ganz formal gedacht werden, und ſeine Uebertragung mithin ebenfalls nur eine formale aber nicht materielle Analogie ergeben. Es wird mithin die Natur gar nicht gedeutet, ſondern nur unter der Einheit eines Begriffes aufgefaßt, der in allem Denken unwillkürlich und auch ohne den Umweg einer vorgängigen Analogie zur Geltung kommt.

Nun haben wir aber jedenfalls ein Recht, nicht blos die einfacheren und niederen Stufen der in unſerem ſubjectiven Weſen unmittelbar gegebenen Cauſalität, ſondern auch die verwickelteren und höheren Verkettungsbegriffe zu Ausgangsconceptionen der Hypotheſenbildung zu machen. So können wir behaupten, daß eine ſolche Art von Syntheſis, wie ſie durch die verſtandesmäßige Zergliederung in den Dingen und Vorgängen aufgedeckt wird, auch an ſich ſelbſt und abgeſehen von ihrem Erkanntwerden, in irgend einer Form vorhanden ſei. Die Natur wird auf dieſe Weiſe nicht als ein nach Analogie

des menſchlichen Verſtandesbewußtſeins handelndes Weſen, ſondern nur als ein Inbegriff von Beſtimmungen gedacht, die an ſich ſelbſt ſo beſchaffen ſind, daß der menſchliche Verſtand etwas ihm Entſprechendes zu zergliedern erhalte. Die beſtimmten Analyſen werden zwar nie die an ſich vorhandene Syntheſis erſchöpfen. Dieſer Umſtand ſteht aber der tieferen Faſſung der Beziehung zwiſchen dem menſchlichen Verſtande und der über dieſen Verſtand erhabenen Macht in den Dingen nicht entgegen. Man hat nur den Verſtand ſelbſt zutreffend und einheitlich, d. h. nicht als einen Inbegriff fertiger Vorſtellungen, ſondern überhaupt als den ſelbſt nicht in's Bewußtſein tretenden Grund der Möglichkeit dieſer Vorſtellungen zu denken, um vor jeder hinkenden Vergleichung bewahrt zu bleiben. Die Macht, durch welche unſer Verſtand zu einem Inbegriff von Bewußtſeinsbeſtimmungen und Kategorien wird, iſt ſelbſt kein Theil des Bewußtſeins, ſondern liegt demſelben dieſſeits aller fertigen Vorſtellungen zu Grunde. Nun iſt es erlaubt, dieſen Grund der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Syntheſis als vermittelnden Begriff zu einer Hypotheſe über den Naturzuſammenhang zu gebrauchen. Indem wir den Grund unſeres Verſtandes als im Allgemeinen übereinſtimmend mit dem Grunde denken, welchen die Naturſyntheſis verſtandesmäßig gegliedert erſcheinen läßt, erlauben wir uns nur eine Vorausſetzung, die ſich durch die beſondere Betrachtung zu beſtätigen hat. Es iſt dies eine Deutung, deren Wahrheit keineswegs von vornherein feſtſtehen ſoll, die vielmehr eine nähere Begründung aus den beſonderen Erſcheinungen erwartet. Der Verſtand entwickelt ſich nach Maßgabe der Gegenſtände und Aufgaben, ſowie des Umfangs ſeiner Bethätigung an der Wirklichkeit. Er iſt daher ſelbſt keine begrenzte Summe von Verkettungsbegriffen und kann mithin der anſcheinend unendlichen Syntheſis der Natur genügen. Die Deutung der Welt als eines verſtandesmäßigen Zuſammenhanges von Exiſtenzen und Vorgängen iſt in der That berechtigt, ſo lange man ſich hütet, eine Summe beſtimmter Begriffe für den Inbegriff aller möglichen Verſtandeseinſicht zu nehmen.

Von der Gemüthsauffaſſung der Welt, die ebenfalls zu Deuteleien Anlaß giebt, werden wir bei einer anderen Gelegenheit handeln. Hier ſei nur bemerkt, daß die Empfindung als ſolche eine Einheit iſt, die durch den blos theoretiſchen Verſtand nur in Theilempfindungen nicht aber etwa in Verſtandesbegriffe aufgelöſt werden kann. Ob daher die Beſchaffenheit der Dinge unſerem Gemüthsbedürfniſſe entſpreche, wird einzig und allein davon abhängen, ob die verſchiedenen Empfindungen, deren Urſache das objective Naturdaſein iſt, mit ſich ſelbſt vereinbar und in ſich ſelbſt befriedigend geſtaltet werden. Dagegen hat man ſich ebenſo wie bei der Vorausſetzung eines in den Dingen wirkſamen Verſtandes vor einer falſchen Uebertragung zu hüten. Die Empfindung darf nicht noch einmal außerhalb der Subjecte geſetzt werden, und es verbietet ſich faſt von ſelbſt, unſeren Gefühlen ein gleichartiges Gegenſtück in der objectiven Natur entſprechen zu laſſen. Wollen wir eine wahre Auslegung der Natur, ſo haben

wir die objectiven Urſachen, welche unſere Empfindung geſtalten, darauf zu prüfen, ob ſie mit einer gewiſſen Haltung und mit einem gewiſſen Gleichgewichte des Gemüths zuſammenſtimmen. Auf dieſe Weiſe erkennen wir die uns zugänglichen letzten Gründe unſerer Gemüthsurtheile über die Dinge. Hierbei iſt beſonders feſtzuhalten, daß der unſere Hypotheſe ermöglichende Begriff nicht der einer Empfindung in dem Ganzen der Natur, ſondern nur der einer ſolchen Beſchaffenheit der Natur iſt, durch welche es möglich wird, daß unſere Empfindungen befriedigend ausfallen. Wir dichten mithin der Natur kein Gemüth an, ſondern ſetzen nur eine Macht voraus, durch welche den Bedürfniſſen unſeres Gefühls harmoniſch entſprochen wird. Dies iſt keine Deutelei, ſondern eine rationale Auslegung der thatſächlichen Beſchaffenheit der Dinge in Bezug auf einen beſtimmten ſubjectiven Ausgangspunkt.

Viertes Capitel.

Der Verſtand als letzte Inſtanz.

Der Mißbrauch der reinen Verſtandesbegriffe machte das Weſen der Vernünftelei, der Mißbrauch der moraliſchen und Gemüthsvorſtellungen das der Deutelei aus. Wir haben nun noch zu erwägen, inwiefern auch bei der Begriffsfaſſung der letzten Gründe der Verſtand regelmäßig das letzte Wort behalten müſſe, wofern nicht etwa eine Art Polizei, die innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt eingerichtet wird, der natürlichen Entwickelung der Gedanken Zwang anthut.

Durch den Begriff des Grundes der Erſcheinungen erfaſſen wir die Einheit ſowohl im ganzen Syſteme der Dinge und Vorgänge, als auch in den einzelnen Gruppen des Seienden. In dem Anſichſein kann zunächſt weiter Nichts als der formale Begriff des völlig unbeſtimmten Grundes der gerade fraglichen Exiſtenzen und Vorgänge gedacht werden. Die nähere und materielle Beſtimmung dieſes Begriffs kann nur durch die ſpecifiſchen Kategorien des concreten Denkens gewonnen werden. In dieſer beſtimmteren Ausführung beſteht die Erkenntniß, und es iſt gar nicht zu ſagen, wie noch auf andere Weiſe ein Wiſſen gedacht werden ſolle. Den Begriff des Wiſſens können wir nur aus der Verfaſſung unſeres eigenen Denkens entnehmen, und es iſt eine wunderliche Conception, wenn man einen die rein begrifflichen Verhältniſſe (z. B. das Cauſalitätsverhältniß) unmittelbar, d. h. ohne Vermittelung der Grundformen der Sinnesauffaſſung anſchauenden Verſtand erdichtet. Was ſoll ein Anſchauen der Verknüpfung von Urſache und Wirkung dennoch anders ſein, als die uns bekannte Wahrnehmung des Verhältniſſes, welches zwiſchen Willen und That ſtatthat, und außerdem noch etwa eine beliebige nach der Analogie dieſer Wahrnehmung gebildete Vorſtellung von dem Zuſammenhang äußerer Vorgänge?

Die Verſtandesbegriffe laſſen ſich keineswegs dadurch einſchränken, daß man auf die Sinneswahrnehmung als die Vermittlerin der Möglichkeit ihrer Anwendung hinweiſt. Denn gerade auf dieſem Wege leiſten ſie Alles, was nur irgend gefordert werden kann. Was ſchadet es, daß wir im ganzen Bereiche unſerer Erkenntniß niemals Objecte antreffen können, die nicht ſinnlich beſtimmt wären? Aus dieſem Umſtande folgt nur, daß es eine reine Einbildung iſt, aus den Dingen, wie ſie unabhängig von der ſinnlichen Auffaſſung gedacht werden, noch beſondere phantaſtiſche Weſenheiten zu machen. Allerdings muß der logiſche Begriff eines einheitlichen Grundes der Vorgänge und Exiſtenzen feſtgehalten werden, und es würde ganz verkehrt ſein, zu behaupten, daß es Nichts als Erſcheinungen gäbe. Durch eine ſolche Annahme würde man ſich einer haltloſen Träumerei und dem ärmlichſten Ideologismus überliefern. Man würde das Denken und Vorſtellen zur ausſchließlichen Form des Seins machen und gerade das, was die unentbehrliche Grundlage alles Bewußtſeins iſt, ich meine das unbewußte Sein unverſchämter Weiſe ableugnen. Dergleichen Kunſtſtückchen ſind wohl für ein alles Ernſtes baares ſophiſtiſches Treiben aber nicht für die beſonnene Philoſophie und Wiſſenſchaft da. Die Erdichtung ſogenannter intelligibler Weſen iſt eine Methode, den Verſtand brach zu legen. Kant ereifert ſich (vgl. Kritik der reinen Vernunft, Unterſcheidung der Phänomena und Noumena) ein wenig zu ſtark gegen diejenigen, welche behaupten, daß die Dinge, inſofern ſie durch reine Begriffe gedacht werden, nicht mehr bloße Erſcheinungen ſind. Er ſcheint ſeinem Fundamentalbegriffe des Anſichſeins hier außer der rein logiſchen Bedeutung noch eine phantaſtiſche Beſchaffenheit vindiciren zu wollen. Das Intelligible ſoll als ſolches eine abgeſonderte Exiſtenz haben. Es ſoll von vornherein gewiß ſein, daß jeder Erſcheinung etwas Anſichſeiendes entſpreche. Dieſe Vorſtellungsart vorausgeſetzt, muß man ſich nur wundern, daß Kant übrigens keinen Gebrauch von derſelben gemacht hat. Wie leicht wäre es nicht geweſen, durch Vermittelung des Intelligiblen eine Exiſtenz unabhängig vom Zeitablauf nachzuweiſen? Wir müſſen daher die ganze Vorſtellungsart als den gediegeneren Theilen der Kantiſchen Kritik widerſprechend eliminiren.

Es iſt uns nun erlaubt, überall und durchgängig vermittelſt des Begriffs eines Grundes der Erſcheinung jedes empiriſche Ding einheitlich zu denken. Jedoch wird dieſe ganze Vorſtellung der Einheit zunächſt nur formal und völlig unbeſtimmt ſein können. Der letzte Grund, durch welchen wir die Erſcheinungen erzeugt denken, iſt eine zunächſt ganz leere aber darum nicht weniger notwendige und unentbehrliche Vorſtellung. Der Irrthum liegt ſtets nur in dem Unternehmen, dieſen letzten Grund an ſich ſelbſt kennzeichnen zu wollen, anſtatt denſelben nur als logiſches Band des erfahrungsmäßig Gegebenen zu gebrauchen und übrigens gänzlich unbeſtimmt zu laſſen.

Es ſteht Nichts entgegen, daß wir jeder Erſcheinungsgruppe einen beſonderen erzeugenden Grund zueignen. Nur wird das Verhältniß der verſchiedenen erzeugenden Gründe, die wir auf dem Wege

der logiſchen Vorausſetzung erhalten, einzig und allein durch Vermittelung der Erfahrung möglich ſein. Wir kennen keine andere Welt als die empiriſche; Erfahrungsobjectivität muß uns Objectivität letzter Inſtanz ſein. Wollen wir die Einheitlichkeit der Vorſtellung des Syſtems der Dinge nicht völlig grundlos ſpalten, ſo kann es für uns gar keine intelligible Welt im Kantiſchen Sinne geben. Wir werden daher mit unſeren Verſtandesbegriffen auch völlig unbeſchränkt verfahren dürfen, wenn wir uns nur davor hüten, die realen Gegenſtücke der reinen Begrifflichkeiten in Weiſe der Imagination vorſtellen zu wollen. Wir werden daher auch keine beſondere Scheu vor der Handhabung der chimäriſchen Conceptionen der Phantaſie zu hegen haben. Denn wir können mit dieſen Conceptionen beliebig operiren und dieſelben durch ihre eigenen Fehler verſchwinden machen. Denn indem ſich dieſe falſchen Begriffe conſequent zur Geltung bringen und ſich ſo gleichſam an ihren empiriſchen Conſequenzen meſſen, erkennen ſie ſich ſelbſt als zum Theil fehlerhafte Vorausſetzungen, und es ſcheidet ſich ſo das Wahre von dem Falſchen, das rein Begriffliche von der phantaſtiſchen Beigabe. In dieſer Art ſind vornehmlich die Begriffe des Grundes der inneren Erſcheinungen und des Grundes der Dinge überhaupt zu behandeln. Doch nehmen wir von einer Ausführung dieſer Gattung von Dialektik hier Abſtand, da jedes vorurtheilsfreie verſtändige Raiſonnement den gemeinten Weg unwillkürlich einſchlägt, und es ſtets nur ein fremdartiges Intereſſe iſt, was die Phantaſie gegen den Verſtand geltend gemacht wiſſen will.

Gefährlich für den geſunden Verſtand werden Conceptionen nur dann, wenn ſie, obwohl aprioriſch nicht begründet, dennoch als außer dem Zuſammenhange der Erfahrung und ohne Einfluß auf dieſelbe bleibend gedacht werden. In dieſem Falle läßt ſich von vornherein abſehen, daß man dieſe Conceptionen einer Kritik des empiriſchen Denkens nicht wird unterwerfen können. Indeſſen muß man ſich hier nie an die willkürlichen Satzungen kehren, welche die Begriffe unantaſtbar machen und vor aller erfahrungsmäßigen Kritik ſicher ſtellen ſollen. Mit Ausnahme der rein aprioriſchen Conceptionen (deren es außerhalb der reinen Logik und reinen Mathematik gar nicht giebt) haben alle Begriffe, ſie mögen ſo hoch oder niedrig ſein als ſie wollen, empiriſche Beſtandtheile. An letztere muß man ſich nun halten, um die Wendungen der natürlichen Dialektik einzuleiten. Selbſt wenn man es mit völlig abſurden Combinationen zu thun hat, darf man an einem natürlichen Auswege nicht verzweifeln. Man erinnere ſich ſtets, daß der Weg durch das Unmögliche und Abſurde für die Dialektik nicht minder als für die Mathematik des Imaginären offen ſteht, und daß eben auf dieſem Wege die einfachſte Löſung der Schwierigkeiten und die leichteſte Beſeitigung der Ungeheuerlichkeiten zu gewärtigen iſt. Die Dialektik des entſchloſſenen Verſtandes darf niemals Scheu hegen, ſich auf den Standpunkt des Gegners zu ſtellen und deſſen Behauptungen und Begriffsgebilde als vorläufige Hypotheſen gelten zu laſſen. Denn nur auf dieſe Weiſe wird es ihr möglich, den Unverſtand empiriſch zu verſtricken und ihm ſo ſeine Nich-

tigkeit nachzuweiſen. Weit entfernt alſo, mit Kant die natürliche Dialektik zu meiden, empfehlen wir dieſelbe als die einzige Stütze des Verſtandes. Keine künſtliche Gedankenbewegung (wie ſie z. B. zum Theil in den Kantiſchen Paralogismen und Antinomien herrſcht) kann die Vortheile der Freiheit des ſich ungezwungen bewegenden Denkens erſetzen. Nur wenn man von vornherein ſchon beſtimmte Ziele abgeſteckt hat, bei denen der Verſtand als unausweichlichen Wahrheiten anlangen ſoll, wird eine geſchraubte Dialektik nöthig. Derartige Ziele ſcheinen nun allerdings oft allgemein menſchliche Intereſſen zu ſein, und es iſt daher verzeihlich, wenn ſich die Forſchung dieſes Truges nicht gleich erwehren kann. Indeſſen kann es kein echtes Intereſſe geben, welches mit der unbeſtochenen Wahrheit ſtritte. So ſind z. B. die Gemüthsbedürfniſſe keineswegs an ſich ſelbſt fälſchende Elemente der Dialektik; ſondern ſie werden es nur durch den Umſtand, daß ſie ſich nicht in reiner Geſtalt, ſondern mit willkürlichen und zufälligen theoretiſchen Satzungen vermiſcht geltend machen. Iſt einmal die Trennung zwiſchen der reinen Gemüthsvorſtellung und ihrer falſchen theoretiſchen Beigabe vollzogen, ſo kann ſich der Verſtand ungehemmt bethätigen, ohne hierbei Verletzungen der Gemüthsſphäre beſorgen zu müſſen. Jene Trennung, die für die Freiheit des Denkens ſo überaus wichtig iſt, wird aber ſelbſt erſt durch eine natürliche Dialektik, die in dem geſchichtlichen Gange der Ideen ihr reales Gegenſtück hat, vollzogen ſein müſſen, ehe an eine vollſtändige Erledigung der in dieſes Gebiet einſchlagenden Fragen zu denken iſt. Die Kantiſche Art und Weiſe, den Verſtand unter Vormundſchaft zu ſetzen, konnte nicht befriedigen. In der That war es auch nicht eigentlich der Verſtand, ſondern nur die Meinung, daß ſich aus bloßem Verſtande ohne Hülfe empiriſcher Elemente Etwas ausmachen laſſe, mithin nur die Einbildung eines metaphyſiſchen Verſtandes, was der Kritik wirklich unterlag. Inſofern aber noch eine Inſtanz ſtehen blieb, welche, obwohl in die Gattung des Denkens gehörig, dennoch eine Schranke des Verſtandes ſein ſollte, ſpielte die menſchliche Intelligenz in der Kantiſchen Philoſophie keineswegs die ihr gebührende Rolle. Die Beweislaſt wurde falſch geordnet, und durch dieſen Kunſtgriff einer Metaphyſik, der es etwa belieben möchte, die Welt als einen Traum anzuſehen, eine Hinterthür offen gelaſſen. Alles wurde problematiſch, d. h. unentſcheidbar, während der natürliche Verſtand ſich bewußt iſt, zureichende Gründe nöthig zu haben, um auch nur zu einer Möglichkeitsvorſtellung zu gelangen. Eine Philoſophie, die wie die Kantiſche (vgl. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft) ſagen konnte: „Ich mußte das Wiſſen aufheben, um dem Glauben Platz zu machen", — eine ſolche Philoſophie konnte dem Verſtande nicht das letzte Wort gelaſſen haben.

Wie der Verſtand (ſo wohl in ſeiner reinen als empiriſch beſtimmten Form) ſeine einzelnen Begriffe dialektiſch geltend zu machen habe, werden wir bei der Erörterung der vermittelnden Conceptionen kennen lernen.

Dritter Abſchnitt.

Vermittelnde Begriffe.

Erſtes Capitel.

Entbehrliche Vermittelungen.

Wir unterſcheiden ſtreng zwiſchen Mittelbegriff und vermittelndem Begriff. Erſterer iſt in den den Schluß bildenden Urtheilen einer der Seitenbegriffe und zwar derjenige, welcher ſich in beiden gegebenen Urtheilen findet. Nun gehören alle Seitenbegriffe zum Stoffe der Urtheile und Schlüſſe, während unſere Vorſtellung von dem vermittelnden Begriffe die Form der Bindung (Copula im weiteren und logiſchen Sinne) betrifft. Obwohl ſich nun zwei Arten vermittelnder Begriffe aus einander halten laſſen, nämlich die, welche zunächſt die Seitenbegriffe im gemeinen Urtheile, und dann die, welche die Bindungen in den Urtheilen durch ein noch allgemeineres Band verknüpfen und ſo den Syllogismus möglich machen, ſo iſt doch dieſer Unterſchied nur in der Stufe der Allgemeinheit belegen, ſo daß ſich die den Schlüſſen zu Grunde liegenden Bindungsbegriffe nur als Vermittelungen ſo zu ſagen zweiter Potenz auszeichnen.

Nachdem ich ganz im Allgemeinen an meine Beſtimmung des vermittelnden Begriffs in der formalen Logik erinnert habe, muß ich nun auf die materielle Beſchaffenheit der verſchiedenen Vermittelungen ein wenig eingehen. In der mathematiſchen Analyſis herrſcht als eigenthümliche Form der Gedankenverbindung die Gleichſetzung. Jede Gleichung muß als ein Urtheil angeſehen werden, deſſen Bindungsbegriff faſt ausſchließlich die Vorſtellung der Größengleichheit iſt. So abſtract ſich auch der Calcül geſtalten möge, ſo hat doch kein Operationszeichen (oder allgemeiner geredet kein Beziehungszeichen, wie etwa das der zahlentheoretiſchen Congruenzen) irgend welchen Sinn, ſobald man auch noch von der Vielheit und mithin überhaupt von der Größe als möglicher Baſis der fraglichen Verhältnißvorſtellungen abgeſehen wiſſen will. Wo wir daher z. B. verſchiedene Reihenfolgen und Verbindungen von Operationen einander gleichwerthig ſetzen (was bei den ſogenannten analytiſchen Gleichungen, die durch

Umformung identiſch werden, der Fall iſt), würde ſelbſt dieſe Gleichwerthigkeit keinen deutlichen Sinn haben, falls die ſtoffliche Grundlage der Größenvorſtellung weggedacht werden ſollte. Der Begriff einer Operation iſt eben nicht denkbar ohne einen Stoff, auf den ſie ſich bezieht. Nun müſſen wir freilich in der Abſtraction bis zur Betrachtung der Form an ſich ſelbſt aufſteigen, aber wir dürfen dabei nie vergeſſen, von welcher Beſchaffenheit die Abſtraction hier ſein müſſe. Wir ſehen nicht von einem Stoffe überhaupt, ſondern nur von der beſonderen Art und Beſchaffenheit dieſes Stoffes im einzelnen Falle ab.

Der Umſtand, daß wir in Gedanken die Form von dem Stoffe trennen d. h. mit anderen Worten, daß wir unſer Augenmerk auf die Eigenthümlichkeiten der Form richten und den Stoff nur als eine ſelbſtverſtändliche allgemeine Vorausſetzung der Möglichkeit der hier fraglichen Begriffsfaſſung anerkennen, befreit uns keineswegs von der Nothwendigkeit, mit dem Begriffe der Form die mögliche Beziehung auf den Stoff ſtets als unabweisbare Vorſtellung zu verbinden. Sonſt erhielten wir ſchließlich noch einen Additionsbegriff, der ſich von der Vorſtellung der Quantität emancipirte. Wir halten mithin daran feſt, daß die vermittelnden Begriffe der Analyſis die allgemeine Form der Größengleichſetzungen ſelbſt da haben, wo ſich eine oberflächliche Logik einreden möchte, ſie habe eine gleichſam in der Luft ſchwebende Gleichwerthigkeit von Operationscombinationen concipirt. Erklären wir uns durch Beiſpiele, deren Anführung an dieſer Stelle zugleich die Beſeitigung nicht unerheblicher Schwierigkeiten einſchließen wird.

Die imaginären Vermittelungen ſind eine ſchwache Seite in dem gewöhnlichen Bewußtſein über die logiſche Conſtitution der analytiſchen Gedankenverknüpfung. Bis jetzt hat man über dieſen Punkt faſt nur Redensarten zu Tage gefördert und iſt nicht einmal dazu gelangt, die Schwierigkeit in einer gehörigen Frageſtellung zu formuliren. Uns wird es nun ſehr leicht, das weſentlich logiſche Problem, welches hier vorliegt, zutreffend in Begriffe zu faſſen, — vorausgeſetzt nämlich, daß man den Sinn unſerer Vorſtellung vom vermittelnden Begriffe gehörig kenne. Unſere Frage lautet: Wie iſt der das Raiſonnement vermittelnde Begriff in dem Fortſchreiten durch imaginäre Gleichungen zu denken? Beſchränken wir uns auf eine einzelne imaginäre Gleichſetzung, ſo läßt ſich die Frage auch ſo ſtellen: Hat das Gleichheitszeichen auch in dieſem beſonderen Falle den Sinn der Größengleichheit? Letztere Frage hat man regelmäßig verneinen zu müſſen geglaubt, weil die Seitenbegriffe ſelbſt keine Größen ſeien. In der That iſt auch die Quadratwurzel aus einem mit dem Zeichen der Negation behafteten Quantum keine Größenvorſtellung, ſondern nichts als der Gedanke der hypothetiſchen, aber dabei als unausführbar gedachten Combination zweier Operationen in Beziehung auf eine Größe. Nun würde es gar keine Logik mehr geben können, ja es würde alle freie und natürliche Dialektik in Feſſeln geſchlagen, wenn man das Unmögliche nicht einmal als Unmögliches im Raiſonnement ſetzen und ſo die aus den einfachen Unmöglichkeiten folgenden verwickelteren

Unmöglichkeiten durch rein begriffliche Conſequenzenziehung ableiten dürfte. Der Widerſpruch liegt niemals darin, daß man das Unmögliche als unmöglich ſetzt und geltend macht, ſondern darin, daß man es für etwas Mögliches ausgiebt. Aehnlich wie in der Logik überhaupt verhält es ſich nun auch in der mathematiſchen Gedankenverknüpfung. Der Calcül mit dem Imaginären iſt eine weitgreifende Form der indirecten Ermittelung reeller Beziehungen und ſo zu ſagen eine großartige „Durchführung durch das Unmögliche", wie ſie der abſtracten Logik in dieſem Umfange gar nicht bekannt iſt. Nur die entfeſſelte natürliche Dialektik, welche vor keiner Begriffscombination zurückbebt, und gerade die Setzung des Unmöglichen als Unmöglichen zum Vehikel ihrer Gedankenbewegung macht, möchte annähernd Aehnliches leiſten, wie die im Imaginären heimiſche Mathematik.

Gehen wir davon aus, daß der vermittelnde Begriff eines Urtheils (und ein ſolches iſt die imaginäre Gleichung) eine beſtimmte nachweisbare Geſtalt haben müſſe, ſo löſt ſich die gemeine Schwierigkeit leicht. Der vermittelnde Begriff iſt in den imaginären Identiſchſetzungen ſicherlich nicht derſelbe, der er in einer Gleichung iſt, deren Seiten als reelle Größen vorſtellbar ſind. Nichtsdeſtoweniger bezieht ſich dieſer vermittelnde Begriff auf Größen. Nun iſt aber Größenbeziehung doch jedenfalls in letzter Inſtanz nur in reeller Weiſe (d. h. als Gleichheit, Ungleichheit, Verhältniß nach den verſchiedenen Operationen) denkbar. In einer ſynthetiſchen, imaginären Gleichung (die ich im Gegenſatze der blos analytiſchen verſtehe) erſcheint nun aber eine Größenbeziehung gar nicht denkbar, weil man nicht weiß, wie man durch unmögliche Combinationen die gegebenen Größen auf einander beziehen ſoll. Es wäre mithin nothwendig, daß ein größerer Zuſammenhang die Ueberleitung zu reellen Beziehungen als möglich zeigte und ſo das zuſammenhangloſe Urtheil (welches die Identification der imaginären Seitenbegriffe in der That iſt) in ſeiner wahren Bedeutung erſcheinen ließe. Wirklich muß nun eine jede imaginäre Gleichung als Bruchſtück eines logiſchen Ganzen betrachtet werden. Sie iſt ſtets nur ein Merkmal, daß ein Durchgang durch das Unmögliche und zwar vermittelſt der Setzung des Unmöglichen als Unmöglichen zur Erkenntnißvermittelung gebraucht werde. Ein ſolches Verfahren muß nun irgendwo in reellen Beziehungen anheben und ebenfalls mit ſolchen endigen. Es muß einen Ausgangspunkt und ein Ziel haben, ſo daß es zwiſchen beiden gleichſam einen Bogen beſchreibt, in welchem nichts einen vollſtändigen Sinn haben kann, wenn es ganz und gar für ſich genommen wird. Der vermittelnde Begriff bleibt alſo aller anſcheinend entgegenſtehenden Umſtände ungeachtet die Vorſtellung der reellen Größenbeziehung und die gemeine Form des in der Größengleichung gedachten Bandes. Wer es verſucht, eine imaginäre Beziehung, die ein Stück des ganzen Zuſammenhanges iſt, für ſich ſelbſt durch den vermittelnden Begriff der Größengleichheit denken zu wollen, ſetzt den Widerſpruch, ſchon ehe er ihn erkennt. Es muß mithin das Vorurtheil aufgegeben werden, als müſſe das mathematiſche Gleichheitszeichen immer die beſtimmtere Bedeutung

einer Größengleichheit haben. Außer dem Zusammenhange mit einem in sich abgeschlossenen Systeme von Operationen, die in ihrem End- und Ausgangspunkte einen reellen Sinn haben, bedeutet es nur die Vertauschbarkeit eines Inbegriffs von gesetzten (wenn auch immerhin als unmöglich gesetzten) Operationen mit einem anderen Inbegriffe der gleichen Art. Im Zusammenhange mit den zugehörigen Voraussetzungen und Entwickelungen bedeutet es dagegen die Gleichwerthigkeit zweier Operationscomplexe in Beziehung auf reelle Größenrelationen. Letzterer Umstand giebt ihm seinen reellen Sinn und macht die bekannte Zerfällung der gewöhnlich vorkommenden imaginären Gleichungen in Gleichungspaare, deren eines die abgesonderten reellen Beziehungen enthält, völlig begreiflich. Doch können wir hier nicht auf specifisch logisch-mathematische Entwickelungen und etwa auf eine besondere Kritik der im Grunde gar nichts leistenden Auskunft Cauchy's eingehen. Wir würden selbst das hier Gegebene unterdrückt haben, wenn nicht die imaginäre Gedankenvermittelung der Mathematik ein bedeutsames Licht auf die der natürlichen Dialektik nothwendige Kühnheit der sogenannten unmöglichen Gedankensynthesis werfen könnte.

Was ist nun in unserem Beispiele die entbehrliche Vermittelung? Offenbar die metaphysische Einbildung, was Wurzel aus minus Eins an sich selbst sei. Schon die Frage nach einer näheren Erkenntniß dessen, was etwa die höheren Wurzeln der Einheit an sich selbst vorstellen, ist verkehrt. Die beste Frage auf eine solche Antwort nach dem Was enthält das Wörtchen Chimäre. Wie die Frage, so muß auch die Antwort beschaffen sein. Wer in der Fragestellung einen metaphysisch entarteten Begriff, eine sich widersprechende Fiction vor Augen hat, darf sich nicht wundern, wenn man ihm in der Antwort die chimärische Natur der Voraussetzung, aus welcher er seine Frage stellt, vorrückt. Dagegen hat es einen guten Sinn, nach der realen Bedeutung der imaginären Beziehungen zu fragen. In dieser Hinsicht muß es jedoch bei der alten gefunden Vorstellung Carnots verbleiben, daß den Unmöglichkeiten des Calcüls auch die realen Unmöglichkeiten, insofern dieselben unter die vorausgesetzten abstracten Begriffe fallen, entsprechen müssen. Dagegen trifft die Bemängelung, welche der Ausdruck Unmöglichkeiten von Seiten der Gaußschen Metaphysik erfahren hat, nicht im Geringsten zu. Vielmehr gehört diese Metaphysik noch ganz und gar dem alten Schlage an, und es bewährt sich, daß Jemand ein bedeutender Mathematiker und dabei gar kein Logiker und Dialektiker sein könne. Die falschen Unendlichkeitsbegriffe sind ebenfalls in ihrer alten Nebelhaftigkeit beibehalten worden, nachdem ihnen von Lagrange und Carnot bereits gebührend die Thür gewiesen worden war. Doch hatten diese beiden großen Denker allerdings eine kleine Oeffnung nicht gänzlich zu schließen vermocht, und so begreift es sich, daß der mathematische Instinct (und auf etwas Anderem beruhen die Leistungen ersten Ranges, die sich zu keiner logischen Eleganz durcharbeiten, und gegen die Widerwärtigkeit einer falschen Metaphysik unempfindlich bleiben, niemals) in seine ursprüngliche Nebelhaftigkeit

zurückfiel, und uns die Cauchy's belehrten, daß hinter den Chimären doch wirklich Etwas stecke. Von der ganz plump gehandhabten sogenannten Grenzmethode, welche alle Schwierigkeiten wegzuleugnen sucht, kann als von einer Liebhaberei der Compendienverfasser und als von einer Erfindung für das weite Gewissen der Schulbank hier füglich Abstand genommen werden. Die logische Schulung, welche sich bei den Verfassern der Normalcompendien der Pariser polytechnischen Schule verräth, ist in Beziehung auf unsere Frage in der That so dürftig und ihres Vorgängers, des redlichen Lagrange, so unwürdig, daß wirklich Geduld dazu gehört, sich mit Vertretern der sogenannten Grenzmethode auf subtilere Gedanken einzulassen. Sie haben zunächst das Buch von Carnot (Reflexionen über die Metaphysik des Infinitesimalcalcüls) würdigen zu lernen, und dann möchten sie vielleicht vorbereitet sein, die folgende mit der Sache abschließende Ueberlegung zu verstehen. Mit der deutschen gerade nicht geringen Literatur der Frage läßt sich nun erst recht kein Staat machen; sie enthält nichts als lauter schwache Versuche, die, nachdem ein halbes Jahrhundert verstrichen, noch immer nichts davon wissen, daß sie schon im Jahre 1799 von Carnot überholt worden sind.

Zu dem, was wir bereits früher über die mathematischen Unendlichkeitsbegriffe beigebracht haben, fügen wir hier den Gesichtspunkt der Entbehrlichkeit der Chimären als vermittelnder Begriffe des Raisonnements hinzu. Aus dem Umstande, daß ein Mathematiker in Erdichtungen denkt und von dem falschen Begriffe des unendlich Kleinen in allen seinen Vorstellungen begleitet wird, folgt noch durchaus nicht, daß dieser Begriff das, was wirklich in der Rechnung vorgeht, richtig auslege. Sobald alle Proceduren ohne den chimärischen Begriff verständlich gemacht sind, ist die Schwierigkeit gelöst und zwar dadurch gelöst, daß sich der vermeintlich unentbehrliche falsche Begriff durch eine streng verstandesmäßige Vorstellung ersetzt findet. Man braucht eben keinen anderen Begriff, als den der ideellen Unbeschränktheit der Verkleinerung und der Vergrößerung, um Alles zu leisten, was bisher durch unästhetische, dem logischen Sinne hohnsprechende Fictionen vermittelt wurde. Man vergleiche, was oben in dieser Beziehung gesagt worden, und man erinnere sich stets, daß an sich selbst zwar immerhin jeder Unsinn Realität haben mag, daß aber für das Denken die Vorstellung einer Unzahl (so nenne ich hier die unendliche Zahl) kein Begriff, sondern ein Unbegriff ist, d. h. nie für uns Gegenstand werden kann. Was nun aber für den ganzen Zusammenhang unseres Denkens niemals möglich ist, kann auch keinen vermittelnden Begriff abgeben, außer insofern man sich etwa einer Art Gedankendelirium überläßt. Die falschen vermittelnden Begriffe müssen also hinausgeworfen, nicht aber noch erst lange auf ihre Wirklichkeit hin geprüft werden. Sie sind Gedankengespenster, deren Natur allerdings irgend einmal erkannt sein will. Ist dies aber geschehen, so wird sie nur noch der unwissende Pöbel für metaphysische Wesenheiten nehmen, während sich der gebildete Verstand an dem Begriffe der Hallucination genügen läßt. Freilich wird die Mystik (und es giebt auch eine ma-

thematiſche Myſtik) ſtets mit dem Pöbel gemeinſame Sache machen. Dies hindert jedoch die ſtrenge Wiſſenſchaft nicht, in ihrem Felde aufzuräumen und umzukehren und eine Chimäre nach der anderen abzulegen. Die allgemeine logiſche Form, in welcher ſie dies thut, muß regelmäßig die Nachweiſung der gänzlichen Entbehrlichkeit der fraglichen Conceptionen ſein. Denn nur auf dieſe Weiſe wird die alte Berufung abgeſchnitten, daß die als bedenklich angefochtene Vorſtellung von großem Nutzen und zur Betreibung des wiſſenſchaftlichen Geſchäfts ſo zu ſagen als ein nothwendiges Uebel beibehalten werden müſſe. Auch die Trägheit könnte, ſo weit es ihr nur um den ſymboliſchen Mechanismus zu thun iſt, bei der erwähnten Form der Verbeſſerung der logiſchen Verfaſſung der Wiſſenſchaften ihre Rechnung finden, da ſie ſich in der That nirgend an eine neue Sprache zu gewöhnen, ſondern nur zu lernen hat, mit den alten Ausdrücken richtigere Vorſtellungen zu verbinden. Doch pflegt die Trennung der gewohnten Ideenaſſociationen viel zu viel Willenskraft zu erfordern, als daß man nicht bisweilen genöthigt wäre, jener Trägheit dadurch nachzuhelfen, daß man durch die Neuheit des Zeichens oder Ausdrucks an die Neuheit des zu faſſenden Gedankens erinnert. Die Unvernunft beklagt ſich dann oft über die vermehrte Unbequemlichkeit, indem ſie nicht merkt, daß man ihr nur mit einer Art Gedankenhebel zu Hülfe kommt, um ſie aus dem alten Geleiſe herauszureißen. Der Tact von Lagrange, einmal von der alten Symbolik gänzlich zu abſtrahiren und ſo die Entbehrlichkeit der fictiven Vermittelungsbegriffe anſchaulich zu machen, muß die Bewunderung eines jeden erregen, der die Schwierigkeiten der Mittheilung gerade der einfachſten Gedanken, ſobald dieſelben gegen die hergebrachte Routine verſtoßen, zu würdigen weiß. Man muß auch außerhalb der Mathematik analog verfahren und die wichtigen Gedankenketten, auf deren reine und ſtrenge Haltung es ankommt, zunächſt unabhängig von gewöhnlich gemißbrauchten Ausdrücken ausführen. Späterhin, wenn die falſchen Ideenaſſociationen durchbrochen ſind, kann dann ohne Schaden zu den natürlichſten Bezeichnungen zurückgekehrt werden. Freilich könnte man es auch von vornherein verſuchen, durch ausdrückliche Hinweiſung zu der Verbindung der berichtigten Ideen mit den bisher die falſchen Vorſtellungen vertretenden Wörtern und Zeichen zu nöthigen.

Das Vorurtheil, daß das Gleichheitszeichen überall unmittelbar Größengleichheit andeute, wird am beſten beſeitigt, wenn man in den Fällen, wo dies nicht der Fall iſt, für die Zwecke des Unterrichts eine Zeit lang Modificationen anbringt und ſo auch für die Sinne die Unterſchiede des vermittelnden Begriffs bemerklich macht.

Verlaſſen wir jetzt die entbehrlichen Vermittelungen im Felde der Mathematik und orientiren wir uns über eine andere höchſt wichtige Gattung falſcher Begriffsfaſſungen. Der Streit über die Conception der Kraft pflegt immer wieder aufzutauchen, ohne daß es hierbei jemals zu einer abſchließenden Entſcheidung käme. Unſere dialektiſche Wendung (von der entbehrlichen Vermittelung) iſt nun hier eine ſichere Aushülfe. Es fragt ſich, von welcher Conception

das Denken gar nicht abstrahiren könne, ohne sich selbst aufzugeben. In dem Bestreben, den phantastischen Begriff der Kraft als einer metaphysisch abgesonderten Wesenheit zu bekämpfen, hat man sich nicht selten bis zu einer völligen Confusion der verstandesmäßigen Unterscheidungen verirrt. Die Kraft und deren Erscheinung darf nicht verwechselt werden. Auch muß der Begriff des Stoffes streng von dem der Kraft unterschieden bleiben, wenn nicht das Denken bereits in der Mechanik confus und die Schärfe der strengen Wissenschaft geopfert werden soll. Auch haben sich in der That die Pfleger der höheren Mechanik (so weit sie Forscher ersten Ranges waren) nie beikommen lassen, den gemeinen Begriff der Kraft als einer Ursache der Bewegung in seiner scharfen Trennung von der Vorstellung des Stoffes, auf den die Kraft als wirkend gedacht wird, aufzugeben. Nur im Felde derjenigen Naturwissenschaften, welche bis jetzt noch von Mathematik und Mechanik ziemlich fern blieben, also besonders in der Physiologie und auch schon in der Chemie, haben die metaphysisch verzerrten Begriffsfassungen, die mit dem natürlichen Denken unvereinbar sind, bisweilen Liebhaber gefunden. Hierzu kommt noch, daß man der Meinung ist, es knüpften sich an die Begriffsfassung der Kraft moralische Consequenzen. Die roheste Routine des Denkens und ein falscher Sensualismus, der die reinen Begriffe leugnet, haben sich vereinigt, um den einfachen Begriff der Kraft, wie er im wirklichen Gedankengange unwillkürlich zur Geltung gebracht wird, in Wunder welche dialektische Schwierigkeiten zu verwickeln.

Es verhält sich nun mit dem Begriffe der Kraft ganz ähnlich, wie mit der Conception der reinen geometrischen Gebilde. Eine mathematische Linie ist insofern ein unabweisbarer Begriff, als er sich selbst in dem Denken derer, die ihn zu beseitigen vermeinen, stillschweigend und, um den Humor vollständig zu machen, gerade dann einfindet, wenn die sogenannten empirischen Trümpfe gegen die Wirklichkeit der rein ideellen Begriffsfassungen der Mathematiker ausgespielt werden. Indem man nämlich behauptet, eine jede Linie habe außer ihrer Länge noch zwei secundäre Dimensionen, stellt man dieselbe als einen Körper mit Grenzen vor und verfällt auf diese Weise, indem man diese Grenzen denkt, wiederum der reinen Vorstellungsweise, die man zu widerlegen gedachte. Eine gleiche Bemerkung läßt sich nun rücksichtlich der gewöhnlich ziemlich plump ausfallenden Angriffe auf den Kraftbegriff der im mechanischen Denken geschulten Naturwissenschaft machen. Man will den reinen Verstandesbegriff der Ursache der Bewegung oder Spannung mit der Vorstellung der äußerlichen Erscheinung identificiren und womöglich auch noch Stoff gleich Kraft setzen, während man doch bei jeder wirklichen Anwendung (die freilich den metaphysischen Bemängelern keine Sorge zu machen pflegt) gewahr wird, daß man ohne die scharfen Denkbegriffe keinen Schritt vorwärts gelange. Der richtige Begriff der mechanischen Kraft ergiebt sich daher, wenn wir untersuchen, von welcher Beschaffenheit der Begriff ist, der im Denken über mechanische Aufgaben nicht entbehrt werden kann. Eine solche Untersuchung, deren Ausführung wir dem Leser

überlaſſen müſſen, zeigt nun, daß weder die Vorſtellung einer metaphyſiſchen Entität noch die ſogenannte dialektiſche Confuſion des Kraft- und Stoffbegriffs dem unbefangenen und ſcharfen Denken entſpricht. Letzteres kennt keine phantaſtiſche Weſenheit, die als Kraft dieſſeit oder jenſeit der Wirkung in abgeſonderter Geſtalt zu ſuchen wäre. Andererſeits iſt es aber auch erhaben über die ſinnliche Plumpheit, welche glaubt, mit dem phantaſtiſchen Spuk auch auf die reinen Begriffe verzichten zu müſſen. Es ſieht daher in dem Kraftbegriffe einen Cauſalitätsbegriff beſonderer Art und faßt ihn daher als eine nothwendige Vermittelung des empiriſchen Denkens auf. Hiernach erſcheint denn die Frage, was die Kraft an ſich ſelbſt ſei, nicht ganz unähnlich den auf das Was der mathematiſchen Chimären gerichteten Nachforſchungen. Die Kraft iſt eben das, was dem Begriffe der Urſache der mechaniſchen Bewegung oder Spannung correſpondirt. Wiſſen wollen, was die Kraft an ſich ſelbſt ſei, heißt daher verlangen, das Correlat des ſubjectiven Begriffs noch durch einen anderen Begriff zu denken. Nun iſt aber der Begriff des Grundes der Erſcheinungen bereits der höchſte Denkbegriff und ſo zu ſagen ein Begriff letzter Inſtanz, über den man nicht weiter hinaus kann. Es iſt daher thöricht, auch nur die Frage zu ſtellen, was die Kraft an ſich ſelbſt ſei. Durch Analogien kann allerdings auch in dieſer Richtung unſere Erkenntniß erweitert werden. Man kann feſtſtellen, daß alle Cauſalitätsbegriffe in einem gewiſſen Sinne Willensconceptionen ſind; allein durch derartige Ueberlegungen ändert man an dem urſprünglichen Kraftbegriffe gar nichts.

Formuliren wir unſere Erörterung über den Kraftbegriff ſchließlich noch in beſonderer Beziehung auf die Ueberſchrift dieſes Capitels. In der Mechanik und Phyſik und mithin überall und durchgängig iſt die phantaſtiſche Vorſtellung von der Kraft als einer metaphyſiſchen Weſenheit ein Begriff, deſſen Vermittlerrolle im Raiſonnement nicht nur entbehrt werden kann, ſondern auch muß. Auch in dieſem Falle muß ſich die ſtrenge Wiſſenſchaft von der metaphyſiſchen Erdichtung, die aus der Verunreinigung des reinen Begriffs durch die Kategorien der Imagination herrührt, gänzlich befreien, begreiflicherweiſe aber nicht minder die andere Klippe der plumpſinnlichen (aber oft dialektiſch genannten) Verwirrung der rein begrifflichen Sonderungen vermeiden. Wird der letztere Theil unſerer natürlich dialektiſchen Vorſchrift nicht beachtet, ſo kann es nicht überraſchend ſein, wenn vielleicht irgend ein logiſcher Tölpel mit dem Gedanken kommt, die Newtonſche Vorſtellung der Gravitationskraft ſei als aus der bloßen Reflexion ſtammend zu verwerfen, und es ſei zu der rein empiriſchen Faſſung der Keplerſchen Geſetze zurückzukehren. Wirklich giebt es eine ſogenannte Naturphiloſophie, in welcher ſich die Caricatur der Logik bis zu der erwähnten Behauptung verſtiegen und in Newtons Analyſe und Begründung der Keplerſchen Geſetze geradezu einen Rückſchritt entdeckt hat. Doch können wir hier nicht ausführlich auf jedes Zerrbild des logiſchen Geiſtes eingehen.

Sowohl der Begriff der mechaniſchen Kraft als die Vorſtellungen anderer Kräftegattungen ſind nichts als Vermittler der Einheit in dem Denken der Erſcheinungen und Vorgänge. Uebergehen wir die mannichfaltigen Kraftbegriffe, welche in der Stufenfolge vom rein Mechaniſchen bis zum Organiſchen concipirt werden können, und begnügen wir uns mit einigen Bemerkungen über die viel beſtrittene Faſſung der Lebenskraft. Die heutige Phyſiologie ſcheint ihren Widerwillen auf das Wort zu beſchränken, dagegen den an ſich ſelbſt verwerflichen Begriff nur nebenbei und oft nicht genügend zu kennzeichnen. Es giebt Leute, die vortrefflich darauf geſchult ſind, eine vornehme Miene anzunehmen, und von Unwiſſenheit zu reden, ſobald ihnen der Ausdruck Lebenskraft in den Weg kommt. Man frage aber um Himmelswillen nicht nach, wie ſich die Rieſen, gegen die ſie ihre Lanze einſetzen, im Tageslicht des geſunden Verſtandes ausnehmen. Man würde alsdann die Windmühlen des Ritters von der traurigen Geſtalt bald erkennen. In der That richtet ſich die gewöhnliche Kriegführung rückſichtlich des Begriffs der Lebenskraft gegen das ſtrenge Denken ſelbſt. Nur die Forſcher erſten Ranges pflegen zu wiſſen, was in jenem Begriffe verwerflich und was ganz unſchuldig ſei.

Inſoweit der Ausdruck Lebenskraft nichts weiter will, als die Lebenserſcheinungen auf einen ihnen eigenthümlichen Grund beziehen, vertritt er einen unanfechtbaren Begriff, ohne deſſen Vermittelung das Denken über die fraglichen Vorgänge noch niemals von Statten gegangen iſt. Allein wie ſich überhaupt einem Begriffe des Grundes der Erſcheinungen eine falſche Phantaſtik anſchließen kann, ſo iſt auch die Lebenskraft als eine ſelbſtändige Weſenheit mit mehr oder minder beſtimmten Beſchaffenheiten (z. B. als von einer beſtimmten Größe ſeiend) vorgeſtellt worden. Derartige Vorſtellungen waren nun Vorausſetzungen, zu denen nicht nur jeder Grund fehlte, ſondern auch die empiriſche Beſtätigung ausbleiben mußte. Man kam daher überein, von einer derartigen Annahme künftighin abzuſtehen oder mit anderen Worten, den Begriff der Lebenskraft aus der ſtrengen Wiſſenſchaft zu verweiſen. Für den unbefangenen Logiker ſteht nun aber feſt, daß eine ſolche Verweiſung nur die metaphyſiſche Entartung und Verzerrung, nicht aber den empiriſch berechtigten Gehalt der fraglichen Vorſtellungen betreffen könne. Man muß die verſchiedenen Kräfte, welche ſich in verſchiedenen Fällen unter übrigens gleichen Umſtänden in verſchiedener Stärke äußern, auch einheitlich zuſammenfaſſen und etwa, um hier einmal die Sprache des gemeinen Lebens zu gebrauchen, von einer ſtärkeren oder ſchwächeren Natur reden dürfen. In dem Begriffe der Energie der Lebensthätigkeit wird kein Fehler verborgen ſein, ſo lange man ſich beſcheidet, nichts weiter zu denken, als wozu die erfahrungsmäßigen Thatſachen und die aprioriſchen Formen unſerer Verſtandesfunctionen unumgänglich nöthigen. Nun hat es freilich mit der Anerkennung der Thatſachen im Gebiete der ſtrengen Wiſſenſchaft keine ſonderliche Schwierigkeit. Dagegen verſchließt man ſich häufig gegen die Anerkennung der übrigens unausweichlichen und ſtillſchweigend immer zu Grunde liegenden Formen des Denkens. In

der Beſorgniß, metaphyſiſchen Einbildungen zu verfallen, möchte man die Wurzeln des Denkens ſelbſt ausreißen. Kommt nun etwa gar noch eine plumpe Dialektik ins Spiel, ſo iſt die Formloſigkeit und das Chaos gerade in den weſentlichſten Begriffsfaſſungen ohne Zweifel die wahre Weisheit. Man kehrt den Begriff der Kraft aus und zwar in derſelben Humor erregenden Weiſe, mit welcher ſich philoſophiſche und poſitiviſtiſche Pedanten bemüht haben, den Begriff der Urſache fern zu halten. — Um nun ſchließlich direct anzugeben, wie man den falſchen vermittelnden Begriff, der ſich durch eine gewiſſe metaphyſiſch verunſtaltete und über die Erfahrung hinausgehende Vorſtellungsart der Lebenskraft in das Denken einſchleichen kann, durch einen richtigen vermittelnden Begriff zu erſetzen habe, ſei Folgendes bemerkt. Der Begriff des einheitlichen Grundes einer zuſammengehörigen Gruppe von Vorgängen und Erſcheinungen iſt unvermeidlich, aber auch gänzlich formal. Was in beſtimmterer Hinſicht bei dieſem Begriffe zu denken ſei, wird erſt durch den Inhalt der Erſcheinungen beſtimmt, welche durch ihn zuſammengefaßt werden. Die Inhaltsbeſtimmung iſt mithin empiriſch und hat die Form der Bildung beſonderer Hypotheſen. Dieſe Hypotheſen werden innerhalb der Sphäre des empiriſchen Denkens concipirt und müſſen ſich daher dem Zuge des erfahrungsmäßigen Vorſtellens gemäß geſtalten und daher nach Maßgabe der gegebenen Thatſachen beſtätigen, widerlegen, berichtigen, bis ſie eine Form angenommen haben, die jede andere Möglichkeit des Vorſtellens ausſchließt. Man gewinnt daher von dem Grunde der Lebenserſcheinungen einen zutreffenden Begriff einzig und allein dadurch, daß man die Erſcheinungen, die zunächſt völlig einheitlich vorgeſtellt wurden, in natürlich unterſchiedene Gruppen ſondert und die Einheit einer jeden ſo gewonnenen Gruppe wiederum durch denſelben formalen Begriff des Grundes der Erſcheinungen denkt. Auf dieſe Weiſe wird der aprioriſchen Form des Denkens, ſowie den Thatſachen Rechnung getragen, ohne daß ſich hierbei ein falſcher vermittelnder Begriff einſchleichen könnte. Der Kraftbegriff dient dann hier, wie überall, nur als nothwendige Form der einheitlichen Auffaſſung der Erſcheinungen. Es wird in ihm Nichts gedacht, was ſich nicht durch die Beziehung auf die Erſcheinungen augenblicklich bewahrheiten ließe. Freilich (und dies iſt dem Poſitiviſten zur Beachtung zu empfehlen) kann die nothwendige Form des Denkens ſelbſt, auf welcher die formale Beſchaffenheit aller Urſächlichkeits- und Kraftbegriffe beruht, nicht auf beſondere Erfahrungsthatſachen zurückgeführt werden. Denn man kann die allgemeine logiſche Function, die ſich in der Auffaſſung jeder Thatſache bekunden muß, nicht in der beſonderen Beſchaffenheit des Inhalts einer einzelnen Erfahrung ſuchen.

Die verſchiedenen Gattungen von Cauſalitätsbegriffen fungiren als vermittelnde Begriffe des empiriſchen Denkens. Ich erinnere in dieſer Beziehung an die ſynthetiſchen Vorſtellungen einerſeits und an die ruhenden Gattungsvorſtellungen andererſeits. In letzteren iſt regelmäßig ein ſynthetiſcher Begriff verborgen, ſo daß man die ganze Lehre von den vermittelnden Begriffen auf Cauſalitäten ſchlechthin

bezogen denken kann. Jeder vermittelnde Begriff kann unbegrenzt vielen Urtheilen zum Exponenten dienen. Man vereinfacht daher die logiſche Verfaſſung der Wiſſenſchaften, wenn man die entbehrlichen Vermittelungen, die übrigens auch regelmäßig auf urſprünglich falſchen Conceptionen beruhen werden, ſo zu ſagen ächtet. Dieſer Reinigungsproceß, der beſonders auf die metaphyſiſchen Spinneweben gerichtet ſein muß, erhöht nicht nur die Sauberkeit und einfache Eleganz der Gedankenhaltung und Gedankenbewegung, ſondern befreit uns auch in der That von einer Menge Vorſtellungen, die eine unbefangene Betrachtung der Dinge und Vorgänge unmöglich machen.

Als durchgreifende Regel muß nun die Vorſchrift gelten, niemals mehr in die Cauſalitätsbegriffe, welcher Art dieſelben auch ſein mögen, hineinzudenken, als was durch die erfahrungsmäßigen Thatſachen unumgänglich geboten iſt. Es verſteht ſich hierbei von ſelbſt, daß die allgemeine, aber völlig leere Form des Denkens der Urſächlichkeit überhaupt von vornherein feſtſteht und durch empiriſche Erwägungen gar nicht betroffen werden kann.

Vom Standpunkte einer ſorgfältigen Durchforſchung der verſchiedenen dem menſchlichen Denken zugänglichen Cauſalitätsconceptionen wird man leicht überſehen können, was Wiſſenſchaft ſein und nicht ſein könne. Denn da die Gattungsübereinſtimmungen im letzten Grunde auf der Gemeinſchaft deſſelben Typus urſächlicher Erzeugung beruhen, ſo beherrſcht man mit der Vorſtellung des geſammten Inbegriffs der im menſchlichen Weſen wurzelnden Formen der Cauſalität die ganze formale Möglichkeit des Wiſſens. Eine ſolche einheitliche Zuſammenfaſſung der im Begriffe des Wiſſens anzutreffenden Elemente iſt nicht gering anzuſchlagen. Denn es wird durch dieſelbe eine ganze Schaar von Kategorien des Scheinwiſſens von vornherein ausgeſchloſſen. Eliminirt man nämlich die falſchen Vermittelungen, welche ſich in Geſtalt metaphyſiſcher Einbildungen in die Betrachtung der Natur und der ſocialen Welt eingeſchlichen haben, ſo verkürzt man nicht nur den Gedankengang, ſondern verſchafft auch dem ſoliden Wiſſen eine ſichere ſelbſtbewußte Haltung. Letzteres Ziel wurde ſchon von Kant ins Auge gefaßt, aber nicht erreicht, weil ſich der Königsberger Kritiker, noch mehr oder minder in Gemüthsvorſtellungen befangen, nicht entſchließen konnte, die ſogenannten Ideen als ſchon ihrer Form nach gänzlich unhaltbare Begriffe unbedingt zu verwerfen. Wir unſererſeits ſehen in den Ideen, wie ſie von Kant concipirt wurden, nur Analogien der falſchen Unendlichkeitsbegriffe, die wir in der Mathematik zurückgewieſen haben. Ehe wir nun auf eine unmittelbare Betrachtung der metaphyſiſchen Einbildungen, welche als falſche Vermittelungen das geſunde Denken beeinträchtigen, eingehen können, müſſen wir zuvor noch den Begriff der ſoliden Wiſſenſchaft, wenn auch nur in wenigen Zügen, kennzeichnen.

Zweites Capitel.

Metaphyſiſche Einbildungen.

Man beſtimmt das ſolide Wiſſen, indem man auf die Kategorien hinweiſt, in denen es ſich darſtellt. Dieſe Kategorien werden vornehmlich in zwei Gruppen zu theilen ſein. Einerſeits wird es ſich darum handeln, die objectiven von der menſchlichen Auffaſſung nur der allgemeinen Erkenntnißform nach abhängigen Vorgänge feſtzuſtellen. Andererſeits wird die Wirkſamkeit im Subjecte der eigentliche Gegenſtand der Betrachtung ſein können. Bei beiden Arten des Wiſſens wird nun ferner das bloße abſtracte Bewußtſein der unmittelbar gegebenen Begriffe von der Einſicht in die nicht unmittelbar gegebenen Vermittelungen zu unterſcheiden ſein. In dieſer Beziehung wird das geſammte Wiſſen in zwei Beſtandtheile zerlegt werden können. Der eine wird ſich auf das Bewußtſein der Kategorien, in deren Form ſich alles Wiſſen darſtellen muß, beſchränken. Der andere wird über dieſe billige Weisheit hinausgehen und das enthalten, was ſich, wie man ſagt, nicht von ſelbſt verſteht. Allerdings iſt auch der erſtere Beſtandtheil für die Verdeutlichung des logiſchen Bewußtſeins unentbehrlich. Indeſſen wird er im Werthe immer mehr ſinken müſſen, je ernſtlicher ſich die zweite Art des Wiſſens geltend macht. Die bisherige Philoſophie gehört zu einem guten Theile dem identiſchen Elemente des Wiſſens an, d. h. ſie überliefert meiſt nur Reflexionen über das, was unmittelbar im Hergange des Denkens gegeben wird. Nun hat bereits Kant die Parteigänger dieſes in identiſchen Behauptungen ſeine Stärke ſuchenden Wiſſens dadurch in einige Verlegenheit geſetzt, daß er zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Einſichten unterſchied. Jedoch ſcheint es uns, als ließe ſich unabhängig von dem eben erwähnten Gegenſatze eine fruchtbare Eintheilung aller Wiſſensmöglichkeit in ſelbſtverſtändliche Identitätsvorſtellungen und in wirkliche, die Erkenntniß vermehrende Einſichten aufſtellen.

Philoſophiſche Erörterungen, wie ſie uns in neueſter Zeit vielfach geboten worden ſind, werden nicht leicht den Vorwurf der Langweiligkeit abweiſen können. Ich glaube, daß dieſe nicht einladende Eigenſchaft, die ſich in den poſitiven Wiſſenſchaften in ſo hohem Maße nicht findet, zum Theil auf Rechnung des Kramens in faſt völlig identiſchen Behauptungen zu ſetzen ſein möchte. Wenn ſich der Logiker auf die Identität des Identiſchen beruft, ſo hat dies einen guten Sinn; wenn aber der Philoſoph, der ſich über Natur und ſociale Welt vernehmen läßt, uns Nichts als das Echo derjenigen Begriffe auftiſcht, die Jedermann bereits hat, ſo kann dieſes Verfahren wohl als Surrogat zur Erſetzung des Mangels an wirklichen Einſichten aufgefaßt werden, aber ſicherlich nicht darauf rechnen, daß man ihm Geſchmack abgewinne. Gewiſſe Begriffe (die ſowohl ſehr abſtracter

als auch ſehr concreter Natur ſein können) ſind dem aprioriſchen und dem empiriſchen Denken unwillkürlich. Der Verſtand kann gar nicht functioniren, ohne ſich in dieſen Begriffen zu bewegen. Wenn man ſich nun außerhalb der Logik, in welcher ein Hinweis auf die beſonderen Functionen der Verſtandesbethätigung, wenn auch nicht die Hauptſache, ſo doch jedenfalls am Orte iſt, in Bemerkungen ergeht, die uns Nichts lehren, als daß wir gewiſſe Begriffe, die wir haben, wirklich zu haben uns auch bewußt werden können, ſo kann eine ſolche Weisheit gerade nicht auf beſondere Beachtung rechnen. Wo es ſich um Wiſſenſchaft handelt, will man von der Mühe, den Gedanken anderer zu folgen, mit Recht eine echte Wiſſensvermehrung als Frucht davon tragen. Nun frage man ſich gewiſſenhaft, wie es in dieſer Hinſicht etwa mit Naturphiloſophie und Pſychologie beſtellt ſei. Faſt Alles beruht in dieſen Disciplinen auf metaphyſiſchen Einbildungen, und die ganze Weisheit läßt ſich meiſt auf das Schema der Behauptung, daß die Seele oder die Natur dies oder jenes thue, zurückführen. Wenn Einer in Beziehung auf eine innere Wahrnehmung auf irgend eine Weiſe geſagt hat, daß der Gegenſtand dieſer Wahrnehmung durch die Seele hervorgebracht ſei, ſo meint er uns eine philoſophiſche Einſicht überliefert zu haben. Mit gleichem Rechte könnte allerdings ein Naturforſcher auf die Entdeckung, daß er die Vorſtellung, es regne, in die Vorſtellung, die Natur laſſe es regnen, umgeſetzt habe, einigermaßen ſtolz ſein. Indeſſen möchte bereits die Zeit, in welcher ein derartiges Wiſſen keine Abnehmer findet, immer mehr reifen. Der gegenwärtige Verfall der ſogenannten Philoſophie iſt uns die Bürgſchaft einer Zukunft, in welcher nennenswerthe Einſichten die Stelle des in lauter Identitäten kramenden und höchſtens durch den Schein falſcher metaphyſiſcher Vermittelungen täuſchenden Wiſſens einnehmen werden. Es kann für die erſte Schulung des noch rohen Verſtandes zwar recht erſprießlich ſein, die gemeinen Begriffe deutlich in's Bewußtſein zu erheben; aber es folgt hieraus nicht, daß die Wiſſenſchaft weiter Nichts als ein Katalog der unmittelbar gegebenen Vorſtellungen zu ſein habe. Was würden wir von einem Mathematiker denken, der uns allerlei ſelbſtverſtändliche Bemerkungen über die Möglichkeit dieſer oder jener Gebilde als Wiſſenſchaft auftiſchen wollte? Es kommt auf die Hervorhebung der verborgenen Beziehungen und auf die Feſtſtellung der zu gewiſſen Zwecken erforderlichen Einſichten, nicht aber auf die Auskramung von allerlei ſelbſtverſtändlichen Nothwendigkeiten an. Seichtheit und Pedanterie mögen ſich in der Entwickelung des Intereſſeloſen und in der Ausſpinnung ſelbſtverſtändlicher Behauptungen (gleichſam in einer Spiegelung der unmittelbar gegebenen Begriffe) gar ſehr gefallen. Dieſe läppiſche Eitelkeit hohler Tröpfe darf nicht das Maß für den Begriff der gediegenen Wiſſenſchaft werden. Man fragt jetzt mit Recht nach Einſichten, welche Etwas ſetzen, und deren fruchtbare Conſequenzen innerhalb des poſitiven Wiſſens in Ausſicht ſtehen. „Um unſere Kenntniſſe zu vermehren, möchte Philoſophie eine übrige Sache ſein.“ Dieſer Kantiſche Ausſpruch kennzeichnet den rein formalen Charakter

der zweiſeitig negativ gehaltenen Verſtandeskritik. Die Abweiſung eines jeden Dogmatismus, d. h. einer jeden für den Inbegriff des menſchlichen Erkennens unbedingt gültigen Satzung iſt mit „Aufhebung des Wiſſens“ in der That identiſch. Dennoch war der Kantiſche Gedankenkreis an ſich ſelbſt beſſer als ſeine ausſichtsloſe Definition. Die Verbeſſerung der Begriffsfaſſung der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit war denn doch eine Vermehrung unſerer „Kenntniſſe“. Ueberdies iſt es gerade Kant, dem wir die bedeutſamſten Winke über die Art, wie die Philoſophie „den ſichern Gang einer Wiſſenſchaft“ einſchlagen könne, zu verdanken haben. Nur die unſelige Zweiſchneidigkeit, welche die Kritik des Verſtandesgebrauchs um jeden Preis haben ſollte, iſt an der durchgängig zweideutigen und unentſchiedenen Haltung des Kriticismus Schuld. Die metaphyſiſchen Einbildungen wurden in ihrer alten Form, wenn auch nur als problematiſch, geduldet, und ſo der natürlichen Dialektik, ſo wie einer ſtrengen Begriffsfaſſung der Wiſſenſchaft der Weg verſperrt. Der Verſtand kam nicht zu ſeinem vollen Rechte, ſondern wurde dem Gemüthsbedürfniß oder vielmehr den als für letzteres unentbehrlich betrachteten Conceptionen geopfert.

Verweiſen wir die metaphyſiſch verunſtalteten Begriffsfaſſungen in das Reich der Chimären, ſo bleibt der die Erfahrung gering achtenden Simulation des Wiſſens gar Nichts, und der echten Speculation nur ſehr wenig, worauf ſie bei dem gegenwärtigen Stande der philoſophiſchen Angelegenheiten fußen könnte. Seit Ariſtoteles giebt es eine Logik, und gegenwärtig iſt von uns der Urſprung der durch jene Logik gegebenen wirklich ſynthetiſchen Einſichten nachgewieſen worden. Wir wiſſen mithin jetzt, daß jene wenigen reinen logiſchen Erkenntniſſe das Fundament mit der reinen Mathematik gemeinſam haben. Was ferner die eigentliche Metaphyſik betrifft, ſo iſt als negativ ſynthetiſche Einſicht, d. h. als Auflöſung einer urſprünglich falſchen Syntheſis nur die verbeſſerte Raum- und Zeitvorſtellung anzuführen. Denn rückſichtlich der Cauſalität giebt es keine eigentliche Theorie, und kann es eine ſolche nicht geben. Nur der Mißbrauch des Begriffs der Urſache konnte zu einer negativen Kritik und zu der poſitiven Aufſtellung der Vorausſetzungen, unter denen die Vorſtellungen der beſonderen Cauſalitätsgattungen entſtehen, Veranlaſſung geben. Die einzige Einſicht, auf die man in Beziehung auf die Cauſalität glaubte pochen zu dürfen, nämlich das gemeine Dogma vom zureichenden Grunde iſt von uns als wiſſenſchaftlicher Aberglaube gekennzeichnet und auf ſeine rein logiſche Bedeutung zurückgeführt worden. Gehen wir von der Logik und Metaphyſik zur Pſychologie über, ſo finden ſich hier nur einige formale Behauptungen, die von vornherein und abgeſehen von beſonderen Erfahrungen gültig ſind. Dieſe Behauptungen beſchränken ſich auf die räumliche und zeitliche Beſtimmtheit alles deſſen, was für uns Gegenſtand werden ſoll. Sie wurzeln daher ebenfalls in der mathematiſchen Urtheilskraft. Uebrigens beruht alles pſychologiſche Wiſſen auf Erfahrung, und leider ſind wir bis jetzt nur zu ſehr wenigen Einſichten gelangt, die über

die unmittelbare Beobachtung hinausgehen und tiefere Beziehungen aufdecken. Auch in diesem Gebiete wuchert meist nur das Selbstverständliche, versetzt mit metaphysischen Fictionen, die dem Trivialen den Schein besonderer Tiefe geben sollen. In der Naturphilosophie (ich rede hier nicht von einer Wissenschaft Newtons) ist bei dem Kantischen Versuche nicht das Geringste herausgekommen, und was sich nachher unter jenem Namen vorgestellt hat, ist noch nicht einmal der Art und Weise des Aristoteles ebenbürtig. Der Stagirit liefert zwar Nichts weiter als eine Sammlung von allgemeinen Eindrücken und unmittelbaren Bemerkungen; aber seine Cultur der bloßen Begriffe, bei der er Nichts von möglichen synthetischen Einsichten weiß, ist doch wenigstens menschlich und kann zu einer naturgemäßen Uebung der Vorstellungskräfte dienen. Allein unsere heutige sogenannte specifische Naturphilosophie ermangelt nicht nur der synthetischen Einsichten, sondern enthält auch von der rein analytischen Weisheit nur ein durch metaphysische Verunstaltungen der gemeinen Begriffe erzeugtes Zerrbild. In der Wissenschaft der socialen Welt, so weit sie von den Fachphilosophen cultivirt wird, ist der Begriff der synthetischen Erkenntnisse noch ganz unbekannt. Alle sogenannten Theorien von Recht und Staat, sowie von der individuellen Moral, berufen sich entweder auf metaphysische Einbildungen oder beschränken sich auf ein wissenschaftlich aufgeputztes Inventar der allergewöhnlichsten Begriffe des gemeinen Verkehrs oder der entsprechenden positiven Disciplinen. Wie überhaupt in diesem Gebiete eine ernstliche Erweiterung der Erkenntniß, d. h. ein Wissen möglich sein solle, welches mehr enthält, als was man auch ohne besondere Untersuchung durch bloße unmittelbare Befragung seiner Vorstellungen erfahren kann, — dafür fehlte bis jetzt jedes Beispiel. Erst unser Hinweis auf die Analogie des Rechtsgefühls und der Rache kann für eine wahrhaft synthetische Einsicht, die daher auch nicht an der Oberfläche liegt, gelten. Um schließlich auch noch die Aesthetik zu erwähnen, so sind allerdings die Charaktere instinctiver Urtheile über besondere Fälle in Menge gekennzeichnet, aber es fehlt bis jetzt an einer sicheren Orientirung über die constituirenden Elemente dieser Art Urtheile. Wie aber eine synthetische Einsicht in der Aesthetik beschaffen sein solle, läßt sich bis jetzt noch nicht recht absehen. Der Ausgangspunkt möchte vielleicht von den rein formalen Eigenschaften der Sinnesauffassung zu nehmen sein.

Wenn ich mir erlaubt habe, kurz anzudeuten, wie wenig der Begriff des eigentlichen Wissens gerade in der specifischen fachmäßig gepflegten Philosophie zum Leitfaden der Untersuchungen diene, so gebe ich hiermit nur einer Empfindung Ausdruck, die selbst unter den Vertheidigern der fast verlorenen Sache häufiger besteht, als man gewöhnlich annimmt. Das Gefühl der Nichtsnutzigkeit des gewöhnlichen in metaphysischen Fictionen befangenen und übrigens nur in lauter Trivialitäten verlorenen Treibens ist bis zu einem gewissen Grade unwillkürlich und beschleicht daher auch diejenigen, die ein natürliches Interesse haben, sich die Fruchtlosigkeit ihres Geschäfts zu verhehlen. Die Vernachlässigung, welche die Philosophie von Seiten der Positi-

viſten erfährt, dürfte durch die herkömmliche gegenſeitige Beachtung, welche die ſpeciſiſchen Philoſophen einander zu Theil werden laſſen, ſchwerlich aufgewogen werden. Eine Art der Philoſophie, welche nicht mehr im Stande iſt, der poſitiven Forſchung zu imponiren, muß den echten Begriff des Wiſſens verkennen; ſonſt würde ſie es verſtehen, die poſitive Forſchung zu ergänzen und zu leiten. Statt deſſen iſt aber auch das Wenige, worauf die Philoſophie ſtolz ſein könnte, preisgegeben und durch das alte Kramen in metaphyſiſchem Aberglauben erſetzt worden.

Nachdem ich verſucht habe, mich über den Begriff des eigentlichen ſynthetiſchen Wiſſens durch eine Anführung bereits vorhandener ſynthetiſcher Einſichten verſtändlich zu machen, gehe ich nun auf Urſprung und Inhalt der erheblichſten metaphyſiſchen Erdichtungen ein. Der Begriff der Urſache hat zu drei falſchen Verdinglichungen Anlaß gegeben. Erſtens hat man die Einheit der Natur, dann die Einheit des Bewußtſeins und ſchließlich die Einheit der unſeren Handlungen zu Grunde liegenden Cauſalitäten in unhaltbarer phantaſtiſcher Weiſe vorgeſtellt. So ſind drei metaphyſiſch entartete Begriffe entſtanden, die noch überdies für ſchlechter gelten müſſen, als die ihnen entſprechenden gemeinſamen empiriſchen Conceptionen.

Was zunächſt die Vorſtellung der Einheit der Natur betrifft, ſo haben wir, abgeſehen von beſonderen Erfahrungen nur einen formalen Begriff der Einheit. Die vereinigende Function des Verſtandes, durch welche Alles, was durch Erfahrung für uns Gegenſtand werden mag, zuſammengefaßt und auf einen gemeinſamen Grund bezogen wird, iſt die einzige von vornherein vorhandene Bürgſchaft der empiriſchen Einheitlichkeit der Dinge und Vorgänge. Wir ſetzen dieſe Einheit als Objectivität letzter Inſtanz, weil nämlich in uns ſelbſt, inſofern wir denken, der Grund der einheitlichen Auffaſſung anzutreffen iſt. Wie ſollte auch wohl eine dualiſtiſche Spaltung dieſe formale Einheit trennen können? Wir müßten aus unſerem Denken zu einer zweiten Art des Denkens übergehen, um die Einheit der Auffaſſung aufzugeben. Doch auch in dieſem Falle würde die eine Art des Denkens ſich die andere unterordnen, auch wenn, wie wir vorausſetzen, das eine Bewußtſein von dem anderen nichts wüßte. Der Dualismus iſt mithin in formaler Hinſicht ganz unmöglich. Wie nun aber materiell die Einheit der Natur zu denken ſei, kann nur durch das empiriſche Studium der in ihr gegebenen Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten feſtgeſtellt werden. Wie das Eine Vieles und wie das Viele Eines ſein könne, beſtimmt ſich ausſchließlich durch das erfahrungsmäßige Denken. Es heißt daher, der Natur eine falſche Einheit andichten, wenn man durchgängige Cauſalität in allen möglichen Richtungen von vornherein vorausſetzt, anſtatt zwiſchen relative Abhängigkeit und Unabhängigkeit zu unterſcheiden und neben der Verbindung auch den Mangel der Verbindung als Wirklichkeit anzuerkennen. Allerdings entſpricht unſerer formalen Conception der Natureinheit eine objective Wirklichkeit (denn es giebt keinen einfachen Begriff, der nicht eine Beziehung auf Etwas außer dem Denken hätte); allein wir können aus dem formalen

Begriff nicht die geringste Consequenz über die materielle Beschaffenheit des die Naturdinge und Naturvorgänge vereinigenden Bandes ziehen. Die Natursynthesis ist nur empirisch zu erkennen, und unsere Vorstellung von der Einheit der Welt gewinnt (abgesehen von der formalen Einheit der Sinnesauffassung in Raum und Zeit) nur durch positive Forschung einen Inhalt. Stellt man nun aber, anstatt dem Zuge des empirischen Denkens zu folgen, die Natureinheit unter irgend einer Kategorie, etwa derjenigen der Causalität oder wohl gar ausschließlich unter dem Begriff der Substanz vor, so verfällt man einseitigen und falschen Analogien. Das System der Dinge darf nicht als Substanz gedacht werden; denn die Vorstellung des Subsistirens ist entweder rein formal oder hat, sobald sie materiell sein soll, empirische Schranken. Wir haben keinen Begriff von einer Beharrung im Wechsel außer durch die Erfahrung, und letztere liefert uns nur die Begriffe mehr oder minder dauernder Existenzen. Selbst der Begriff der Materie ist wesentlich empirisch; er bezieht sich auf die Beharrlichkeit derselben Menge des Wägbaren in allen wahrnehmbaren Veränderungen. Substanzen sind ruhende Gattungen, und das System der Dinge kann durch den Begriff einer ruhenden sich selbst gleichen Gattung offenbar nicht gedeckt werden. Ebenso ungehörig ist es, die gewöhnliche Causalitätsvorstellung zum Denken der Natureinheit verwerthen zu wollen. Der Begriff des Grundes der Erscheinungen ist allgemeiner als der Begriff der Causalität und genügt dennoch nicht, die Natureinheit materiell näher zu bestimmen. Verläßt man die Kette der innerhalb der Natur empirisch gegebenen Causalität, um das Gesetz der Reihe oder überhaupt der Gliederung als solches zu erfassen, so ist man formal im Recht, gewinnt aber auf diese Weise nicht die geringste materielle Einsicht von der Art, wie sich die Einheitlichkeit des Grundes in der jeweilig gegebenen Natur bekunde. Man vermeidet auf diese Weise Nichts als die phantastische Erdichtung einer letzten Ursache. Man könnte nun vielleicht meinen, daß die beiden Kategorien der Causalität und der Substanz, wenn auch nicht einzeln, so doch im Vereine zum Denken der Natureinheit geeignet sein möchten. Hier räume ich ein, daß, insofern es sich um empirisches Denken handelt, allerdings die näheren zunächst formalen Bestimmungen des begründenden Denkens (Gesetz und ruhende Gattung) eintreten müssen; jedoch wird eben hierdurch nur eine empirische Vorstellung der Einheit vorbereitet, und es darf nie zugegeben werden, daß die Natureinheit durch metaphysische Zerrbilder der Kategorien der Substanz und Causalität gedacht werde. Geschieht Letzteres, so wird der jeweiligen Beschaffenheit der Dinge eine Bedeutung zugeschrieben, die vorauszusetzen wir keinen Grund haben. Die Natur muß stets als Thatsache und darf nicht als Nothwendigkeit, die aus irgend einer Voraussetzung entspränge, vorgestellt werden. Ständen uns auch noch mehr als die erwähnten Kategorien zu Gebote, so würden wir durch diese formalen Begriffe stets nur unter Voraussetzung näherer Erfahrungsbestimmungen eine empirische Vorstellung der Natureinheit erreichen. Außerdem würde diese Einheit zunächst nur die

abſtracteren oder concreteren Formen der Auffaſſung betreffen, von den an ſich vorhandenen Arten der Syntheſis aber noch gar nichts wiſſen. Wenn Jemand behauptete, die Natur ſei ein einfaches Weſen, ſo würden wir ihm den Begriff der Einfachheit, inſofern in demſelben Nichts als die einheitliche ſubjective und objective Zuſammenfaſſung gedacht wird, nicht bemängeln können. Ließe er ſich aber einfallen, aus dieſer ſeiner Vorſtellung der Einfachheit beſtimmte Folgerungen auf die beſondere Beſchaffenheit der Gliederung und Syſtematik der Natur ziehen zu wollen, ſo würden wir ein ſolches Unternehmen für eine Selbſttäuſchung oder eine abſichtliche Erſchleichung erklären. Keine Art des Zuſammenhanges, durch welche Begriffe derſelbe auch gedacht werden möge, darf von vornherein (d. h. abgeſehen von empiriſchen Analogien) vorausgeſetzt werden. Es wäre auch in der That wunderlich, wenn die beſondere Erkenntniß Nichts ſollte liefern können, als was ſchon von vornherein feſtſtände. Unſere Begriffe von der Natureinheit ſind geſchichtlich im Laufe einer langen Erfahrung und Forſchung gebildet. Sie ſind übrigens noch weit davon entfernt, uns eine befriedigende Vorſtellung, welche dem Zuge des empiriſchen Denkens nur einigermaßen entſpräche, zu gewähren. Von dem Ineinandergreifen der Naturgeſetze, von ihrer relativen Abhängigkeit und Unabhängigkeit, wiſſen wir bis jetzt nur wenig. Die Atomiſtik, welche allein auf dem Wege zu einer zutreffenden Vorſtellung der Hergänge iſt, kann ſich immer noch nicht von ihrem metaphyſiſchen Zerrbilde befreien. Der Begriff der Individualität wird noch meiſt metaphyſiſch vorgeſtellt, d. h. es wird in ihn mehr hineingedacht, als die Erfahrung jemals beſtätigen oder widerlegen kann. Alle Begriffe, welche die Einheit des Denkens vermitteln, werden metaphyſiſch verunſtaltet, und beſonders iſt es die Vorſtellung der Einfachheit, die in allen ihren Anwendungen (auf das Ganze der Natur, wie auf die Einzelnheiten) zu Fälſchungen und Erſchleichungen Anlaß giebt.

Für uns iſt die Natur ein Syſtem von Dingen und Vorgängen, deſſen Einheitlichkeit weder durch einen einzelnen beſonderen Verſtandesbegriff noch durch eine Vielheit ſolcher Begriffe zutreffend gedacht werden kann. Die Einheit, welche dem Verſtande ſelbſt zu Grunde liegt und daher gar nicht als beſonderer Begriff in's Bewußtſein treten kann, wäre auch geeignet, eine Analogie der Natureinheit abzugeben. Allein der Grund des Denkens iſt ſelbſt keine Denkbeſtimmung und wird daher als dieſſeits aller beſonderen Begriffe liegend gedacht. Wir können daher auch die Einheit des Verſtandes nicht anders als in der Entwickelung der beſonderen Beziehungen ſeiner Functionen näher beſtimmen, und ſo iſt denn die einheitliche Auffaſſung des Verſtandes denſelben Schwierigkeiten und Irrungen ausgeſetzt wie die Idee der Natureinheit. Man würde nur die eine Unbeſtimmtheit durch die andere erklären, wenn man die Natureinheit als der Verſtandeseinheit correlativ ſetzte. Der Begriff des Grundes der Erſcheinungen iſt zwar ganz unabhängig von dem Gegenſtande, auf welchen er angewendet wird, iſt aber ſelbſt nur eine Form zur Vermittelung der beſonderen empiriſchen Erkenntniß der Einheit und

daher weit entfernt, auch nur das Geringſte über die materielle Beſchaffenheit der Syſtematik an die Hand zu geben.

Wenn wir den Ausdruck „Syſtem der Dinge und Vorgänge" brauchen, ſo deuten wir bereits die beiden Grundformen der empiriſchen Vorſtellung an, und es könnte ſcheinen, als verzichteten wir mit dieſem Dualismus des Ausdrucks ſogar auf die urſprüngliche, wenn auch nur formale Einheitlichkeit der rein gedanklichen Auffaſſung. Indeſſen bewahrt uns das Wörtchen Syſtem vor einem nachhaltigen Vorwurfe dieſer Art. Wir geben die Einheitlichkeit des Begriffs der Natur durchaus nicht auf, ſondern behaupten nur, daß ſich aus der formalen Einheit unſeres Begriffes materielle Conſequenzen nicht ergeben können.

Sehen wir nun zu, wie ſich metaphyſiſch eingebildete Vorſtellungen der Natureinheit in das allergewöhnlichſte Raiſonnement einſchleichen. Wenn Jemand in Beziehung auf einen beſtimmten Vorgang ſagt, die Natur verrichte ihn, ſo kann dieſe Redensart zwar einen ganz unſchuldigen Begriff anzeigen ſollen, wird aber auch ſehr häufig einer metaphyſiſchen Einbildung Ausdruck geben. Es kann nämlich gemeint ſein, daß die Natur als ſolche, d. h. der Inbegriff aller in derſelben vorhandenen Kräfte und Tendenzen zur Hervorbringung gerade dieſes beſonderen Erfolges zuſammengewirkt habe. Alsdann wird die Gruppe von Antrieben, die im beſonderen Falle in der That eingegriffen haben, mit dem Inbegriff des ganzen Seins in eine ungehörige Beziehung geſetzt. Man ſtellt ſich die Natur nach Analogie einer animaliſchen Einheit vor; ja man beſchränkt ſich nicht einmal auf die Analogie, ſondern geht, durch das falſche Dogma vom zureichenden Grunde verleitet, ſogar bis zu der ungeheuerlichen Vorſtellung fort, daß in dem einzelnen Vorgange die Kraft des Ganzen gegenwärtig ſei. Begreiflicherweiſe entſtehen aus derartigen ganz grundloſen und verfehlten Conceptionen allerlei Widerſprüche. Die Natur muß es ſich gefallen laſſen, nicht ungeachtet ſondern gerade wegen ihrer Einheitlichkeit mit ſich ſelbſt in Kampf zu gerathen. Sie muß ſich auch wohl gar Inconſequenz andichten laſſen und den Vorwurf hinnehmen, ſie befolge bald dieſe bald jene Principien. Die ſynthetiſche Vorſtellung des Ich, die gar ſehr einer Kritik bedarf, wird ganz unbefangen der uns unbekannten Natureinheit untergeſchoben. Anſtatt aus der Erfahrung zu lernen, wie die Syntheſis der Natur beſchaffen ſei, nimmt man den Ausgangspunkt von einer Vorſtellung, die ſelbſt ſchon metaphyſiſch verfälſcht zu ſein pflegt. Eine falſche Idee von der Einheit des Ich wird auf die objective Natur übertragen und ſo eine Art der Syntheſis anticipirt, mit der die beſonderen Erfahrungsvorſtellungen nicht übereinſtimmen können. Soll in eine Phraſe, welche die Natur zum grammatiſchen Subjecte macht, kein falſcher Sinn gelegt werden, ſo muß aus dem Zuſammenhange zu entnehmen ſein, welche Gruppe von Geſetzmäßigkeiten als im Spiele gedacht werden ſolle. Man kann freilich auch den Inbegriff aller Geſetzmäßigkeit, aber jedenfalls nur inſofern meinen, als die beſondere Handlung, welche der Natur zugeſchrieben wird, auch unter die allgemeinſten Satzungen des Naturmechanismus gehört. Am beſten wird man ſich jeglicher Täuſchung entziehen, wenn man den fraglichen

Vorgang ausſchließlich nach den Kategorien der beſonderen Naturwiſſenſchaften betrachtet und die Natur als Subject für eine blos grammatiſche Subjectivität nimmt. Die wahre Erkenntniß wird nicht um das Geringſte geſteigert (wohl aber verfälſcht), wenn man die Natur als myſtiſche Perſon zum Vermittler beſonderer Vorgänge macht. Man denke beiſpielsweiſe an die Kühnheit, mit welcher erſt neuerdings Schopenhauer die Natur unter dem Namen des Willens, der in jedem Weſen ganz und ungetheilt enthalten ſei, zu einer myſtiſchen Perſon gemacht hat. Wir brauchen das vereinigende Denken nicht aufzugeben, um uns von Erdichtungen des erwähnten Schlages frei zu halten. Auch können wir die gewöhnlichen Redewendungen beibehalten; denn es iſt die Schuld der Auslegung, wenn der Zuſammenhang unbeachtet gelaſſen und eine grammatiſche Subjectivität als reale Perſonification verſtanden wird. Wenn wir ſagen, daß wir auf die Natur vertrauen, ſo können wir nur die Vorſtellung meinen, daß der Inbegriff der uns empiriſch bekannten Thatſachen und Geſetzmäßigkeiten eine Bürgſchaft der Beſtätigung unſerer Erwartungen enthalte. Ja es iſt nicht einmal nöthig, ſich nur auf den abgeſchloſſenen Theil der Naturthatſachen und Naturgeſetzmäßigkeiten zu beſchränken. Der empiriſche Zug des Denkens iſt mit ſeinen Analogien und Anticipationen dem jeweiligen Beſtande des ſtrengen Wiſſens regelmäßig um einige Schritte voraus. Man vermuthet, wo man noch nicht weiß, und ſo kann es geſchehen, daß der Glaube an die Natur einen guten von metaphyſiſchen Erdichtungen freien Sinn habe. Er iſt dann weiter Nichts als die durch den empiriſchen Zug des Denkens begründete Erwartung, daß die Chancen einer beſtimmten Beſtrebung günſtig ſeien. Weit entfernt alſo, den determiniſtiſchen Aberglauben zuzulaſſen, iſt die adäquate Vorſtellung von der Natureinheit, wie ſie ſich durch Vermittelung der Erfahrung geſtaltet, gerade dem freien Denken und Handeln unentbehrlich. Wir laſſen den Grund der Natur nur als eine die Einheit des empiriſchen Denkens vermittelnde Conception zu, der allerdings eine Wirklichkeit entſpricht, deren nähere Beſchaffenheit aber eben nur durch erfahrungsmäßiges Denken feſtgeſtellt wird. Wer dagegen den Grund als ſolchen materiell nach Naturkategorien vorſtellen will, verfällt einer begrifflichen Phantaſtik, deren Erzeugniſſe, wie zum Theil ſchon von Kant nachgewieſen iſt, von jeglicher Kategorie, die einer wiederholten Anwendung fähig iſt, den Ausgangspunkt nehmen können. Jeder vermittelnde Begriff, der zur Auffaſſung der Naturvorgänge dient, kann gemißbraucht werden, um falſche Einheitsvorſtellungen zu erzeugen. Die Kritik des Mißbrauchs der reinen Verſtandesbegriffe iſt bereits genügend gekennzeichnet. Es bleibt uns nun aber noch übrig, die falſchen Einheitsvorſtellungen, welche aus dem Gemüthe entſpringen, kurz durchzugehen.

Die Natur kann als Ganzes nicht Gegenſtand eines Affects ſein. Einen univerſellen Affect, der auf die Natureinheit als ſolche ginge (etwa die verſtandesmäßige Liebe, mit der Spinoza das Syſtem der Dinge und Vorgänge umfaßt wiſſen will), kann es nicht geben. Denn alle Gemüthserregungen ſind partiell und beruhen gerade auf der

Affection durch das Besondere. Gefühl und Empfindung können sehr allgemeine Objecte haben; sie können sich auf die Schönheit der uns bekannten Systematik der Natur, ja sie können sich instinctiv durch eine Art von Anticipation auf den erst verstandesmäßig zu erkennenden Zusammenhang beziehen. Allein auch in dieser Weise ist die Universalität des Affects nur scheinbar. Unsere Gemüthserreguugen müssen jeweilig eine Resultante haben; sie müssen den Charakter einer allgemeinen Stimmung annehmen, sobald sie durch Vermittelung des Verstandes einen größeren Kreis von Eindrücken beherrschen. Indessen der größere Kreis ist noch nicht das System der Dinge. Unser Urtheil über den Werth des Lebens mag die Form eines allgemeinen und vielseitigen Affects haben; aber die Natur als Ganzes wird in dieser Weise nicht gemessen. Es ist schließlich doch nur das Erzittern eines Instruments, welches von mannichfaltigen Luftströmungen berührt wird. Es ist schließlich doch nur das eigene Wesen in der Verwickelung mit gewissen Natureindrücken, woraus die Rückempfindung, die mit dem universellen Affecte verständigerweise gemeint sein kann, herstammt. Ist in diesem Affecte Harmonie, so beruht dieselbe auf dreierlei Zusammenstimmungen. Erstens muß das subjective Wesen in sich selbst, dann die objective Ordnung der Eindrücke an sich selbst und schließlich die Beziehung der subjectiven und objectiven Ordnung harmonisch sein. Der universelle Abschluß und mithin die uns zugängliche Vollkommenheit der Gemüthsempfindung ist nur in Beziehung auf unser subjectives Wesen begreiflich. Uebrigens sind zur ungestörten Erhaltung dieser einseitigen Universalität des Affects nur negative Voraussetzungen nothwendig. Es kann nämlich das Gemüth ernstlich nur in seiner eigenen Sphäre angegriffen d. h. nur durch Seinesgleichen in der Unbefangenheit seiner Vorstellungen beeinträchtigt werden. Wird nun dem von uns gekennzeichneten universellen Affecte (dessen unhaltbaren Begriff wir bereits zurückgewiesen haben) ein objectiver Gegenstand als das universelle Object beigegeben, und so die Gemüthsbeschaffenheit in die Dinge hineingedichtet, so müssen sich die verschiedenen Gemüthsbestimmungen zu den objectiv vorausgesetzten Gemüthseigenschaften in der Ordnung der Dinge in eine Art intersubjectives Verhältniß setzen. Das Gemüth wird durch das Gegenbild seiner selbst (welches freilich nur in der träumerischen Einbildung Bestand hat) und nicht mehr durch bloße Eindrücke erregt. Die Aeußerungen der Natur werden als Kundgebungen einer Art von Gemüth aufgefaßt, und die falschen Projectionen des universellen Affects beschatten das wahre Wesen der Dinge. Hierzu kommt noch, daß die gemüthliche Vorstellung der Natur nicht ganz und gar nach derselben Schablone ausfallen kann. Das System der Dinge muß es sich gefallen lassen, daß ihm durch ein falsches sich an den subjectiv universellen Affect anschließendes Urtheil unter verschiedenen Umständen auch die verschiedenen Gemüthsarten aufgedrungen werden. Hieraus entstehen dann die Conflicte über die Gebilde des universellen Affects. Ja sogar muß schließlich, wenn die Rohheit der ursprünglichen Gefühlsäußerungen individuell und geschichtlich überwunden und so die

Gemüthsvorſtellungen veredelt worden ſind, die Dichtung mit der Wahrheit, die Objectivirung des früheren mit der ſubjectiven Beſchaffenheit des Gegenwärtigen in Streit gerathen. Dann iſt es nicht mehr blos der kritiſche Verſtand, welcher die Fälſchung des Charakters der Natur entdeckt; dann löſt dieſelbe Macht, die den Trug erzeugt hat, ihn auch wieder auf. Das veredelte Gemüth empfindet dann Widerwillen gegen die Gemüthsbeſchaffenheit, welche der Natur angedichtet worden iſt. Es erkennt, daß es ſelbſt viel beſſer ſei, als ſein vermeintes objectives Gegenbild. Eine weit erhabenere Vorſtellung als die Verdoppelung des Gemüths, erſetzt die frühere Dichtung. So ergiebt ſich ſchließlich eine ſolche Vorſtellungsart der Natur, die ebenſo ſehr den Forderungen der Empfindung als den kritiſchen Satzungen des Verſtandes Rechnung trägt. Man kann dann nicht mehr von einer gemüthloſen Philoſophie reden, welche in den höchſten Angelegenheiten des Menſchen rathlos oder gleichgültig wäre. Aber man darf ſich dann auch nicht mehr verſprechen, jemals zu den metaphyſiſchen Einbildungen zurückkehren zu können. Mit dieſer Art des unwillkürlichen Irrthums über den Charakter der Natur iſt es dann ein für alle Mal vorüber. Das Gemüth befriedigt ſich dann nicht mehr durch Dichtung, ſondern durch Erkenntniß der affectloſen Beſchaffenheit der Dinge. Es ſucht die Wurzeln ſeiner Empfindungen in ſich ſelbſt und läßt ſich an der verſtandesmäßigen Vorſtellung genügen, daß die objective Ordnung der Natur der mitwirkende Grund zur Erzeugung dieſer Empfindungen ſei. Die Gemüthsbegriffe (z. B. Liebe und nach unſerer Vorſtellungsart auch Gerechtigkeit) werden nicht mehr auf die Natur als Subject bezogen, ſondern einzig und allein in bewußten Subjecten geſucht. Man kennt dann kein intersubjectives Verhältniß zwiſchen Natur und Menſch, ſondern ſtellt alle fraglichen Beziehungen als ungleichartig vor. Die Natur wird auf dieſe Weiſe der falſchen Gemüthseinheit entkleidet, in deren Hülle ſie bis dahin aufgetreten war, und ſo der Menſch ernſtlicher auf ſich ſelbſt hingewieſen. Der Traum verſchwindet, aber die Macht, welche den Traum erzeugte, bleibt.

Wie iſt nun, abgeſehen von metaphyſiſchen Einbildungen, die Befriedigung des Gemüths in der Betrachtung der Dinge möglich? Obwohl dieſe Frage nicht gerade ganz in der Richtung unſerer Unterſuchung liegt, ſo dürfen wir ihr doch nicht ausweichen, wenn wir nicht böswilligem Mißverſtehen Vorſchub leiſten wollen. Gerade der mehr kritiſchen Richtung der Philoſophie könnte man bis jetzt mit einigem Scheine den Vorwurf der Gemüthloſigkeit oder mindeſtens Gleichgültigkeit machen. Die negative Haltung, das Vorherrſchen der zerſetzenden Thätigkeit, die Bemühung, zunächſt und vor allen Dingen die metaphyſiſchen Wahnvorſtellungen unmöglich zu machen, — das waren Momente, welche nicht direct zur Befriedigung der Gemüthsbedürfniſſe beitragen konnten. Außerdem verirrte man ſich in der Kritik gewiſſer Kategorien (beſonders derjenigen des Zweckes) bis zur Hyperkritik. Anſtatt blos die Analogie der bewußten Abſicht zu verpönen, leugnete man die Objectivität der Analyſe aus dem Geſichts-

punkte der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit. Man ſchnitt ſich auf dieſe Weiſe gerade diejenige Erkenntniß der Natur ab, die am meiſten zur Befriedigung des Gemüths beiträgt. Allerdings ſoll und kann die Teleologie keine metaphyſiſche Einbildung ſtützen; aber gerade abgeſehen von Erdichtungen liefert ſie die Elemente, die das Gemüth harmoniſch zu ſtimmen vermögen. Dieſe Freude an der Betrachtung der Natur nach ihren zweckmäßigen und unzweckmäßigen Verbindungen kann durch keine Kritik zur Illuſion umgeprägt werden. Nur der ideologiſche Wahn, demzufolge die Zweckmäßigkeiten und Unzweckmäßigkeiten gar nicht an ſich ſelbſt exiſtiren ſollen, und der überhaupt der Erkenntniß keine Objectivität letzter Inſtanz zugeſteht, iſt im Stande, die unbefangene Befriedigung zu ſtören. Da dieſer Wahn aber ſelbſt nur ein Erzeugniß der mißverſtandenen Autorität iſt und wohl niemals in dem Kopfe eines ſelbſtändigen Denkers als eigene urſprüngliche Anſicht exiſtirt hat, ſo iſt von dieſer Seite Nichts zu beſorgen. Man kann ſich der unbefangenen Auffaſſung der objectiven Naturordnung aus dem Geſichtspunkte aller nur möglichen Kategorien hingeben, wenn man ſich nur hütet, phantaſtiſche Weſenheiten zu creiren. Nun behaupte ich, daß das einzige wahre und bleibende Intereſſe des Gemüths darauf gerichtet iſt, die objective Ordnung der Natur den Elementen des ſubjectiven Strebens im Allgemeinen entſprechend zu finden. Das unbefangene Gemüth ſetzt daher voraus, die Forſchung werde ihm die Natur als eine Ordnung enthüllen, die mit dem Kerne ſeines Weſens zuſammenſtimme. Man kann dieſe Vorausſetzung einen Glauben nennen; doch trägt dieſer Glaube das Bedürfniß der objectiven Beſtätigung in ſich. Hätten die Begriffe, durch welche wir die verſchiedenen Arten des Zuſammenhanges und der Gliederung der Natur denken, nur ſubjective Bedeutung, ſo würde alle Erkenntniß eine Illuſion ſein, und es würde ſich durch die Bethätigung dieſer Begriffe gar keine Einſicht gewinnen laſſen, die nicht ſchon in der urſprünglichen Vorausſetzung vorhanden geweſen wäre. Nur dadurch, daß wir einen Zuſammenhang erkennen, der nicht ſchon unmittelbar in unſeren Begriffen gegeben iſt, verkehren wir mit einer von unſerem Denken und Fühlen unabhängigen Wirklichkeit, und werden auf dieſe Weiſe wahrer Freude theilhaftig. Wie der Wahrheitsbegriff und die Möglichkeit einer Erkenntniß auf der angedeuteten Differenz einer ſubjectiven Vorſtellungswelt und einer außerhalb des Denkens und Empfindens vorhandenen Wirklichkeit beruht, ebenſo iſt eine echte Befriedigung des Gemüths nur da möglich, wo es ſich nicht mit ſeinen eigenen Traumbildern ſo zu ſagen begattet, ſondern ſeine Erregungen unmittelbar d. h. ohne Zwiſchenvorſtellung von der objectiven Beſchaffenheit der Dinge empfängt. Bei einem ſolchen Verhalten entſteht aber auch kein falſcher Naturbegriff; man hat den Vortheil, dem Zuge des Gemüths ebenſo ſehr, wie dem Zuge des kritiſchen Verſtandes folgen zu können. Der Natur wird keine falſche Einheit angedichtet und dem Gemüthe kein Verzicht auf ſeine höheren Affecte zugemuthet. Was kümmert es uns, wie der objective Grund der Möglichkeit der Befriedigung des Gemüths noch anders als durch den reinen Begriff dieſes Grundes ſelbſt zu denken

ſein möchte? Derartige Nachforſchungen können wir denen überlaſſen, deren roher Vorſtellungskreis noch durch keine Kritik des Verſtandesgebrauchs gebildet worden iſt.

Wir haben gezeigt, wie die Vorſtellung von der Einheit der Natur weder die Schranken der beſonderen Verſtandesbegriffe (Subſtanz und Cauſalität) noch die Beſchattung durch Gemüthsbegriffe vertrage. Man wird nun fragen, wie denn nun die Einheit der Natur zu denken ſei. Hier kann ich nur meine Hinweiſung auf die allgemeinen Formen des empiriſchen Daſeins wiederholen. Die Natur darf nicht als ein Ding oder als ein bloßer Vorgang aufgefaßt werden; man muß ſich erinnern, daß Erſcheinungen und beharrliche Exiſtenzen nichts weiter als zwei Grundgeſtalten ſind, in denen die Natur für das Bewußtſein da iſt. Die Einheit liegt tiefer; ſie iſt dieſſeits oder, wenn man durchaus will, jenſeits jener beiden Grundgeſtalten zu ſuchen. Unſer Begriff von dieſer Einheit kann aber zunächſt und von vornherein nur formal ſein, und es iſt daher ein eitles Beginnen, die beſtimmtere Geſtalt der Natureinheit in Begriffen angeben und dabei doch die formalen und materiellen empiriſchen Kennzeichnungen vermeiden zu wollen. Kant hat das Verdienſt, den Begriff des Syſtems der Dinge dadurch verbeſſert zu haben, daß er die ſubjectiven Formen der Auffaſſung zum Ausgangspunkte der univerſellen Vorſtellung machte. In der That läßt ſich die Unendlichkeit der Natur nicht vermittelſt der gewöhnlichen falſchen Verdinglichung unendlicher Reihen und unendlicher Beziehungen denken; es bleibt vielmehr nichts übrig, als den Grund der Unbeſchränktheit in einfacher Form d. h. als erzeugendes Geſetz der Reihenentwickelung und der Gliederung vorzuſtellen und zu dieſem Behufe überall und durchgängig das ſubjective Centrum als wenn auch nur gedachten Beziehungspunkt feſtzuhalten. Doch hat man ſich zu hüten, die Form der Subjectivität als die Geſtalt alles Seins vorauszuſetzen. Nur das Bewußtſein von der Natur hat die Form der Subjectivität, nicht aber der außerhalb alles Bewußtſeins gelegene Grund des Bewußtſeins. Der wichtigſte Umſtand in der einheitlichen Erfaſſung der Natur iſt mithin die Möglichkeit, ein Sein außerhalb des Denkens als Fundament aller Gedankenbeſtimmungen zu concipiren. Ohne dieſen Begriff iſt jede Naturvorſtellung ideologiſch, und ohne dieſen Begriff ermangelt das Denken über die Natur eines ſicheren Leitfadens. Die richtige Vorſtellung der Natureinheit macht die objective Forſchung möglich, während die träumeriſche Einheitsvorſtellung einen ſchwankenden Subjectivismus, der kaum noch die Unterſcheidung von Wahrheit und Unwahrheit erlaubt, mit ſich bringt. Die metaphyſiſchen Einbildungen, durch welche eine falſche Natureinheit erdichtet wird, ſind mit der Unbefangenheit und Wahrheit der Forſchung geſchweige der Philoſophie unverträglich. Sie müſſen daher aus dem ſtrengen Denken nicht nur als völlig entbehrliche ſondern auch fälſchende Interpolationen entfernt werden. Verſtand und Gemüth haben ſich unmittelbar und nicht erſt durch Einſchiebung von Erdichtungen mit dem Syſteme der Dinge in Verkehr zu ſetzen. Die vermittelnden Conceptionen, welche ſich zwiſchen den Menſchen und die Natur ein-

gedrängt haben, sind Erzeugnisse einseitiger Eindrücke, die sich einer Berichtigung durch dieselbe Macht, von der sie ursprünglich erdichtet wurden, nicht entziehen können.

Da wir über die sich an die Vorstellung der Natureinheit anknüpfenden metaphysischen Einbildungen ausführliche Rechenschaft abgelegt haben, so können wir rücksichtlich der anderen erheblichen Einheitsvorstellungen kurz sein. Die metaphysischen Gebilde haben nämlich, so verschieden auch ihre Gegenstände sein mögen, eine in vielen Beziehungen analoge Entstehungsart. Der Mißbrauch des Begriffs der Ursache d. h. die phantastische Vorstellung der Ursache als eines Dinges hat auf gleiche Weise die Vorstellungen vom Grunde der Natur, vom Grunde der Bewußtseinserscheinungen und vom Grunde des Handelns metaphysisch verunstaltet. Wir könnten also unsere Bemerkungen, denen zufolge die Begriffe der Substanz und Causalität zur Conception der universellen Natureinheit untauglich sind, für die anderen beiden Einheiten wiederholen. Indessen wollen wir diese mechanische Uebertragung der nämlichen dialektischen Wendung lieber dem Leser anheimgeben und uns hier auf neue Eigenthümlichkeiten beschränken. Die Vorstellung der Einheit des Bewußtseins darf nicht mit dem Begriffe der Einheit des unbewußten Grundes des Bewußtseins verwechselt werden. Letztere Einheit unterscheidet sich gar nicht von derjenigen eines jeden individuellen Dinges, während ausschließlich erstere zu dem Begriffe des Ich berechtigt. Vertauscht man diese beiden Einheitsvorstellungen, so setzt man an die Stelle des einzig haltbaren Begriffs vom Ich eine metaphysische Einbildung, oder man dichtet auch umgekehrt der allgemeinen Untheilbarkeit des organischen Daseins die Form der Bewußtseinseinheit d. h. ein Ich an. Die bisherige Kritik beschränkte sich auf eine Zurückweisung phantastischer Vorstellungen von dem Grunde der animalen Lebendigkeit. Man entfernte aus dem strengen Denken die falschen vermittelnden Begriffe, welche den Grund der vitalen Erscheinungen als selbständige Wesenheit von einem bestimmten empirischen Charakter imaginirten. Man unterließ es jedoch, die Kritik bis zu ihrer äußersten Grenze vorzuschieben und geradezu den gemeinen Begriff des Ich als bedenklich anzufechten. Eine solche Wendung (an die bereits Kant schon sehr nahe streifte) faßt den Irrthum bei seiner Wurzel. Woher will man falsche Analogien nehmen, wenn der Ausgangsbegriff dieser Analogien von metaphysisch verunstaltenden Elementen gesäubert ist?

Wir behaupten, daß die gemeine Vorstellung vom Ich nicht etwa einen zutreffenden Begriff von der Einheit des Bewußtseins sondern die Individualität selbst im Auge hat. Nun ist aber, wie schon vorher angedeutet, Individualität ganz unabhängig vom Bewußtsein und daher gleichgültig gegen den Begriff des Ich. Ein elastischer Körper hat Individualität, die zerstört wird, sobald durch Wärme oder sonstwie die Elasticität verschwindet. In dem uns unbekannten Grunde des Vorhandenseins der elastischen Eigenschaft wurzelte eine Art der Individualität, die nun beseitigt ist. Die Gliederung des Organischen

und Animalen hat nun im Allgemeinen d. h. in Beziehung auf ihre Zerſtörlichkeit nichts vor der Elaſticität voraus. Die hierher gehörigen Einheits- und Einfachheitsvorſtellungen werden daher nur formal ſein können und ſich übrigens eine nähere Beſtimmung und Beſchränkung durch die Erfahrung gefallen laſſen müſſen. Individualität iſt untheilbare Einfachheit; jedoch hat die Untheilbarkeit nur einen Sinn in Beziehung auf einen beſtimmten Zuſammenhang erfahrungsmäßiger Vorgänge. Die Conſequenz der Individualität iſt nach dem empiriſchen Begriffe derſelben (und einen anderen haben wir nicht) die Nothwendigkeit der Zerſtörung im Falle der Theilung. Weit entfernt alſo, den Begriff der Dauerbarkeit und Unzerſtörlichkeit einzuſchließen, iſt die empiriſche Vorſtellung des Individuellen gänzlich an den Gedanken der unter gewiſſen Vorausſetzungen erfolgenden Vernichtung einer gewiſſen Art der Exiſtenz geknüpft. Die Kategorie der Einfachheit muß erſt metaphyſiſch entarten, wenn ſie den Gegenſatz der Trennbarkeit bezeichnen ſoll. Einfache Weſen (Monaden oder wie ſonſt die metaphyſiſchen Erdichtungen heißen mögen) können niemals gehörig definirt werden. Es fehlt im Bereiche der empiriſchen Conceptionen in der That an Mitteln, um dieſe ausſchließlich in einem nebelhaften Denken hauſenden Gebilde näher zu beſtimmen. Der Verſuch einer näheren Charakteriſtik würde ſo zu ſagen ihr Tod ſein. Es iſt daher wohl begreiflich, daß ſich die Pfleger dieſes metaphyſiſchen Spuks inſtinctiv ſcheuen, von ihren Conceptionen gehörige d. h. in verſtandesmäßige Begriffe gefaßte Rechenſchaft abzulegen. Von Seiten des Begriffs der Individualität hätten wir alſo nunmehr keine falſche, über die Erfahrung hinausgehende Einheitsvorſtellung des Grundes der Bewußtſeinserſcheinungen zu beſorgen. Dagegen verführt die gemeine Vorſtellung des Ich, welche nichts als eine falſche Verdinglichung iſt, zur metaphyſiſchen Conception einer mit dem Zuge des empiriſchen Denkens unverträglichen Einheitsvorſtellung. Das Bewußtſein iſt eine Mannichfaltigkeit von Wahrnehmungen und Gedanken. Wer giebt mir das Recht, demſelben eine andere Einheit anzudichten, als in dem Grunde der Möglichkeit der Syntheſis des Mannichfaltigen wirklich gegeben iſt? Gegenwärtige Anſchauung, Erinnerung und Anticipation ſind die weſentlichen Geſtalten des Bewußtſeins. Die Einheit deſſelben darf alſo nur als ein uns übrigens unbekannter Grund des Daſeins dieſer Formen vorgeſtellt werden. Das Ich (im engeren Sinne des Begriffs d. h. abgeſehen von der jedem beliebigen Dinge zukommenden Individualität) iſt nur inſofern vorhanden, als in der That eine Mannichfaltigkeit ſubjectiver Erregungen in demſelben übergreifenden Bewußtſein zuſammengefaßt wird. Denkt man ſich dieſe Zuſammenfaſſung geſtört, ſo iſt die Einheit der ſubjectiven Welt zerriſſen. Der objective Zuſammenhang der Vorgänge, alſo die Individualität mag immerhin beſtehen. Wo einmal das Gedächtniß durch eine Schranke in ſeiner erinnernden Function unterbrochen iſt, kann zwar noch die formale Einheit (d. h. die bloße Möglichkeit des Bewußtwerdens) vorhanden ſein, muß jedoch materiell das Ich als getheilt angeſehen werden. Ein Menſch, dem der gewöhnliche Umfang

der auf ſeine Individualität bezüglichen Erinnerung erheblich beſchränkt würde, würde nicht viel mehr als die leere Form der Bewußtſeinsmöglichkeit übrig behalten und ſo beweiſen, daß die materielle Einheit des Bewußtſeins von einer auf die Erfahrung bezüglichen Ausführung gewiſſer ſynthetiſcher Functionen abhängig ſei. Aber auch ohne auf abnorme Vorgänge einzugehen, können wir die mannichfaltige Geſtaltung der Bewußtſeinseinheit aus verſchiedenen allbekannten Zuſtänden kennen lernen. Was iſt das Ich im Bewußtſein des Traumes? Wie iſt die Einheit des Bewußtſeins in dem noch unausgebildeten Verſtande des Kindes beſchaffen? Was gehört überhaupt in einem gegebenen Zeittheilchen zu unſerer ſubjectiven Welt? Ueberlegt man die Beſchaffenheit dieſer verſchiedenen Zuſtände nach Maßgabe der Unterſcheidung zwiſchen der allgemeinen Form und der beſonderen materiellen Ausdehnung des Bewußtſeins, ſo zeigt ſich, daß die Einheit des Bewußtſeins nicht anders als die Einheit der Natur concipirt werden darf. Die Verdinglichung eines Ich, welches im Fluſſe der Erſcheinungen beharrt, iſt nur inſoweit gerechtfertigt, als die Erfahrung zu dieſer Vorſtellung Anlaß giebt. Uebrigens iſt aber jede Verdinglichung (auch die empiriſche) nicht als ausſchließliche Form der Einheitsvorſtellung anzuerkennen. Andernfalls wird ein falſcher vermittelnder Begriff in das empiriſche Raiſonnement verwebt, und es kann in Folge deſſen an Widerſprüchen nicht fehlen. Beſcheiden wir uns dagegen, unſere Begriffe von Einheit und Einfachheit ſtets nur nach Maßgabe der erfahrungsmäßigen Thatſachen zu gebrauchen, ſo entgehen wir allem Scheine, welcher ſich an die Dialektik, die mit der metaphyſiſchen Caricatur des Ich getrieben wird, anknüpfen mag. Wir würden unſere dialektiſchen Bemerkungen für verloren erachten, wenn es ſich nur darum handelte, dem metaphyſiſchen Aberglauben zu ſteuern. In dieſer Richtung giebt es viel mächtigere Beweggründe, als jemals in einem blos logiſchen Raiſonnement enthalten ſein können. Der Geiſt der ſtrengen Wiſſenſchaft und des energiſchen Handelns iſt ſo ſehr antimetaphyſiſch, daß ſich gegenwärtig die Philoſophie auf bloße Andeutungen zu beſchränken hat, wenn ſie nicht eine längſt abgemachte Sache immer wieder von Neuem als Problem hinſtellen will. Dagegen kommt es heute vornehmlich darauf an, das empiriſche Denken von metaphyſiſchen Feſſeln zu befreien, und nachzuweiſen, wie gerade das wiſſenſchaftliche Denken auch ſelbſt dann, wenn es nicht über die Objecte der Erfahrung hinausgehen will, unwillkürlich falſchen metaphyſiſch entarteten Conceptionen verfallen könne. Die Vorſtellung des Ich verleitet häufig zur Confuſion von Erſcheinungen, die getrennt gehalten werden ſollten. Man ſetzt nicht ſelten eine Uebereinſtimmung des Denkens oder des Handelns gerade da voraus, wo man das ſubjective Centrum in Beſtandtheile zerlegen ſollte. Man macht auf dieſe Weiſe manche Thatſache ſcheinbar unbegreiflich, die gar nichts Ueberraſchendes haben würde, wenn man ſie nicht aus der Vorausſetzung einer falſchen Einheitlichkeit betrachtet hätte. Natureinheit und Bewußtſeinseinheit dürfen ihrer materiellen Beſchaffenheit nach nie anticipirt werden, ſondern müſſen ſich als gegebene Thatſächlichkeiten

bekunden. Die ungelenkigen und plumpen Vorstellungen von menschlichen Charakteren sind nichts als falsche Einheitsconceptionen. Das Ich darf weder als Träger des Bewußtseins noch als Träger des Willens anders als formal gedacht werden. Sonst entstehen metaphysische Wesenheiten, mit denen das ehrliche Raisonnement nicht operiren kann, weil es nicht weiß, was es bei ihnen abgesehen von ihrer bloßen Form zu denken habe. Indessen wird es doch eine dialektische Wendung geben, durch welche man diese Wesenheiten beseitigen kann. Die metaphysische Charakteristik wird nämlich im Grunde stets empirischer Natur sein; denn auch die dichtende und träumende Metaphysik besitzt glücklicherweise keine Schöpferkraft und muß daher ihren Stoff irgendwo aus der Erfahrung entlehnt haben. Nun ziehe man kühn Consequenzen aus den im metaphysischen Gebilde enthaltenen empirischen Elementen und verwickele auf diese Weise den Inhalt des empirischen Begriffs in den Zusammenhang der Erfahrungswelt. Man kann sicher sein, daß in dieser Feuerprobe kein metaphysischer Begriff besteht. Die Berührung mit dem empirischen Denken ist für das Nebelreich der begrifflichen Phantastik unerträglich. Man nöthige daher stets zur Ziehung von Consequenzen, die sich im empirischen Zusammenhange bestätigen oder widerlegen müssen, und man wird die metaphysischen Herrlichkeiten leicht bezwingen. Diese allgemeine Regel bewährt sich vortrefflich in den falschen Einheitsvorstellungen, die den vermittelnden Begriff des Ich fälschen. Man setze voraus, daß ein sich selbst gleiches Ich mit bestimmten zu empirischen Consequenzen führenden Eigenschaften in einem besonderen Falle zu Grunde liege, und man wird durch Vergleichung der Consequenzen dieser metaphysischen Fiction mit den gegebenen Thatsachen beurtheilen können, inwiefern jene Voraussetzung richtig war. Durch diese Wendung kehrt sich das Verhältniß um. Zuerst sollte eine metaphysische Wesenheit uns zur Erkenntniß der Erscheinungen verhelfen; nun aber sind die Erscheinungen zum Maß des metaphysischen Begriffs geworden, der sich durch diesen Proceß in eine empirische Hypothese verwandelt hat. Anstatt eine bestimmte Art der Einheit von vornherein vorauszusetzen, schließt man auf eine solche erst aus den gegebenen Thatsachen und legt daher in den Einheitsbegriff Nichts hinein, wozu man nicht durch die Erfahrung berechtigt ist.

Die allerschlimmste metaphysische Einbildung, die das Interesse der Denker seit Jahrtausenden am meisten irre geleitet hat, ist die Vorstellung der Freiheit als einer bestimmten Kraft, die im Stande sei, alle Motive zu paralysiren. Wollen wir das hier fragliche Problem in einer ganz neuen Weise formuliren, so müssen wir sagen, daß die unhaltbaren Freiheitsbegriffe auf falschen Vorstellungen von der Vermittelung der Einheit im Handeln beruhen. Einerseits wird diese Einheit durch den Fatalismus in Form einer Nothwendigkeit gedacht, zu welcher die Voraussetzungen (denn keine Nothwendigkeit ist ohne Voraussetzung) im Dunkeln belassen und allenfalls mit einem Namen (etwa einer unerklärlichen Fatalität) beehrt werden. Anderer-

ſeits wird die Einheit des Geſchehens und mithin auch des Handelns auf eine Macht zurückgeführt, die völlig ſelbſtändig und unabhängig von empiriſchen Beſtimmungen über eine Handlung entſcheiden ſoll. Beide Vorſtellungsarten, ſo ſehr ſie auch von einander abweichen, ſtimmen doch wenigſtens darin überein, auf metaphyſiſch entarteten Begriffsfaſſungen zu beruhen. Die Einheit der mannichfaltigen Cauſalitäten, die in einer Handlung zuſammenwirken, darf nicht wiederum als Cauſalität und ebenſo wenig als Subſtanz gedacht werden. Wir ſind hier, wie überall, auf kritiſche Empirie angewieſen und haben in dieſem beſonderen Falle nur den Vortheil eines einfachen unmittelbaren Bewußtſeins voraus. Da ſich das unmittelbare Bewußtſein nur auf die formale Möglichkeit des Handelns (in Abſtraction von objectiven Hemmungen) bezieht, ſo kann es nur inſofern durch Erfahrung widerlegt oder beſtätigt werden, als es zu materiellen Anticipationen übergeht. Dies iſt nun aber der regelmäßige Fall. Es iſt gar nicht möglich, verſtandesmäßige Vorſtellungen von der menſchlichen Freiheit zu hegen, ohne über den leeren Möglichkeitsbegriff zu Inhaltsvorſtellungen fortzuſchreiten. Jedes beſtimmte Urtheil über Freiheit oder Unfreiheit des Handelns bezieht ſich auf Vorausſetzungen, die in der Geſetzmäßigkeit der materiellen, ſei es ſubjectiven, ſei es objectiven Ordnung wurzeln. Das empiriſche Denken muß daher entſcheiden, wie die Einheit in der Syntheſis der mannichfaltigen Cauſalitäten im Allgemeinen, ſowie im beſonderen Falle vorzuſtellen ſei. Hierbei iſt es aber ganz unmöglich, den unmittelbaren blos formalen Möglichkeitsbegriff zur Illuſion zu ſtempeln. Indem ſich dieſer Begriff für weiter nichts giebt, als was er wirklich unmittelbar iſt, bleibt er vor jeder ernſtlichen Anfechtung geſichert. Denn es giebt im ganzen Bereiche des empiriſchen Denkens keine Vorſtellung von der Einheit des Handelns, in welcher Etwas für oder wider jene vermittelnde Möglichkeitsvorſtellung enthalten ſein könnte. Das Urtheil, welches ſtillſchweigend in jenem Möglichkeitsbegriffe eingeſchloſſen iſt, ſoll ſich ja gar nicht auf die äußeren Bedingungen, ſondern einzig und allein auf die allgemeine und unveräußerliche Form in der Entſtehung aller Entſchlüſſe beziehen.

Räumt man auf die eben angedeutete Weiſe ebenſo mit der metaphyſiſchen Freiheit, wie mit dem metaphyſiſchen Determinismus auf, ſo eröffnet ſich eine Ausſicht auf Unterſuchungen der empiriſchen Freiheit, die der menſchlichen Theilnahme würdig ſind. An die Stelle erdichteter Einheitsvorſtellungen tritt die Erforſchung der Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten. Dieſe Erforſchung hat innerhalb des menſchlichen Weſens dieſelbe Aufgabe, wie im Gebiete der objectiven Natur. Nur iſt die Beobachtungsart eine andere und ſogar leichtere. Die unmittelbare Wahrnehmung belehrt uns über Verhältniſſe und Grade der Determination und über die Abweſenheit von Nöthigungen. Dagegen iſt freilich genaue Meſſung der quantitativen Beſtimmungen bis jetzt noch nicht als möglich abzuſehen. Doch könnte vielleicht eine indirecte Methode wenigſtens zu annähernden Schätzungen und durchſchnittlichen Werthen verhelfen.

Indeſſen geht uns hier die nähere Angabe der Beſtimmung des empiriſchen Freiheitsbegriffs, der allein keine Erdichtung iſt, nicht weiter an. Es genügt, darauf hingewieſen zu haben, daß eine in zwei Richtungen verfehlte Vorſtellungsart der Einheit des Geſchehens das Weſen der metaphyſiſchen Einbildungen des Fatalismus und der ſogenannten intelligiblen Freiheit ausmacht.

Nachdem wir die vermittelnden Begriffe, die den freien Verſtandesgebrauch am meiſten einſchränken, in ihren Hauptgeſtalten gekennzeichnet haben, können wir nun auf das echte aprioriſche und auf das empiriſche Denken näher eingehen, ohne beſorgen zu dürfen, metaphyſiſche Hinterhalte im Rücken gelaſſen zu haben.

Vierter Abſchnitt.

Entwickelung aus Begriffen.

Erſtes Capitel.

Reines Denken.

Wir haben die Metaphyſik in ihren falſchen Begriffsfaſſungen ſo eben kennen gelernt. Es giebt nun aber noch eine, wenn auch unſchuldige Wendung, den Schein des Wiſſens hervorzubringen. Der Verſuch, aus Begriffen mehr zu entwickeln, als in ihnen wirklich enthalten iſt, wurde ſchon ſehr früh gemacht. Urſprünglich war es nicht betrügeriſche Abſicht, ſondern Selbſttäuſchung, was zu dem Vorgeben führte, es laſſe ſich aus Begriffen Etwas entwickeln, was zunächſt und unmittelbar gar nicht in ihnen gegeben ſei. Die allgemeine Form, in welcher derartige logiſche Erſchleichungen vor ſich gingen, war folgende. Man wies auf einen einfachen Begriff hin, nahm dann den Ausgangspunkt von einer ſolchen Definition dieſes Begriffes, welche das ſchon enthielt, was nachher in Form eines Urtheils formulirt werden ſollte, und ſchloß nun ganz richtig analytiſch aus dem Inhalte der Definition. Die Selbſttäuſchung beſtand in der Vernachläſſigung des Umſtandes, daß man im Anfange bereits concipirt hatte, was man erſt zu erſchließen glaubte. Man machte ſich ſeinen eigenen Begriff deutlicher, indem man die in ihm enthaltenen Elemente gegliedert vorſtellte; aber man vergaß, daß der urſprüngliche Ausgangsbegriff ſelbſt eine Erdichtung ſein konnte. Wir wollen hier nicht von ontologiſchen Beweiſen reden, deren allgemeines Schema auf die mannichfaltigſten Objecte anwendbar iſt; wir wollen uns nicht mit Erläuterungen aufhalten, wie man etwa das Daſein der Geſpenſter, der thieriſch magnetiſchen Kraft und die reale Bedeutung des Ganzen an Halucinationen und abnorme Gehirnzuſtände geknüpften Apparats von Schwindelvorſtellungen gut ontologiſch beweiſen könnte. Wir wollen ſogleich die allgemeine Wurzel des Uebels bloslegen und auf dieſe Weiſe Sorge tragen, daß nicht inmitten der poſitiven und anſcheinend ſtrengen Wiſſenſchaft ontologiſcher Spuk getrieben werde. Die Scheinbeweiſe aus Begriffen ſind häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Man denke nur daran, wie oft der Begriff des Staats

dienen muß, allerlei Satzungen der Politik den Anſchein logiſcher Nothwendigkeit zu verleihen. Gegen derartige Künſte ſchützt man ſich ein für alle Mal, indem man ſich das Schema des Truges verdeutlicht. Die Einführung von Definitionen, deren Berechtigung man nicht nachweiſt, iſt die unſchuldige Wendung, durch die man allerlei künftig zu ziehende Conſequenzen einſchmuggelt. Man würde allerdings dem Verſtande, der ſich durchſchnittlich in den logiſchen Faſſungen der poſitiven Wiſſenskreiſe des erwähnten Gebiets bekundet, zu viel Ehre anthun, wenn man völlig bewußte und im Voraus berechnete Täuſchung als Grund jener Wendung vorausſetzen wollte. Zur Sophiſtik bedarf es nicht des vollen logiſchen Bewußtſeins über die trügeriſche Natur einer Wendung; der bloße Inſtinct genügt, um die täuſchende Form unwillkürlich wählen zu laſſen. Außerdem bedient ſich natürlich auch die liebe Einfalt des ganzen logiſchen Trugapparats, deſſen Schwäche ſie wohl empfindet, aber nicht bloszulegen vermag. Eine einzige kurze Regel kann nun gegen die ganze erwähnte Claſſe von Täuſchungen ſchützen. Man laſſe keine Begriffsfaſſung oder Begriffsbeſtimmung zu, welche ſich nicht als berechtigt nachweiſt. Man prüfe jede Syntheſis, die in einer Definition eingeſchloſſen iſt. Man fordere Entwickelungen der Begriffe, ehe man ſich auf Entwickelungen aus dieſen Begriffen einläßt. Man richte die Kritik nicht erſt gegen die Conſequenzen der Definitionen, ſondern ſogleich gegen die Definitionen ſelbſt. Ja man beſchränke dieſe kritiſche Arbeit nicht auf die ausdrücklichen Begriffsbeſtimmungen, ſondern richte ſie gerade mit beſonderer Sorgfalt gegen die ſtillſchweigend vorausgeſetzten Begriffe.

In neueſter Zeit hat man ſich häufig den Anſchein gegeben, als deducire man aus Begriffen. Es liege in dem Begriffe der Sache (heißt es oft), daß ſich Etwas ſo oder ſo verhalten müſſe. Woher ſtammt aber dieſer Begriff der Sache? Iſt er vielleicht inſpirirt? Oder iſt es nicht vielmehr die gemeine Begriffsbildung, auf die man zurückzuweiſen hätte, falls man ſolide verfahren wollte? Der in der Luft ſchwebende Begriff iſt eine ſehr ſchlechte Stütze des Raiſonnements. Er, der ein bloßer Durchgangspunkt ſein ſollte, wird ſogleich zum Ausgangspunkte gemacht. Auf eine Nachfrage nach dem Urſprunge des Inhalts dieſes Begriffs ſoll man ſelbſtverſtändlich verzichten und ſich wohl noch gar wundern, was die trügeriſche Dialektik Alles aus einem bloßen Begriffe herauszuklauben verſtehe. Indeſſen es liegt, wendet man uns ein, in den Begriffen Etwas, was aller beſonderen Begriffsbildung vorangeht, und daher nicht durch beſondere Nachweiſung gerechtfertigt zu werden braucht. Dieſen Faktor der Begriffsbildung leugnen wir nicht. Aber wir ſehen in ihm nur die Bethätigung formaler Functionen des Denkens und fordern daher für den materiellen Gehalt der Conceptionen ſtets eine beſondere Nachweiſung.

Die Regel vorausgeſetzt, daß man aus Begriffen nur inſofern Etwas entwickeln könne, als man die Begriffe ſelbſt zuvor gebildet hat, iſt es nun nicht ſchwer, für das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft zu beſtimmen, was verſtändigerweiſe eine Entwickelung aus Begriffen ſein könne. Wir unterſcheiden zu dieſem Behufe zwiſchen dem reinen

und dem empirischen Denken. Jenes hat bei uns den ganz bestimmten Sinn, die Bewegung im Gebiet der formal logischen und der rein mathematischen Vorstellungen zu bezeichnen, während das empirische Denken noch außerdem durch vermittelnde Erfahrungsbegriffe geleitet wird.

Wir können rücksichtlich des reinen Denkens sehr kurz sein. Formale Logik und reine Mathematik constituiren sich durch die Bethätigung ein und derselben Erkenntnißart. Ihre Einsichten sind daher im Kantischen Sinne des Worts synthetisch, d. h. sie haben die Form der Erfahrung ihrer Entstehung zu Grunde liegen. Man geht aus dem unmittelbaren Begriffe heraus, um einen andern Begriff herbeizuziehen. Dieser Hergang ist völlig derselbe wie in der Bildung der Erfahrungsurtheile. Der Unterschied besteht nur darin, daß in dem einen Falle die allgemeine Form der Vorstellungen der Gegenstand ist, während in dem andern Falle noch materielle Bestimmungen hinzukommen. Man könnte daher sagen, daß das reine Denken sich von dem empirischen dadurch unterscheidet, daß sich jenes auf innere formale Erfahrung beschränkt, dieses aber auf materielle Erfahrung ausdehnt. Entwickelung aus Begriffen findet daher im Gebiete des reinen Denkens nur insofern statt, als das ganze Gebiet ein Inbegriff rein ideeller Satzungen ist. Die logische Form der Entwickelung kann keine andere als im empirischen Denken sein. Zur Hervorbringung der Urtheile des Grundes und der Urtheile der Gattung dienen in beiden Gebieten dieselben vermittelnden Begriffe. Nur scheidet sich das aprioriſche Gebiet als ein maßgebender Inbegriff rein formaler Satzungen, denen kein besonderer Erfahrungsinhalt je widersprechen kann, von der Cultur der empirischen Begriffsbildung völlig ab und macht auf diese Weise eine selbstständige Sphäre der Gedankenbewegung aus. Man entwickelt in der Logik und Mathematik nicht eigentlich aus Begriffen, sondern aus dem Quell aller rein begrifflichen Bestimmungen. Der innere Grund der Vorstellungs- und Gedankengesetzmäßigkeit spielt hier dieselbe Rolle, wie im empirischen Denken der Grund der materiellen Thatsachen. Bloße Subsumtionen kommen natürlich im reinen Denken ebenso wie im empirischen Raisonnement vor; aber sie sind in beiden Sphären nicht die wichtigeren Mittel der Erkenntnißbildung.

Das Beweisen aus der Definition kann nie eine andere Bedeutung als die Anwendung des Satzes der Identität haben sollen. Geht man auf die Definition zurück, so erinnert man nur an den Ausgangsbegriff und an die Nothwendigkeit, die ursprüngliche Conception im Laufe des Raisonnements unverändert festzuhalten. Uebrigens kann aus der Definition nur durch formal logische Vermittelungen Etwas entwickelt werden. Man kann die Begriffselemente, die in der Definition vereinigt wurden, getrennt zur Geltung bringen und so durch Reflexion formal logische Einsichten gewinnen. Durch ein solches Verfahren wird aber der Stoff der Erkenntniß, auf den es vornehmlich abgesehen ist, nicht im Geringsten vermehrt. Außerdem wird die Richtigkeit der Definition vorausgesetzt. Nun kann aber

ſchon die Syntheſis der in der Definition enthaltenen Begriffselemente auf falſchen Urtheilen beruhen. Mithin ſind die Begriffsfaſſungen keine letzte Inſtanz, ſondern nur einfache Formen, ein Vorſtellungsgebilde aus der übrigen Möglichkeit des Denkens und Setzens herauszuheben. Die fälſchlich ſogenannte Subſtanz des Begriffes bietet daher niemals einen Anhaltspunkt für mehr als analytiſche Conſequenzenziehung dar. Aller Fortſchritt der Einſicht vermittelt ſich dagegen durch formale Erfahrung.

Der Mißbrauch, welcher mit der reinen Logik und Mathematik nicht ſelten getrieben wird, beruht auf der Annahme, daß das reine Denken an ſich ſelbſt zu materiellen Aufſchlüſſen verhelfen könne. Allerdings wird es der formalen Logik und reinen Mathematik in ihrer Abſonderung von der empiriſchen Wiſſenſchaft nicht leicht einfallen, die materielle Erfahrung durch reines Denken erſetzen zu wollen. Allein in den Verwickelungen der Anwendungsfälle geſchieht häufig, was abgeſehen von dieſer Complication geradezu als widerſinnig erſcheint. Nicht bisweilen, ſondern in der Regel wird es vergeſſen, daß bloße Logik und Mathematik nur inſofern zur Entdeckung empiriſcher Wahrheiten und zum Nachweiſe empiriſcher Geſetze verhelfen können, als Erfahrungsprincipien vorhanden ſind, an welche das Raiſonnement anknüpft. Dem Satze „aus Nichts beweiſt ſich Nichts“ entſpricht eine vielleicht noch wichtigere logiſche Regel, in welcher das Nichts nur relativ gemeint iſt. Alle Verknüpfungen des rein logiſchen und rein mathematiſchen Raiſonnements ſind ein Nichts, wenn es ſich auch nur um die geringſte empiriſche Einſicht handelt. Die logiſche Regel, die wir hier meinen, läßt ſich daher auch ſo ausdrücken: „Gleichartiges wird aus Gleichartigem abgeleitet“. Der Ausgangspunkt muß ein empiriſcher Oberſatz oder Unterſatz, d. h. eine allgemeine oder beſondere Thatſache der Erfahrung ſein, wenn aus ihm andere empiriſche Vorſtellungen gefolgert werden ſollen. Es müſſen empiriſche Principien vorausgeſetzt werden, wenn es zu empiriſchen Conſequenzen kommen ſoll. Es führt keine Brücke aus der Sphäre des formalen Denkens in die des materiellen Raiſonnements. Die Gedankenbewegung im aprioriſchen Felde kann durch eigene Kraft nicht über ſich ſelbſt hinaus. Nur inſofern jede empiriſche Thatſache in die reine Form des Denkens und Vorſtellens eingehen muß, iſt innerhalb der Sphäre des empiriſchen Urtheilens und Schließens die formale Vermittelung eines Ueberganges von einer Einſicht zur andern möglich. Man darf jedoch nie vergeſſen, daß bloße Logik und Mathematik nur dadurch empiriſche Ergebniſſe liefern, daß ſie zuvor von empiriſchen Vorausſetzungen ausgehen. Durch bloße Logik (abgeſehen von empiriſchen Anknüpfungspunkten) wird wiederum nur Logiſches, und durch reine Mathematik (abgeſehen von den Conſequenzen, die im Anwendungsſtoffe ihren Grund haben) wiederum nur rein Mathematiſches gewonnen. Dieſe Behauptung mag trivial klingen. Indeſſen ſehe man ſich doch einmal in den Proceduren um, durch welche die Analytiker zweiten Ranges empiriſche Principien mathematiſch zu beweiſen ſuchen. Das Geſetz des ſogenannten Parallelogramms der

Kräfte iſt ſogar noch von Cauchy mit einem neuen illuſoriſchen Beweiſe verſehen worden. Selbſt in einem Ueberbleibſel des Alterthums, dem der Umſtand, daß es ſo ſehr allein ſteht, vielleicht einen zu hohen Rang verſchafft hat, ſelbſt bei dem unvergleichlichen Archimedes (der, beiläufig bemerkt, Ariſtarchs richtige Vorſtellung vom Sonnenſyſteme als überlieferte Meinung berichtet aber nicht verwerthet) findet ſich ein von Huyghens und Späteren gefühlter aber nicht logiſch analyſirter Verſtoß gegen das von uns formulirte Geſetz. Auch Archimedes glaubte die Regel des Gleichgewichts am Hebel in einer Weiſe ableiten zu können, in welcher das Ungenügende der empiriſch axiomatiſchen Vorausſetzungen durch blos mathematiſches Raiſonnement erſetzt würde. Die Neueren würden die logiſche Verfaſſung der ſtrengen Wiſſenſchaften, in denen viel Mathematik angewendet wird, in weniger tumultuariſchem Zuſtande belaſſen haben, wenn ſie ſich an die einfache Einſicht gehalten hätten, daß reine Logik und reine Mathematik die Elemente des Inhalts der empiriſchen Erkenntniß nur vermitteln, aber nicht ſchaffen können. Eine kritiſche Sichtung, die in der Sphäre der angewandten Mathematik bis auf den heutigen Tag viel zu thun findet, würde die Form des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeins durchſichtiger geſtalten und für die Zukunft viele unnütze Unternehmungen erſparen können. Von dem Mißbrauche der Logik als eines vermeintlich ſelbſtgenugſamen Mittels, Einſichten zu ſchaffen, beſonders zu reden, möchte überflüſſig ſein. Die Scholaſtik, deren Hauptvorausſetzung eben in der Meinung beſteht, ein bloßer Formalismus könne zu materiellen Einſichten verhelfen, — die Scholaſtik iſt in allen ihren Formen thatſächlich gehörig gewürdigt, d. h. verachtet. Wir können daher von Auseinanderſetzungen Abſtand nehmen, die Nichts weiter lehren würden, als daß das logiſche Raiſonnement nur in Beziehung auf mathematiſche oder empiriſche Gegenſtände der Anwendung ein materielles Wiſſen vermitteln kann. Die Entwickelung aus Begriffen kann daher nur in dem Maße von Statten gehen, als die zu entwickelnden Einſichten zuvor gewonnen und in der einfachen Form von Begriffen fixirt worden ſind.

Der vorgeblichen Entwickelung aus einem Begriffe wird man, inſofern die Entwickelung eine echte Syntheſis enthält, am beſten die Berufung auf den Satz „aus Nichts deducirt ſich Nichts" entgegenſetzen. Ein ſogenanntes reines Denken, welches mit Nichts beginnt, kommt begreiflicherweiſe auch zu Nichts — wenigſtens nicht, wenn es ohne Schwindelwendungen zugeht. Schmuggelt man dagegen ein, was man gerade braucht, ſo kann man ſich in Arabesken hinſchlängeln, wohin der Inſtinct treibt. Auf dieſe Weiſe kann man auch allenfalls eine Caricatur, oder beſſer geſagt, eine Verhöhnung der Logik und des geſunden Verſtandes zu Wege bringen. Doch laſſen wir hier die weitere Rückſichtnahme auf Erſcheinungen, die es nur ganz äußerlichen Umſtänden verdanken, daß wir ſie bisweilen mit einem flüchtigen Hinweiſe auf ihren pathologiſchen Charakter beehren.

Um ſchließlich noch unſern Begriff des reinen Denkens vor zweideutiger Auslegung zu ſichern, wiederholen wir, daß wir unter dem-

ſelben nichts als die Gedankenbewegung in dem abgeſonderten Gebiete der reinen Logik und Mathematik verſtehen. Die Darſtellung des empiriſchen Denkens wird ebenfalls dazu beitragen, das Weſen des reinen Verſtandes durch den Gegenſatz näher zu beſtimmen.

Zweites Capitel.

Empiriſches Denken.

Die falſchen Behauptungen einer Entwickelung aus Begriffen werden innerhalb der reinen Logik und Mathematik ſehr leicht widerlegt. Man braucht nur nach Beiſpielen der vorgeblichen Entwickelung zu fragen, um an deren Ausbleiben oder auch an der Beſchaffenheit der Proben zu erkennen, was es mit der beſagten Anmaßung für eine Bewandtniß habe. Schwerer hält es in den verwickelteren Gebieten des Wiſſens Scheinableitungen von echten Deductionen zu unterſcheiden. Um ſich in der logiſchen Verfaſſung des empiriſchen Gebiets zurecht zu finden, muß man die allereinfachſten Fälle empiriſcher Verknüpfung zum Ausgangspunkt nehmen. Um zu erkennen, wie eine begriffliche Entwickelung in den Erfahrungswiſſenſchaften geſtaltet ſein müſſe, iſt es nöthig, die einzelnen Vermittelungsarten des Raiſonnements in völliger Abſonderung zu betrachten. Wir fragen uns daher, welcher Geſtalt eine Entwickelung aus Begriffen in den Wiſſenſchaften der Natur und in denen der ſocialen Welt ſein könne. Ehe wir uns jedoch ein Urtheil erlauben, heben wir aus dem Naturwiſſen die Mechanik als einfachſten Fall heraus. Wie iſt, fragen wir die Vertheidiger der Entwickelung aus Begriffen, das Deduciren mechaniſcher Sätze möglich? Doch wohl nur ganz auf dieſelbe Weiſe, wie in jedem andern (etwa rein mathematiſchen) verſtandesmäßigen Raiſonnement. Man entwickelt aus den durch die Erfahrung gegebenen beſonderen Thatſachen (Unterſätzen) allgemeine empiriſche Hypotheſen (empiriſche Axiome), die dann die Oberſätze der ganz gewöhnlichen Schlüſſe bilden. Es iſt hier, wo wir keine Theorie der logiſchen Functionen geben, nicht unſere Aufgabe, die Bildung der empiriſchen Axiome zu erörtern. Nur müſſen wir an den ſehr weſentlichen Umſtand erinnern, daß man ſich die unmittelbare (d. h. ungerechtfertigte) Einführung empiriſcher Axiome (z. B. der mechaniſchen Trägheit oder Beharrung) nicht ebenſo wie die der aprioriſchen Axiome gefallen laſſen darf. Denn letztere ſind unmittelbar evidente Einſichten; man braucht nur zu wiſſen, was gemeint ſei, um ſogleich mit dem eigenen Verſtande der Wahrheit der fraglichen Vorſtellungen beiſtimmen zu können. Die Function des Verſtandes iſt hier ſelbſt die Bürgſchaft, daß das fragliche Urtheil nicht auch anders ausfallen könne. In den empiriſchen

Axiomen haben wir aber nicht Functionen des Verſtandes, ſondern Satzungen der Natur, d. h. allgemeine Thatſachen, vor uns, die ſich in allem beſonderen Verhalten der Dinge wiederfinden ſollen. Es iſt daher ein beſonderer Erkenntnißact nöthig, um nur überhaupt erſt zu empiriſchen Axiomen zu gelangen. Die aprioriſchen Fundamentaleinſichten liegen ſo zu ſagen dieſſeits, die empiriſchen aber jenſeits der Erkenntnißthätigkeit. Begriffe von einem empiriſchen Zuſammenhange müſſen daher immer erſt erworben werden, während die Nothwendigkeit aprioriſcher Axiome mit dem Verſtande ſelbſt gegeben iſt. Leiten wir nun aus empiriſchen Oberſätzen irgend etwas Beſonderes ab, ſo iſt die Form der Deduction offenbar ganz dieſelbe, wie wenn das Ausgangsprincip aprioriſch wäre. Man ſetzt die allgemeine Gültigkeit (z. B. des Beharrungsgeſetzes) voraus und macht nun dieſen Begriff gerade ſo geltend, als handelte es ſich um die bloße Form eines allgemeinen Urtheils. Jeder empiriſche Schluß iſt mithin ſtillſchweigend durch die Vorausſetzung eingeſchränkt zu denken, daß der empiriſche Oberſatz wirklich von ſtrenger, d. h. ausnahmsloſer Allgemeinheit ſei. Nun iſt aber der Werth eines empiriſchen Geſetzes oder, was daſſelbe iſt, eines empiriſchen ſynthetiſchen Begriffs gänzlich von der Zuverläſſigkeit der in ihm enthaltenen Annahme abhängig. Ob und in wie weit eine empiriſche Thatſache allgemein ſei, muß nun aus dem vorbereitenden Act, durch welchen ſie aus den beſonderen Thatſachen gewonnen wird, deutlich erhellen. Wir werden alſo wiederum die Entwickelung der Begriffe und zwar hier noch häufiger als im aprioriſchen Gebiete fordern müſſen, ehe wir uns überhaupt auf die Vorſtellung einer Entwickelung aus Begriffen einlaſſen können. Die Mechanik müßte daher, um ihre logiſche Verfaſſung zu verbeſſern, einen vorbereitenden Theil enthalten, in welchem gezeigt wird, wie man ſich von der Allgemeingültigkeit der ſpäter in Bezug genommenen Axiome überzeugen könne. Hierdurch würde jeder Anſchein einer Entwickelung aus Begriffen verſchwinden, und die wahre Geſtalt des empiriſchen Denkens gegliedert hervortreten.

Wenn wir einen allgemeinen Satz in einem beſonderen Falle zur Anwendung bringen, ſo enthält die Folgerung in einer gewiſſen Hinſicht weniger als die urſprüngliche Vorausſetzung. Die Hervorbringung der Erkenntniß beruht alſo, inſofern ſie den Weg vom Allgemeinen zum Beſonderen geht, ſtreng genommen auf Einſchränkungen.

Es wird nicht Alles, was in einem Begriffe enthalten iſt, wirklich zur Geltung gebracht. Der Umfang des Wiſſens muß ſich verengern, damit ſpecielle Einſichten möglich werden. So ſcheint es denn, als hätte man in der Folgerung der Erkenntniß noch weniger als in der Vorausſetzung. Indeſſen löſt ſich dieſe Paradoxie leicht auf. In der Hervorbringung der ſpeciellen Erkenntniß kommt es uns gerade auf Einſchränkungen an, damit Combination und Syntheſis möglich werden. Man denke z. B. an die Art und Weiſe, wie die analytiſche Mechanik die wenigen empiriſchen Principien, von denen ſie ausgeht, zur Vermittelung ganz beſtimmter Einſichten benutzt, die ſich auf mathematiſch reſtringirte und wohl umgrenzte Aufgaben beziehen.

Der Gang der Entwickelung ist hier ganz dem Schema der Hervorbringung mathematischer Einsichten analog. Man schafft sich so zu sagen noch einmal eine Mathematik und zwar unter der Voraussetzung, daß die hier fraglich werdenden mathematischen Conceptionen nicht mehr rein formal, sondern empirisch näher bestimmt sind. Hieraus folgt, daß man von vornherein absehen kann, es werde sich der empirische Gehalt auch nicht um das Geringste über die Consequenzen der ursprünglichen Principien hinaus steigern lassen. Stellt sich daher eine Aufgabe, die (wie z. B. die Angabe des Erfolges im mechanischen Stoße) neue empirische Voraussetzungen fordert, so ist man mit der Entwickelung aus jenen ursprünglichen Principien am Ende. Eine Anwendung der Analysis findet allerdings auch in diesem Falle statt; aber man hält sich unmittelbar an die neuen Data der Erfahrung. Man braucht allermindestens die Voraussetzung innerer physikalischer Kräfte, die bisher außer dem Spiele gelassen werden konnten. Der einzige neuere Mathematiker, der für logische Schärfe und Eleganz ernstlichen Sinn zeigte, hat denn auch in der That zutreffend zwischen den verschiedenen Arten von Aufgaben unterschieden, zu denen im Fortgange der Entwickelung der Mechanik neue eigenthümliche Voraussetzungen erforderlich werden. In Lagrange's bis jetzt unübertroffener und unvergleichlicher Darstellung zeigt sich die Mechanik um so mehr als logisch gegliederte Wissenschaft, als die schwachen Stellen der Verkettung nicht verhüllt sondern hervorgehoben werden. Die Darsteller zweiten Ranges pflegen zu glauben, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, wenn sie über die bedenklichen und unklaren Punkte möglichst leise hinwegschleichen. Man kann daher die logische Verfassung einer Wissenschaft nur aus den Darstellungen ersten Ranges kennen lernen. Das logische Bewußtsein, soweit es überhaupt nach dem jeweiligen Stande einer Wissenschaft vorhanden sein kann, wird sich in jenen Darstellungen nie verleugnen. Es bedarf dann nur einiger Reflexion, um den specifischen Logiker und Philosophen, dem es auf eine übersichtliche Vorstellung von der Gliederung der Wissenschaft ankommt, in den Stand zu setzen, mit leichter Mühe einen Schritt über die positive Darstellung hinaus zu thun. Nur eine solche bestimmte Verfolgung der Gestaltung einer Wissenschaft kann uns lehren, welcher Art die Entwickelung in dem fraglichen Gebiete überhaupt sein könne. Durch eine solche Untersuchung werden wir aber auch unsere allgemeinen Anticipationen, die wir versuchsweise zu Gesetzen erhoben, bestätigt finden. Die allgemeine Vorstellung, derzufolge alle eigentliche Entwickelung aus Begriffen auf Einschränkung beruht, bedarf allerdings ihrem allgemeinen Sinne nach gar keiner Bewährung. Sie steht von vornherein schematisch fest. Dagegen muß uns die besondere Betrachtung lehren, welches Element die eigenthümlichen Combinationen und so die Vermehrung der Einsicht möglich mache. Die Einschränkung der Allgemeinheit einer Vorstellung auf einen besonderen Fall ist, zunächst und einseitig betrachtet, eine Verminderung des Wissens. Die Vermehrung kann nur in der Verbindung mit anderen ähnlichen Einschränkungen bestehen. So zeigt sich, daß die sogenannte Entwickelung aus Begriffen in der That die Nebensache, die Syn-

theſis verſchiedener Vorſtellungen zu einem ſpecielleren Begriffsgebilde aber die Hauptſache iſt. Die reine Logik und Mathematik finden ſich alſo mit ihrem Typus der Hervorbringung von Einſichten in aller Empirie wieder. Da keine materielle Vorſtellung ohne die allgemeine Form des Denkens und Vorſtellens ſein kann, ſo iſt es auch gar nicht überraſchend, wenn die Form der Entwickelung für alle nur mögliche Wiſſenſchaft im Weſentlichen dieſelbe bleibt. Wie ſollte auch der empiriſche Verſtand, der doch die Form des reinen Denkens als Element einſchließt, die Grundgeſtalt aller Gedankenverbindung verleugnen? Es iſt daher ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die logiſche Conſtitution der Wiſſenſchaft ſei dualiſtiſch. Sie iſt einheitlich, und es thut ihrer Einheit keinen Eintrag, daß die Empirie als Form eines vollſtändigeren Wiſſens auch eine reichere logiſche Gliederung haben muß. Während man in dem rein formalen Wiſſen die Axiome unmittelbar einführen kann, fordern, wie ſchon oben erwähnt, die empiriſchen Grundbegriffe eine Entwickelung aus beſonderen Thatſachen, und es muß daher innerhalb der empiriſchen Wiſſenſchaft die Begriffsbildung zugleich als Rechtfertigung der Begriffe dienen.

Ganz wie im Naturwiſſen, deſſen einfachſter Typus die rationale Mechanik iſt, muß auch in den Wiſſenſchaften des ſocialen Daſeins die ſogenannte Entwickelung aus Begriffen, ſo weit ſie wirklich analytiſche Conſequenzenziehung iſt, auf Einſchränkung beruhen. Die Syntheſis, die regelmäßig das meiſte Intereſſe haben wird, muß ſich auch hier, ſo paradox es klingen mag, durch mathematiſche Urtheilskraft vermitteln. Die allgemeinen Arten der Syntheſis (d. h. die verſchiedenen Gattungen der Cauſalität) werden aus den durch die unmittelbare Erfahrung gegebenen Verknüpfungen in derſelben Weiſe, wie die Axiome der Mechanik, abgeleitet. Die allgemeine Form dieſer Ableitung iſt überall und durchgängig in der geſammten empiriſchen Wiſſenſchaft Hypotheſenbildung im weiteren Sinne des Worts. Doch giebt es eine einzige freilich ſehr weit reichende und zugleich tiefgehende Behandlungsart der ſocialen Erſcheinungen, in welcher man die Axiome unmittelbar an die Spitze ſtellen kann. Sobald es ſich nämlich um pſychologiſche Begründungen handelt, können uns gewiſſe Syntheſen unmittelbar einleuchten. Die regelmäßigen Verhältniſſe und Eigenſchaften gewiſſer Gemüthsbewegungen müſſen unmittelbar empfunden werden, wenn überhaupt Erkenntniß ſtatthaben ſoll. So thöricht es wäre, ein mathematiſches Axiom erſt noch entwickeln zu wollen, ebenſo verkehrt würde es ſein, den unmittelbaren Gehalt einer Empfindung aus äußeren Umſtänden herzuleiten. Wo das Urtheil ſeinem Weſen nach auf der Empfindung beruht, iſt eben die Sphäre der Empfindung das einzige Gebiet, auf welches man ſich zur Verſtändigung über die Identität eines Begriffes berufen darf. Der Eine, ſagt man, empfindet denſelben Reiz in dieſer, der Andere in jener Weiſe. Ganz gewiß. Allein um auch nur dieſe Bemerkung zu machen, mußte die Vorſtellung eines gemeinſamen Empfindungsmaßes zu Grunde liegen. Der Begriff eines gewiſſen Wärmegefühls, welches in verſchiedenen Subjecten genau daſſelbe ſei, iſt das einzige Mittel der Verſtändigung über die Unterſchiedlichkeit der Empfindung

in beſonderen Fällen (etwa bei gleichen äußerlichen Reizen). In allen Subjectivitätsurtheilen muß mithin der Ausgangspunkt von dem Gefühle genommen werden. Die ſubjective Affection enthält das Maß, wodurch wir das Objective in letzter Inſtanz würdigen. Der gewöhnliche Einwand gegen die Unzuverläſſigkeit der Empfindungsbegriffe verſteht ſich ſelbſt nicht gehörig. Es iſt mit dieſem Einwande ähnlich bewandt, wie mit der Verläumdung der Sinne. Anſtatt die falſchen Objectivitätsurtheile anzuklagen, wendet man ſich gegen das unverrückbare Centrum ſelbſt und mißtraut den unmittelbaren Anzeigen der Empfindung, die an ſich ſelbſt noch völlig complexe Urtheile ohne Unterſcheidung der Variationen im ſubjectiven und im objectiven Factor ihrer Hervorbringung ſind. Was thut es, daß auf gleichen objectiven Reiz abweichende Empfindungen oder Gefühle entſtehen? Man kann getroſt aus der Empfindung urtheilen; denn dieſes Urtheil gilt nur unter der ſtillſchweigenden Vorausſetzung, daß auch in anderen Subjecten eben dieſe und keine andere Empfindung zu Grunde liege. Man kann daher aus den pſychologiſchen Gefühlsbegriffen nach Belieben analytiſche Conſequenzen ziehen.

Die eben erwähnte Claſſe von Begriffen giebt oft Anlaß, da von aprioriſcher Entwickelung zu reden, wo man in der That Nichts weiter meint, als die Unabhängigkeit des ſubjectiven Urtheilens von dem Verhalten der Objectivität. Die Einſicht, welche unmittelbar mit einer Triebempfindung verbunden iſt, bleibt völlig unabhängig von äußerlichen Einwirkungen. Was eine edlere Art der Empfindung ſei, kann nur unmittelbar durch das Gefühl ſelbſt entſchieden werden. Es giebt eine von vornherein maßgebende Quelle von Urtheilen, die ihre Beſtätigung von keiner beſondern Erfahrung oder objectiven Unterſuchung zu erwarten haben. Sämmtliche Begriffe moraliſcher Natur haben ihre Wurzeln im praktiſchen Weſen des Menſchen und können daher niemals durch rein objective Beſtimmungen erſetzt werden. Freilich wird man die außerhalb des Subjects belegenen Vorausſetzungen der Entſtehung der Subjectivitätsbegriffe feſtzuſtellen haben; aber man wird das Maß der moraliſchen Werthſchätzung nur innerhalb des Gebiets der innern Vorgänge ſuchen dürfen. Der Subjectivismus iſt alſo hier am Orte, darf aber nicht mit dem, was wir aprioriſche Satzung nennen, verwechſelt oder gar für einen Beleg mehr als analytiſcher Begriffsentwickelung angeſehen werden. Wenn wir uns z. B. überall bemühen, unſern Begriff von der Analogie des Rechtsgefühls und der Rache in allen nur erdenklichen Gerechtigkeitsconceptionen nachzuweiſen, ſo ſind wir uns bei dieſer Unternehmung bewußt, Nichts weiter zu thun, als eine von vornherein ſubjectiv feſtſtehende und über allen Zweifel erhabene Vorſtellung in ihren Einſchränkungen auf beſondere Fälle ſo zu ſagen zur Recognition zu bringen. Was in dem erwähnten hochwichtigen Begriffe an Syntheſis bereits urſprünglich enthalten iſt, wird in der analytiſchen Bethätigung deſſelben weder vermehrt noch vermindert. Es verhält ſich mit dieſem principiellen Ausgange wie mit dem phyſikaliſchen Beharrungsgeſetze. Eine fruchtbare Anwendung wird erſt durch die Combination mit

anderen Grundſätzen ermöglicht, während die rein analytiſchen Conſequenzen eigentlich nur den Umfang des Begriffs illuſtriren. Das Intereſſe des Wiſſens haftet daher auch nicht ſonderlich an analytiſchen Ausſpinnungen. Man fordert geſchickte Combination und betrachtet die Hervorbringung zweckentſprechender Einſichten als eine Kunſt der Syntheſis. Man anticipirt mit leichter Mühe die von vornherein feſtſtehende Wahrheit, daß ein Begriff eine Sphäre habe. Man wird durch die Hinweiſungen auf die einzelnen Fälle, in denen ſich derſelbe Begriff antreffen läßt, mit Recht gelangweilt. Man ſtrebt nach Hervorbringung von Einſichten, die eine verſteckte Verbindung enthüllen, und man verachtet ein bloß analytiſches Gebahren als fade Weisheit. Was alſo wirklich durch Entwickelung aus Begriffen geleiſtet werden kann, iſt auch in den moraliſchen Wiſſenſchaften von verhältnißmäßig ſehr geringem Werthe. Der Schwerpunkt des Wiſſens wird immer in die Combination, nicht in die bloße Entwickelung der Begriffsinhalte oder der Begriffsumfänge fallen. Bisweilen iſt freilich eine blos analytiſche Ueberlegung, die ſich vielleicht nur auf eine einzige empiriſch ſubjective Beobachtung ſtützt, völlig genügend, ganze Syſteme vermeintlicher Syntheſen in Nichts aufzulöſen. So iſt die Bemerkung, daß eine moraliſche Zumuthung die Form des Sollens hat, verbunden mit der logiſchen Reflexion, daß die Principien den Conſequenzen formal gleichartig ſein müſſen, für die Kritik eines ganzen Inbegriffs fundament- und haltungsloſer Moralſyſteme entſcheidend. Man braucht ſich nur zu fragen, ob der Urheber irgend einer Methode, moraliſche Satzungen zu begründen, ſtillſchweigend oder ausdrücklich ein Sollen im Auge gehabt habe. Iſt dies der Fall, und verſucht er dennoch dieſes Sollen in ſeinen principiellen oder axiomatiſchen Begriffen zu vertuſchen, ſo weiß man wenigſtens, daß nicht einmal die gemeine Logik zur Geltung gelangt iſt. Denn das Sollen muß in den Oberſätzen vorhanden ſein, wenn es analytiſch in den beſonderen Satzungen zum Vorſchein kommen ſoll. In dieſem Falle nützt uns alſo unſere klare Vorſtellung von der analytiſchen Natur einer Entwickelung aus Begriffen weit mehr, als dem vagen, aller abſtracten Orientirung ermangelnden Denken ſein oft nicht unanſehnlicher Reichthum an allerlei materiellen Conceptionen.

Sehen wir jetzt von den empiriſchen Vorausſetzungen aller empiriſchen Schlüſſe ab, und fragen wir uns, auf welche Weiſe die Syntheſis, oder anders ausgedrückt, die Combination gegebener Elemente des Wiſſens vor ſich gehe. Die allgemeine Geſtalt der Erfahrungscombination wird überall und durchgängig und mithin auch in der eigentlichen Speculation maßgebend ſein. Die Vermittelung durch quantitativ beſtimmtes Denken wird eine regelmäßige Vorausſetzung der Ausführbarkeit der Syntheſen bilden. Die Entwickelung wird daher in der Geltendmachung der aprioriſchen und empiriſchen Verſtandesfunctionen, nicht aber in der bloßen identiſchen Feſthaltung der einzelnen Begriffe beſtehen. Verſtandesmäßige Entwickelung, (in welcher die combinatoriſchen Functionen das erheblichſte Element des Fortſchritts bilden werden) iſt nicht mit bloßer Entwickelung aus Be-

griffen zu verwechseln. Jene bezieht ſich auf den einheitlichen Grund der formalen und materiellen Nothwendigkeit, dieſe dagegen nur auf den identiſchen Inhalt eines beſtimmten ruhenden Begriffs. Syntheſis findet daher nur dann ſtatt, wenn man von einem Begriffe zum andern übergeht und, anſtatt ſich auf den Inhalt der fertigen Begriffe zu beſchränken, zur Conception neuer Vorſtellungen fortſchreitet. Die weſentlich ſynthetiſchen Begriffe, welche die Urtheile des Grundes und der Urſächlichkeit vermitteln, ſind die allgemeinen Ausgangspunkte für die Ueberleitung der Gedanken. Indeſſen ſpielen bei aller Syntheſis die räumlichen und zeitlichen Vorausſetzungen der Mannichfaltigkeit eine wichtige Rolle. Die Begriffe ſind discontinuirlich, und es iſt daher von einem zum andern nur durch einen Sprung zu gelangen. Dieſer Sprung kann jedoch durch quantitativ ſtetige Veränderung eingeleitet werden. Aus dieſem Geſichtspunkte eröffnet ſich die Ausſicht auf neue dialektiſche Wendungen, die mit der Vorſtellung einer vermeintlichen Entwickelung aus Begriffen eng zuſammenhängen. Wenn wir von dieſen Wendungen gehandelt haben, können wir den wahren Sinn, der hinter den thörichten Vorſtellungen von einer Entwickelung aus Begriffen zu ſuchen iſt, nämlich die Idee einer organiſchen Gedankenentwickelung unterſuchen.

Fünfter Abſchnitt.

Unterbrechung und Stetigkeit.

Erſtes Capitel.

Discontinuität in den Begriffen.

Unſere bisherige Darſtellung hat gezeigt, wie der gewöhnliche Sinn, der ſich an die Forderung letzter Begründungen knüpft, ungehörige Unendlichkeitsvorſtellungen im Auge hat, und wie es mithin unthunlich ſei, auf die gemeinen metaphyſiſchen Frageſtellungen zu antworten. Nun hat ſich in der neueren Zeit und zwar ganz unabhängig von den Privatſyſtemen die Vorſtellung, daß ſich eine im höheren Sinne logiſch zu nennende Conſequenz an die Stelle der unhaltbaren Metaphyſik ſetzen laſſe, einige Anerkennung verſchafft. Die Geſtalt, in der man ſich die Rolle der an Stelle der Metaphyſik agirenden Logik denkt, wird häufig durch das Schlagwort einer Entwickelung aus Begriffen bezeichnet. In dem vorangehenden Abſchnitte haben wir die Täuſchungen angedeutet, denen man rückſichtlich der Tragweite vereinzelter Conceptionen leicht verfällt. Entwickelung aus Begriffen kann jedoch einen ganz allgemeinen Sinn haben ſollen und in dieſem Falle eine ſehr wohl zu rechtfertigende Vorſtellung ſein. Denkt man nämlich an den Umſtand, daß ſich in einem Begriffe ein irgendwie variables Element finde, ſo kann die durch das ſpontane Denken eingeleitete wirkliche Veränderung deſſelben als logiſches Mittel betrachtet werden, über den fraglichen Begriff hinauszukommen oder wenigſtens an deſſen Grenze zu gelangen. Hierdurch eröffnet ſich die Möglichkeit, mit einer gewiſſen Stetigkeit von einem Begriffe zum andern überzugehen. Anſtatt ſogleich ein ganzes begriffliches Element aus dem Zuſammenhange eines complexen Begriffsgebildes zu entfernen, verfährt man ſtufenweiſe und zwar in der Regel durch Steigerung oder Minderung in beliebigen Intervallen. Offenbar iſt dieſe Art der dialektiſchen Vermittelung nur unter der Vorausſetzung anwendbar, daß ſich in dem gegebenen Begriff, von welchem die Ueberleitung ausgehen ſoll, wenigſtens ein Element finde, welches der allmäligen Veränderung fähig iſt. Anderenfalls würde von einem

Begriff zum andern nur durch einen Sprung zu gelangen ſein. Die Begriffe an ſich ſelbſt, d. h. in Abſtraction von der quantitativen Beſtimmtheit ihrer Elemente betrachtet, ſind discontinuirlich, und wenn man bisweilen den Grundſatz gelten läßt, daß die Natur keinen Sprung mache, ſo iſt dieſe Vorausſetzung entweder eine durchaus falſche Anticipation oder will mit beſonderen Einſchränkungen verſtanden ſein.

Von Gattung zu Gattung, von Art zu Art, von Geſtalt zu Geſtalt oder, um uns ganz allgemein auszudrücken, von einem ruhenden Schema zum anderen iſt ſtets nur durch einen begrifflichen Sprung zu gelangen. Selbſt die ſtetige quantitative Vermittelung, welche uns bisweilen die Einſicht verſchafft, daß alle Möglichkeiten der Interpolation erſchöpft ſeien, hebt die Nothwendigkeit des ſprungweiſen Ueberganges nicht auf. Nur durch Vermittelung falſcher Unendlichkeitsbegriffe iſt es möglich, den trügeriſchen Schein eines vollkommen ſtetigen Ueberganges hervorzubringen. Die Begriffe ſind ihrer Natur nach discontinuirlich wie die Zahlen. Freilich ſchließt dieſer Umſtand die Häufung von Einſchaltungen nicht aus. Zwiſchen einer Begriffsgeſtalt und einer anderen können ſehr viele Zwiſchenglieder, aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur in endlicher Zahl gegeben ſein. Man kann alsdann in einem gewiſſen Sinne ebenfalls von einem ſtetigen Uebergange reden. Doch wird der hier anwendbare Stetigkeitsbegriff von ganz anderer Natur ſein, als derjenige, welcher die Veränderung der Quantitäten betrifft. Die Abänderung eines Begriffsgebildes kann verhältnißmäßig gering ausfallen, wenn das ſprungweiſe hinzukommende Element die allgemeine Uebereinſtimmung des urſprünglichen und des neuen Gebildes nur wenig ſtört. Die Aehnlichkeit läßt auch dann ein Mehr oder Minder zu, wenn es ſich nicht um bloße Größenverſchiedenheiten handelt. Man kann daher eine Reihe von Begriffen, die einander nahe verwandt ſind, allenfalls ſtetig nennen, wenn Glied an Glied durch Vermittelung eines ſehr geringen begrifflichen Zuſatzes gebunden erſcheint. Ein begrifflicher Sprung kann eine größere und geringere Weite haben. Man kann die natürliche Scala beobachten oder Mittelglieder überſpringen. In beiden Fällen iſt der Fortſchritt discontinuirlich, weil von Begriff zu Begriff kein blos quantitativer Uebergang möglich iſt. Allein in dem einen Falle iſt die Möglichkeit der Interpolation vielleicht erſchöpft, während in dem anderen willkürliche Abſtände gelaſſen ſind. Der Zuſammenhang eines begrifflichen Stufenganges kann zwar nur im Sinne des ununterbrochenen Fortganges der Zahlenreihe ſtetig heißen. Indeſſen auch dieſe Stetigkeit hat eine große Bedeutung für das logiſche Bewußtſein, und man ſollte daher nie an dem Worte Anſtoß nehmen, ſobald nur der begriffliche Sinn, der aus dem Zuſammenhange erhellen muß, irgendwie zu rechtfertigen iſt. Die Schriftſteller bedienen ſich häufig des Ausdrucks der Stetigkeit, wo ſie nichts als eine gewiſſe Vollſtändigkeit der möglichen Einſchaltungen meinen. In ſolchen Fällen würde es nur dialektiſche Chikane ſein, wenn man abſichtlich eine falſche Stetigkeitsvorſtellung unterlegte. Ja ſogar der vorher er-

wähnte uralte Grundſatz, dem zufolge die Natur in ihren Bildungen und Actionen keinen Sprung macht, könnte einen guten Sinn erhalten, wenn man ihn ſeines metaphyſiſchen Gehalts entkleidete und auf eine rein logiſche Möglichkeitsvorſtellung zurückführte. Doch müſſen wir, ehe wir dieſe anſcheinend bedenkliche Vertheidigung eines in ſeinem gewöhnlichen Sinne in der That unhaltbaren Princips unternehmen, zuvor den Begriff der Vollſtändigkeit der Einſchaltungen auf dem uns vollkommen durchſichtigen aprioriſchen Gebiete entwickeln.

Art und Größe, d. h. begriffliche Regel und quantitative Beſtimmtheit des durch dieſe Regel Geſetzten, ſind die beiden Fundamentalvorſtellungen, durch welche ſich die Logik in zwei Gebiete zerlegt. Die Beſtimmung nach Arten d. h. die Kennzeichnung nach Begriffen, ſowie überhaupt alles Raiſonnement, in welchem die quantitative Beſtimmtheit der Conceptionen keiner beſonderen Beachtung gewürdigt wird, hat etwas Vages und Unvollkommenes. Die Logik der bloßen Qualitäten (denn Qualität iſt uns hier begriffliche Beſtimmtheit im Gegenſatze der Größenbeſtimmtheit) iſt etwas Rudimentäres und ſo zu ſagen eine Beſchäftigung für den Kindheitsſtandpunkt des Denkens. Das Raiſonnement in vagen (d. h. quantitativ nicht gehörig beſtimmten) Begriffen hat nur eine geringe Tragweite und erfährt ſehr bald ſeine Beſchränktheit und Ohnmacht. Eigentliche Geſetze, mögen ſie ſich nun auf ſubjective Empfindungsbegriffe (wie z. B. die Behauptungen Spinoza's über die Verkettung der Gemüthsbewegungen) oder auf objective Naturvorgänge beziehen, behalten ſo lange eine höchſt unvollkommene Geſtalt, als es nicht gelingt, dieſelben auf Größenvorausſetzungen zu beziehen. Ja ſogar wird es meiſt unmöglich ſein, überhaupt richtige Geſetze ohne die ſtillſchweigende Vorausſetzung gewiſſer Größendata zu formuliren. In der That hat auch Spinoza ſeine Vorſtellungen von der Geſetzmäßigkeit der Gemüthserregungen keineswegs von der Vorausſetzung eines Mehr oder Minder der Affection unabhängig halten können. Innerhalb der Art muß eine ſtillſchweigende oder ausdrückliche, annähernde oder genaue, oder doch mindeſtens hypothetiſche Größenbeſtimmung ſtattfinden, wenn überhaupt eine logiſche Beherrſchung des Wirklichen angeſtrebt wird. Ein Gedankengang, der ſich in bloßen Qualitätsbegriffen bewegt, iſt ſtreng genommen gar nicht möglich. Irgend welche ſtillſchweigende Größenvorausſetzungen ſchieben ſich unwillkürlich unter, und die wirkliche ſynthetiſche Erkenntniß wird regelmäßig nur durch die Vermittelung vollſtändig (d. h. nicht blos der Art, ſondern auch der Größe nach) beſtimmter Conceptionen gewonnen. Wenn wir daher von einem Raiſonnement in vagen Begriffen reden, ſo verſtehen wir unter demſelben diejenige Gedankenhaltung, welcher das Bewußtſein abgeht, daß dem Denken quantitative Vorausſetzungen unentbehrlich ſind. Das vage Raiſonnement bildet ſich ein, mit der Cultur bloßer Artbegriffe die poſitive Erkenntniß fördern zu können, während es nur ein höchſt unvollkommenes Mittel der vorläufigen Beſtimmung der roheſten Verhältniſſe iſt.

Die eben gegebene Erläuterung über die Bestimmung nach Art und Größe setzt uns in den Stand, die Wichtigkeit eines quantitativ vermittelten Ueberganges von Begriff zu Begriff zu ermessen. Vollständige Disjunctionen oder mit anderen Worten erschöpfende Eintheilungen der Begriffssphären sind, wie sich im aprioriſchen Gebiete völlig evident machen läßt, nur durch quantitative Synthesis herzustellen. Man denke an das gemeine Beispiel der Gliederung der allgemeinen Vorstellung des Kegelschnitts. Hier kann man von der Parabel zur Ellipse durch quantitative Variation übergehen, d. h. man kann den begrifflichen Sprung, welcher von dem einen Gebilde zum anderen unerläßlich ist, durch allmälige Größenveränderung kenntlich machen und sich überzeugen, daß zwischen beiden Gebilden keine Einschaltung eines anderen Begriffes thunlich ist. Eine Scala von Begriffen, die nach einem allgemeinen Gesetze erzeugt ist, und bei welcher sich die Unmöglichkeit der Einschaltung von Zwischengliedern absehen läßt, nenne ich vollständig. Beispiele solcher Reihen können wir natürlich nur auf dem aprioriſchen Gebiete beibringen. Denn nur hier beherrschen wir den Inbegriff aller Constructionsmöglichkeit. Indessen sind gerade diese völlig durchsichtigen aprioriſchen Begriffsverhältnisse geeignet, eine deutliche Vorstellung von der wahren Beschaffenheit des sogenannten Ueberganges oder gar der Metamorphose der Conceptionen zu verschaffen. Bis jetzt waren nur verstandesmäßig unhaltbare Ideen von einem Uebergange der Begriffe im Umlaufe. Von den Caricaturen der Dialektik will ich hier gar nicht reden; nur an die Vorstellungen der strengsten Wissenschaft, der mathematiſchen Analysis, sei erinnert. Mit welcher Unklarheit ist nicht bei Mathematikern und Physikern die Idee des sogenannten Durchganges durch das Unendliche verbunden? Wo giebt es bis jetzt eine rationelle (also wohl gemerkt, nicht etwa mystiſche oder sonst nebelhafte und confuse) Rechenschaft über die eigentliche Bedeutung der unendlichen Steigerungen und Minderungen der variablen Elemente der Begriffe? Wer hat bis jetzt ernstlich zwischen der gemeinen Stetigkeit und der Vollständigkeit der begrifflich springenden Einschaltungen unterschieden? Unsinnige Redensarten, wie z. B. daß das Stetige discret und das Discrete stetig sei, und wahnwitzige sogenannte höhere Einheiten zwischen Stetigkeit und Unterbrechung giebt es wohl. Auch monadologiſche Erdichtungen, welche den Stetigkeitsbegriff verarbeiten, sind zu haben. Allein bei allen diesen Auskünften fehlt nichts, als der Verstand, und wir müssen uns daher wohl entschließen, die ganze Frage als neu zu betrachten.

Man überlege das von uns gegebene Beispiel, so gewinnt man eine Vorstellung von der einzig möglichen Art, von einem Begriffe zum anderen überzugehen. Der Gedanke einer begrifflichen Gliederung, die nicht weiter interpolirbar ist, erhält eine feste Gestalt; man erkennt den Grund und die Grenze der Discontinuität. Man begreift, was es heiße, wenn gesagt wird, die weitere Vermittelung zwischen zwei Begriffen sei ausschließlich quantitativ. Ja sogar der alte scholaſtiſche Begriff der Individuation wird durch jenes einfache aprioriſche Beispiel

beleuchtet. Wo die begriffliche Unterscheidungsmöglichkeit aufhört, tritt der reine Größenunterschied als das nur noch allein übrige Kriterium ein. Doch verwechsele man diesen Gedanken nur gar nicht mit jener Zwittervorstellung eines sogenannten Umschlagens der Quantität in die Qualität. Ein gewisser Begriff ist nur innerhalb eines gewissen Spielraumes von Größenverhältnissen zu verwirklichen. Dieser Satz enthält den haltbaren Kern jener Idee, welche die Qualität an eine gewisse Quantität bindet. Der Größenunterschied kann aber nie zum Artunterschied werden, wo nicht der Artbegriff überhaupt den Begriff der Größe als wesentlichen Bestandtheil enthält. Der Kahlkopf der Eleaten ist offenbar ein sinnlich gefaßter Begriff, und es scheint rücksichtlich des hierher gehörigen Schulspäßchens die Frage erlaubt, nicht bei dem wievielten Haare die Kahlköpfigkeit, sondern bei der wievielten Gedankenmonade die Gedankenlosigkeit aufhöre. Die Verknüpfung gewisser begrifflicher Eigenschaften mit gewissen quantitativen Grenzen ist aprioriſch und empiriſch eine bekannte Thatsache, aber wohlgemerkt nichts weiter als eine Thatsache. Im aprioriſchen Felde können wir eine deutliche Einsicht in die Beschaffenheit dieser Thatsache erreichen; im empiriſchen Gebiet (z. B. rücksichtlich der Tonempfindungen, deren Gattungen an die Schwingungszahl gebunden sind) müssen wir uns zunächst mit dem Gegebensein der fraglichen Abhängigkeit begnügen. Lassen wir jedoch jetzt diese dialektiſche Seitenwendung auf sich beruhen. Halten wir uns an die einfache verstandesmäßige Vorstellung der Bildung einer vollständigen Scala so zu sagen individueller Begriffe.

Könnten wir uns auf den Standpunkt der Actionen der Natur stellen, so würden wir vielleicht etwas Analoges, wie in der aprioriſchen Begriffserzeugung, wahrnehmen. Es hat allerdings gar keinen Sinn, eine Beschränktheit der Einschaltungsmöglichkeit ganz ohne Voraussetzung zu denken. Indessen bleibt uns doch noch eine Auskunft übrig. Was überhaupt sein und nicht sein könne, ist weder Gegenstand für unsere noch für eine andere Erkenntniß. Es widerstreitet dem Begriffe des Erkennens, daß voraussetzungslos bestimmt werde, was möglich oder nicht möglich sei. Derartige Behauptungen, die von dem Wesen des Denkens selbst abstrahiren, werden daher hier gar nicht in Frage kommen. Dagegen handelt es sich um die Erwägung, was unter Voraussetzung der Formen unseres Denkens in das Bewußtsein gelangen und nicht gelangen könne. An sich mag immerhin zwei gleich drei und ein Raum mit fünf Dimensionen vorhanden sein; für uns kann nur sein, was wenigstens formal mit den Eigenschaften der Denkbarkeit ausgestattet ist. Nun kann eine Begriffsscala von unendlich vielen Stufen gar nicht als gegeben gedacht werden. Es muß eine Grenze geben, bei welcher die nähere Bestimmung der allgemeinen Begriffsschemata Halt macht. Anderenfalls würde das Denken geradezu unmöglich sein. Soweit also die gedankliche Auffassung thatsächlich vorhanden ist, beruht sie auf der objectiven Begrenztheit der Gegenstände der Begriffe. Man bedenke nur ernstlich, was eine unendliche Einschaltung von Arten zwischen zwei gegebenen Extremen für eine

unhaltbare Conception ſei. Die unendliche Zahl ſpielt hier wiederum eine Rolle. Die Unzahl von Interpolationen mag allenfalls als dichteriſche Hyperbel gelten, muß aber aus der Logik ausgeſchloſſen bleiben. Die Unzahl erhält hier eine analoge Bedeutung, wie das Unding. Man kann alſo eine Stufenfolge von Gattungen nur als eine unterbrochene Vielheit beſtimmter Gebilde betrachten, innerhalb deren allerdings noch Veränderungen, aber nur ausſchließlich quantitative Variationen möglich ſind. Die Identität des Begriffs wird von diſen Größenveränderungen gar nicht berührt. Wenn alſo die Natur in der That ohne Sprung verfahren ſollte, ſo müßte ſie alle nur denkbaren Größenverſchiedenheiten des einen Gliedes der vollſtändigen Begriffsſcala verwirklichen, ehe ſie zu dem nächſtfolgenden übergeht. Iſt nun auch, wie wir im nächſten Capitel ausführlich erweiſen werden, ſelbſt innerhalb der ſtetigen Größenveränderung keine Verwirklichung unendlich vieler Stufen denkbar, ſo ſteht doch nichts entgegen, vorauszuſetzen, daß die quantitative Steigerung in derjenigen Form, in welcher ſie überhaupt denkbar iſt, bei der Hervorbringung der discreten Begriffsreihen mitgewirkt habe. Ganz wie wir in unſerem eigenen conſtruirenden Denken von Begriff zu Begriff durch quantitative Vermittelungen gelangen können, dürfte auch die Natur in ihren Schöpfungen dieſelbe Form des Fortſchreitens eingehalten haben. Nur vergeſſe man nicht, daß dieſe Vorſtellungsart zunächſt eine bloße Möglichkeit iſt und daher nur vermittelſt des empiriſchen Denkens zur genau umgrenzten Thatſache erhoben werden kann. Die Naturbildungen bieten ſich uns zunächſt als iſolirte Thatſachen dar; eine unterbrochene Reihe von Gebilden iſt die Grundgeſtalt unſerer bisherigen ſyſtematiſchen Vorſtellungen. Nur würde es freilich überraſchend ſein, wenn ſich die quantitative Variation innerhalb der äußerſten begrifflich feſten Formen als Mittel des Ueberganges erwieſe. Doch hat es bis jetzt (aller Allmäligkeitsvorſtellungen, mit welchen ſich die Lyell und Darwin zu helfen ſuchen) nicht den Anſchein, als ſollten die begrifflichen Sprünge der Naturaction einem ſtetigen Fluſſe der Gebilde das Feld räumen. Der Zug unſerer Vorſtellungen ſtrebt allerdings nach mehrgliedrigen Vermittelungen und deutet ſogar darauf hin, daß es vielleicht einſt möglich werden könnte, auch die nur quantitativen Interpolationsſtufen aufzufinden. Allein die Stetigkeit, die in unſeren Vorſtellungen in abſtracter Weiſe vorhanden iſt, braucht nicht eine Form der Naturaction zu ſein. Die Unterſuchung des gemeinen quantitativen Stetigkeitsbegriffs, die wir bis jetzt zur Seite gelaſſen haben, wird uns noch weiter über den möglichen Sinn unſeres uralten Princips der Naturphiloſophie orientiren.

Zweites Capitel.

Stetigkeit in den quantitativen Uebergängen.

Von Begriff zu Begriff ist, wie wir gesehen haben, nur ein sprungweiser Uebergang möglich. Es fragt sich nun, ob von einer Größe zur anderen eine durchaus andere Art der Vermittelung statthabe. Fassen wir zwei verschiedene Größen, deren Unterschied noch so klein sein mag, so zu sagen ins Auge, d. h. fixiren wir die Vorstellungen derselben als beharrliche Unveränderlichkeiten, so haben wir es in der That mit zwei durch und durch bestimmten Begriffen zu thun, und können zunächst gar nicht angeben, wie die eine Conception aus der anderen hervorgehen solle. Unser Fall scheint gar nicht wesentlich von dem gewöhnlichen Verhalten der Artbegriffe abzuweichen. Zwischen der einen und der anderen Größe ist eine Kluft, die durch noch so viele Einschaltungen in ihrem Wesen nicht verändert wird. Es sind, so viel Zwischenstufen man auch einschalten mag, stets zwei unterschiedene Größen vorhanden, zwischen denen der Uebergang der Art nach unverändert bleibt, gleichviel ob der Abstand groß oder klein ist. Man täuscht sich, wenn man glaubt, die relative Kleinheit könne an dem Wesen des Verhältnisses etwas ändern. Allerdings ist es für die concrete Betrachtung von der größten Erheblichkeit, wie man die Intervalle des Fortschrittes wählt. Allein für unsere abstracte Frage nach der Vermittelung des Ueberganges kommt es einzig und allein auf den Gegensatz zwischen der Nothwendigkeit eines Sprunges und dem vollständig d. h. stetig vermittelten Uebergang an. Vorstellungen verschiedener Größen wollen jede für sich concipirt sein. Das Denken ist mithin gar nicht im Stande, anders als stufenweise (wenn auch freilich in beliebigen Intervallen) fortzuschreiten.

Der Stetigkeitsbegriff ist ein Unendlichkeitsbegriff. Es ist mithin eine wesentliche Aufgabe der Logik des Unendlichen, die Voraussetzungen der Denkbarkeit dieses Begriffes festzustellen. Die gemeine Definition der stetigen Größen ist zwar richtig, kann uns aber für unseren Zweck nicht aushelfen. Eine Quantität ist stetig, insofern die Theile derselben unmittelbar zusammenhängen, oder insofern, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, der eine Theil da anfängt, wo der andere aufhört. Diese Begriffsbestimmung hat in Beziehung auf die räumliche Ausdehnung keine Schwierigkeit. Sie wird aber bereits unbrauchbar, sobald es sich um stetige Intensitätsgrößen (z. B. Gewichte) handelt. Der unmittelbar gegebene Grad der Spannung ist offenbar ein Quantum, dessen Theilung beliebig ist. Man kann mithin behaupten, daß die Entstehung auch dieser Größenart als stetiger Vorgang concipirt werde. Indessen hat es doch eine gewisse Schwierigkeit, sich die Theile der zeitlichen Ausdehnung d. h. der beharrlichen Dauer in einer ähnlichen Weise

zusammenhängend zu denken, wie die Theile des Raumes. Nur indem man die Zeit unter der Form einer Linie vorstellt, ermöglicht man sich eine deutliche Anschauung ihrer Stetigkeit. Nun aber ist die Zeit nicht blos die Form der Aufeinanderfolge, sondern auch der Beharrung. Unsere ganze Vorstellungsart ändert sich, sobald wir nicht mehr einseitig an den Fluß der Erscheinungen, sondern auch an die Unveränderlichkeit und Beharrung von etwas Bestehendem denken. Alsdann scheint uns die doch immer nur symbolische Veranschaulichung der Zeit durch eine Linie nicht mehr ganz zuzutreffen. Der Punkt wäre vielleicht eher geeignet, die Form des sich selbst gleichen Bestehens anzuzeigen. Das Beharrende befindet sich gleichsam fortwährend an demselben Punkte, und es ist erst Veränderung und Bewegung, was uns nöthigt, die Zeit nach Art der Entstehung einer Linie zu denken. Nun dürfen wir uns aber nicht darüber täuschen, daß wir die gewöhnliche Veranschaulichung der Zeit nicht um des Begriffs der Zeit überhaupt willen, sondern ganz speciell behufs der Vorstellung der allgemeinen Form der erscheinenden Veränderung, gewählt haben. Gäbe es keine Veränderung (und die Veränderung ist in der That noch nicht mit dem allgemeinen Begriff der Zeit gegeben), so würden wir die Zeit nicht in Gestalt einer stetigen Summation, die sich durch eine Linie veranschaulichen läßt, denken dürfen. Nun sind die gegebenen Intensitäten wirklich auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt zu beziehen. Denn der Umstand, daß die Empfindung, die dem Intensitätsbegriffe correspondirt, stets eine wenn auch noch so kleine Zeitdauer einnimmt, betrifft gar nicht die Größe der als unabhängig von der Empfindung vorhanden gedachten Kraft. Die Intensitätsgröße ist mithin eine gleichzeitige Coordination von Theilen, deren Zusammenhang man der Art nach nicht näher kennt. Man kann gar nicht wissen, was es in diesem Falle heißen soll, wenn gesagt wird, der eine Theil der Spannungsgröße fange unmittelbar da an, wo der andere aufhört. Die besondere Art der Synthesis, durch welche man die Theile einer Kraftgröße verbunden zu denken hätte, ist nach der gewöhnlichen Vorstellung nicht recht klar. Was also ein stetiger Zusammenhang in dieser Gattung von Größenvorstellungen zu bedeuten habe, muß unmittelbar und nicht etwa auf dem indirecten Wege einer Hinweisung auf die räumliche Anschauung ausgemacht werden.

Halten wir uns zunächst an den einfachsten Fall der Stetigkeit einer mathematischen Linie. Hier stehen sich der Begriff des stetigen Zusammenhanges und die Vorstellung des ausdehnungslosen Punktes gegenüber. Zwei ausdehnungslose Punkte liegen immer außer einander und haben stets eine Entfernung. Denn ist dies nicht der Fall, so ist nur noch ein einheitlicher Punkt vorhanden. Die Erfindung einer dritten Möglichkeit überlassen wir billig denen, deren Weisheit sich darin gefällt, den Verstand auf irgend eine Weise aus der Philosophie auszuweisen.

Um ganz sicher zu gehen, lassen wir die Art von Realität, welche dem ausdehnungslosen Punkte beigelegt werden soll, ganz außer dem Spiele. Wir begnügen uns, auf der identischen Festhaltung des einmal

concipirten Begriffs zu bestehen. Wir fordern nur, was schon mit der Beobachtung des Identitätsprincips gegeben ist. Wir sind also weit entfernt zu behaupten, daß der ausdehnungslose Punkt eine Anschauung sei. Im Gegentheil wissen wir von vornherein, daß jede Anschauung eine Größe haben werde. Wir machen daher Nichts als die unausweichliche Nothwendigkeit des Denkens selbst geltend, welches zwischen einer linearen Ausdehnung und deren Grenzen einen scharf begrifflichen Unterschied unwillkürlich aufrecht erhält. Eine Ortsvorstellung ist völlig genau nur durch Vermittelung des Begriffs des ausdehnungslosen Punktes möglich. Wie soll nun aber die Ortsveränderung zutreffend gedacht werden?

Wir können stets nur eine bestimmte Anzahl von Zwischenörtern concipiren. Obwohl die Möglichkeit der Einschaltung (was die bloße Form des Denkens anbetrifft) unbeschränkt ist, so muß doch jede wirkliche Theilung, zu der sich das Vorstellungsvermögen veranlaßt findet, irgend welche Intervalle überspringen. Der Fortschritt des die Linie aus Theilen zusammensetzenden Denkens ist mithin nicht stetig, sondern unterbrochen. In der That zeigt auch die mathematische Analysis fast in jeder ihrer Proceduren die Nothwendigkeit einer stufenweisen Vorstellung der Größenerzeugung. Man muß sogleich von Theilen der gerade fraglichen Größen ausgehen, wenn überhaupt Zusammensetzung möglich sein soll. Diese Theile können, so lange es sich nicht um empirische Anwendungen handelt, beliebig klein gewählt werden, müssen aber stets von irgend einer Größe sein. Den Mißbegriff der unendlichen Kleinheit, der hier als Aushülfe einzutreten pflegt, haben wir bereits aus der strengen Wissenschaft ausgeschlossen und können daher diese Chimäre gänzlich außer dem Spiele lassen. Es steht mithin fest, daß das Denken der quantitativen Zusammensetzung discontinuirlich ist.

Nun sind aber die Theile, aus denen wir die Größen als entstanden vorstellen, wiederum Größen gleicher Art. Durch die Theilung gelangen wir nie zu Untheilbarkeiten. Wir treten nie aus der Gattung heraus, in der wir uns befinden. Die gerade fragliche Größenart bleibt ihrer letzten Zusammensetzung nach anscheinend unerklärlich. Wir begreifen wohl, wie sich aus gegebenen Größen durch Zusammenfassung wiederum Größen ergeben, aber wir erfahren nicht, wie eine Größe aus Etwas entstehen könne, was selbst nicht Größe ist. Es fehlen uns immer noch die letzten Elemente der Synthesis, und es scheint, als müßte hier die Metaphysik mit ihren Aufschlüssen dazwischen treten. Die Schwierigkeit, die Größenerzeugung zu denken, sei, sagt man, nicht gelöst, sondern durch die fortgesetzten Theilungen nur hinausgeschoben. Man habe noch immer keinen Begriff von der stetigen Größenerzeugung aus ursprünglichen Elementen.

Wer sich den Geist unserer Behandlung der Unendlichkeitsbegriffe angeeignet hat, wird um eine Antwort auf die eben erwähnten Ausstellungen nicht verlegen sein. Er wird erkennen, daß die Conception der ursprünglichen Elemente nur eine neue Form der chimärischen Idee eines letzten Ergebnisses der unbegrenzten Theilung sei. Er

wird die Zumuthung, eine dieſer Idee entſprechende Realität anzugeben, von vornherein zurückweiſen. Er wird Theilbarkeit und Stetigkeit nur auf den Act des Denkens beziehen und ſo die Unbegrenztheit des ungehemmten Fortganges der Theilungen begreiflich machen. Eine unendliche Theilung kann nicht in der Form des Gegebenſeins vorgeſtellt werden. Sie kann nur die negative Schrankenloſigkeit des Vorſtellungsvermögens bedeuten. Die unbegrenzte Theilbarkeit iſt mithin ein Möglichkeits- aber kein Wirklichkeitsbegriff. Sie betrifft die allgemeinen Formen der Sinnesauffaſſung und zwar das ſubjectiv Willkürliche in der Bethätigung dieſer Formen. An ſich ſelbſt, d. h. in der Form des fertigen Gegebenſeins kann die unendliche Theilung gar nicht gedacht werden.

Wie ſchwankend die Begriffsfaſſung der unbegrenzten Theilbarkeit auszufallen pflegt, beweiſt eine beachtenswerthe aber freilich bis jetzt unbeachtet gelaſſene Unterſcheidung Kants. Innerhalb gegebener Grenzen, meint er, gehe die Getheiltheit des Wirklichen in der That in's Unendliche, d. h. man habe vorauszuſetzen, daß die Gliederung (z. B. des Organiſchen) gar nicht aufhöre. Dagegen ſei für die ſo zu ſagen divergirende, nach beiden Seiten über die gegebenen Grenzen hinausgehende Zuſammenſetzung nicht ein Fortgang in's Unendliche, ſondern nur in's Unbeſtimmte anzunehmen. Es ſcheint, daß Kant an der Wüſtheit der gewöhnlichen divergirenden Unendlichkeitsvorſtellung Anſtoß genommen, ſich aber bei der in's Innere dringenden unendlichen Zergliederung als einer überſichtlichen Idee beruhigt habe. Auch vermißt man in der angeführten Diſtinction die Conſequenzen der verbeſſerten Raum- und Zeitvorſtellung. Es ſieht faſt aus, als ſei in dieſem Fall die formale Natur der ſinnlichen Syntheſis (und mithin auch Analyſis) vergeſſen worden. Zwiſchen bloßer Möglichkeit einerſeits und gegebener Wirklichkeit andererſeits wird nicht gehörig unterſchieden. Sonſt hätte der Stetigkeitsbegriff ſammt allen Unendlichkeitsvorſtellungen als blos in der Form des Vorſtellens gegeben erkannt und übrigens für den empiriſchen Inhalt dieſer Form die atomiſtiſche Vorſtellungsart als Vorausſetzung der Möglichkeit des empiriſchen Denkens vertheidigt werden müſſen. Bekanntlich hat nun aber der Königsberger Kritiker zwar nicht, wie man gegenwärtig bisweilen glaubt, die Atomiſtik als offenbar falſche Vorſtellungsart verworfen, aber doch die andere Conceptionsweiſe als eine wenigſtens offen zu laſſende Möglichkeit geltend gemacht. Wir treffen in dieſer Beziehung auf dieſelbe Unentſchiedenheit und Zweideutigkeit, welche der kritiſchen Philoſophie in der Behandlung aller Fragen eigen iſt, zu deren beſtimmter Beantwortung ſie ſich ſelbſt die Mittel abgeſchnitten hat, und über die ſie ſich nun doch, durch die unwillkürliche Nöthigung des Vorſtellens getrieben, irgendwie auslaſſen muß. Es zeigt ſich alſo gerade in unſerem Falle, wie es ohne eine gewiſſe Art des Dogmatismus in der That nicht gehe. Irgend eine Vorſtellungsart muß im Geiſte vorhanden ſein, und nur mit dem Verzicht auf das Denken ſelbſt würde man auch der Beſtimmtheit der Conceptionen entgehen.

Was kann es überhaupt heißen, die Begriffsbestimmung der Größe fordern? Offenbar können wir einen Begriff nur dadurch begreiflicher machen, daß wir ihn in Bestandtheile zerlegen. Ist dann der eine Bestandtheil eine leichter faßbare Vorstellung, so ist durch die Angabe derselben der speciellere Begriff als erläutert zu betrachten. Der Begriff der Zahl (selbstverständlich der ganzen Zahl) ist abstracter als der Größenbegriff. Wenigstens muß, damit die Größenvorstellung entstehe, noch etwas zu der bloßen Zahlenvorstellung hinzugedacht werden. Wie diese specificirende Ergänzung beschaffen sei, kann uns gleichgültig bleiben. Es ist genug, daß wir den Größenbegriff als in zwei Bestandtheile zerlegbar vorstellen. Auch wie das synthetische Band beschaffen sei, welches unserer Analyse entspricht, geht uns Nichts an. Denn wir haben nicht die Fähigkeit, die ursprüngliche Synthesis der Natur nachzubilden. Wie mithin die ursprünglichen als wirklich gedachten Einheiten beschaffen sein mögen, ist eine Frage, die ihrer Natur nach unbeantwortet bleiben muß. Jeder Versuch einer Beantwortung derselben muß in monadologische Erdichtungen ausarten. So weit also Größen an sich selbst, d. h. in der Form des Gegebenseins vorhanden sind, müssen sie als benannte Zahlen betrachtet werden, deren Benennung jedoch im Allgemeinen nicht angegeben werden kann.

Die bestimmte Vorstellung einer Größe ist, wie wir oben gezeigt haben, stets discontinuirlich. Der haltbare Kern des Stetigkeitsbegriffes beschränkt sich auf die formale Möglichkeit der Einschaltungen. Die allgemeine Form der Sinnesvorstellung, deren Mannichfaltigkeit Gegenstand der reinen Mathematik ist, muß daher als in demselben Sinne stetig gedacht werden, wie etwa der Fortgang, der zu dem gemeinen Begriffe des unendlichen Raumes führt, als ununterbrochener Zusammenhang betrachtet wird. Die Stetigkeit betrifft die Wiederholbarkeit derselben Vorstellungsform. Es liegt im Denken selbst keine Schranke, die allgemeine Größenvorstellung zu theilen. Hieraus folgt aber noch keineswegs die Haltbarkeit eines Begriffes der unendlichen Getheiltheit in der Form des Gegebenseins. Wir nehmen daher keinen Anstand, auch hier die Consequenzen unserer Kritik des Begriffes der unendlichen Zahl geltend zu machen, und zu behaupten, daß jede an sich vorhandene Gattung des Seienden nur als in endlicher Anzahl vorhanden gedacht werden dürfe. Insofern also die Größenvorstellung in letzter Analyse auf die Idee der identischen Wiederholung eines uns seiner Natur nach im Allgemeinen unbekannten Inhalts zurückführt, kann diese Wiederholung nur nach Art der Zahlenreihe unendlich sein, und es fallen mithin alle wüsten Fassungen des Stetigkeitsbegriffes hinweg. Innerhalb derselben Gattung kann eine Häufung der Zahl nach deutlich und ohne Widerspruch gedacht werden. Uebrigens muß die scheinbare Unendlichkeit als eine Hinweisung auf eine begriffliche oder (wenn man durchaus den beliebten unbestimmten Ausdruck gebraucht wissen will) qualitative Begrenzung betrachtet werden. So lange man innerhalb derselben Gattung bleibt, findet der reine Verstand in sich selbst keinen Grund,

die Wiederholungen zu unterbrechen. Dagegen kann das empiriſche Denken, welches der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge und nicht mehr blos der Form des Vorſtellens Rechnung zu tragen hat, in der That an die Grenzen einer gewiſſen Art der Gliederung oder überhaupt Zuſammengeſetztheit ſtoßen und ſo zu einem begrifflichen Sprung in eine andere Gattung genöthigt werden. Stetige Gliederung (die, wie oben erwähnt, noch ein Kant im Organiſchen annehmen wollte) kann daher einen ebenſo unhaltbaren Begriff anzeigen ſollen, wie die gewöhnliche Conception der unendlichen Zahl iſt. Gegliedert ſein und ohne Unterbrechung zuſammenhängen — ſind unvereinbare Vorſtellungen.

Man hat behauptet, daß der Grundſatz der Stetigkeit noch niemals ſtreng bewieſen ſei. Es hat hiermit eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Princip der zureichenden Begründung. Der Mangel eines Beweiſes würde unerheblich ſein; denn ein erſtes Fundamentalprincip muß unmittelbar einleuchten. In der That ſoll der fragliche Vorwurf auch nur ganz im Allgemeinen daran erinnern, daß der Behauptung des ſtetigen Ueberganges die erforderliche Evidenz abgehe. Nun dürfte ſich die ganze Verlegenheit in derſelben Weiſe beſeitigen laſſen, in welcher wir den wiſſenſchaftlichen Aberglauben an das Dogma vom zureichenden Grunde auf eine rationale Vorſtellung zurückgeführt haben. Die Behauptung, daß an ſich ſelbſt und unabhängig von der ſinnlichen Form der Auffaſſung eine unendliche Vielheit von Zwiſchenſtufen durchlaufen werde, kann nicht evident gemacht werden, nicht weil es an Mitteln zur Hervorbringung der fraglichen Einſicht fehlte, ſondern weil dieſe vermeinte Einſicht grundfalſch iſt. Beſchränken wir daher unſeren Begriff von der Stetigkeit auf eine bloße Möglichkeitsvorſtellung, und behaupten wir weiter Nichts, als daß die abſtracte Vorſtellung rückſichtlich der Einſchaltungen von Zwiſchenſtufen unbehindert ſei, ſo bleiben wir mit unſeren Gedanken innerhalb deſſen, was wirklich unmittelbar evident iſt und daher keines vermittelnden Beweiſes bedarf. Durch den empiriſchen Factor der Vorſtellungen wird nun aber die allgemeine unbegrenzte Möglichkeit der Einſchaltungen und Unterbrechungen in irgend einer beſtimmten Weiſe gleichſam ausgefüllt, ſo daß das empiriſche Denken niemals in den Fall kommen kann, es mit unendlichen Stufenfolgen zu thun zu haben. Die Unendlichkeit, die ſich zwiſchen zwei empiriſch gegebenen Grenzen verwirklicht finden ſoll, iſt ein Unbegriff. Der Umſtand, daß wir von der Syntheſis der Natur nur Thatſächlichkeitsvorſtellungen haben, berechtigt uns nicht, die Möglichkeit unſeres Vorſtellens zum Maße der Wirklichkeit zu machen. Wie an ſich ſelbſt der Uebergang von einem Zeitpunkte zum andern beſchaffen ſei, kann nicht angegeben werden. Denn die Antwort auf eine ſolche Frage würde nichts Geringeres enthalten müſſen, als eine Rechenſchaft, warum überhaupt eine Zeit, und ſchließlich wohl gar, warum eine Welt gerade in dieſer und keiner anderen Form exiſtire. Derartige Zumuthungen, die mit dem Begriff nicht nur unſerer Erkenntniß, ſondern jeglicher Erkenntniß ſtreiten, haben wir bereits früher zurückgewieſen, und wir überlaſſen daher jene Rechenſchaftsablegung denen, die mehr als Alles zu wiſſen vermeinen.

Im ganzen Bereich der aprioriſchen und empiriſchen Wiſſenſchaft bedürfen wir des metaphyſiſch entarteten und chimäriſch geſtalteten Stetigkeitsbegriffes niemals. Erinnern wir uns unſerer Auseinanderſetzung über die entbehrlichen Vermittelungen. Schon die bloße Rückſicht auf die Eleganz der Darſtellung fordert, daß man ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß man einen metaphyſiſchen Privatglauben an die Unbegriffe noch nicht aufgegeben habe, dennoch die poſitive Expoſition von den verdächtigen Begriffsfaſſungen frei erhalte. Die Stetigkeitsvorſtellungen, um die es ſich in den Anwendungen der Mathematik handeln kann, geſtalten ſich ganz von ſelbſt ſo, daß jeder Widerſpruch von vornherein ausgeſchloſſen bleibt. Wir haben es ſtets nur einerſeits mit dem rein formalen Gedanken der unbegrenzten Einſchaltungsmöglichkeit und andererſeits mit Einſchaltungen zu thun, die in einer beſtimmten Anzahl gegeben oder als gegeben vorgeſtellt werden. Der Stetigkeitsbegriff ſpielt mithin keine andere Rolle als jeder andere Unendlichkeitsbegriff.

Der ſogenannte Durchgang durch das Unendliche kann als Beiſpiel für die Entbehrlichkeit des falſchen Stetigkeitsbegriffes dienen. Zwiſchen der parallelen Lage von zwei geraden Linien, deren eine als feſt und deren andere als um einen beliebigen Punkt drehbar betrachtet wird, und zwiſchen einer jeden Lage, in welcher die beiden Linien einander ſchneiden, befindet ſich ſo zu ſagen eine begriffliche Kluft, die durch keine Stetigkeitsvorſtellung ausgefüllt werden kann. Wenn man nicht etwa mit dem Synthetiker Steiner die chimäriſche Idee der Schneidung paralleler Linien in einem unendlich entfernten Punkte cultiviren und den übel angebrachten Scharfſinn, der nur einen und nicht etwa zwei unendlich entfernte Durchſchnittspunkte ſtatuirt, noch gar bewundern will, ſo wird man wohl bei dem gemeinen und geſunden Verſtande, mit welchem die Archimedes ausreichten, vorlieb nehmen müſſen. Man wird ſich zu der etwas nüchternen Vorſtellung, derzufolge ein begrifflicher Sprung unentbehrlich iſt, zu bequemen haben. Man wird einſehen, daß auch die geringſte Richtungsveränderung, obwohl ſie Nichts als eine Vermehrung der Winkelgröße iſt, eine begriffliche Variation, welche die Identität des allgemeinen Begriffes unterbricht, mit ſich bringen könne. So lange der Durchſchnittspunkt nur in die Ferne rückt, wird der allgemeine Begriff (nämlich von zwei ſich ſchneidenden Linien) nicht verändert. Innerhalb dieſes Artbegriffs iſt eine unendliche, ſchrankenloſe Variation möglich. So lange der Richtungsunterſchied noch eine Größe hat, d. h. ſo lange er überhaupt noch vorhanden iſt, bleibt auch jener allgemeine Artbegriff beſtehen. Es giebt kein Mittel, durch bloße Größenvariation aus der fraglichen Gattung des Vorſtellens hinaus zu gelangen. Erſt indem man den Richtungsunterſchied gänzlich fortfallen läßt, gewinnt man das neue Lageverhältniß. Der Begriff der unbegrenzten Entfernung des Durchſchnittspunktes hat eine weſentliche Vorausſetzung, nämlich die Vorſtellung einer Durchſchneidung überhaupt. Wer könnte nun wohl behaupten, daß der unſerer Vorſtellung nach auf der feſten Linie unbeſchränkt in immer weitere Entfernung rückende Durchſchnittspunkt

jemals durch dieſe Art des Fortſchritts zur parallelen Lage der Linien führen könne? Indem wir dieſen Begriff von dem immer weiteren Fortſchreiten feſthalten und innerhalb deſſelben die ganze Möglichkeit der quantitativen Variationen in Rechnung bringen, bleiben wir doch ſtets innerhalb gewiſſer Schranken, über die uns die Stetigkeit der Größenvorſtellung nicht hinausbringt. Wir müſſen den urſprünglichen Begriff ſelbſt verlaſſen; wir müſſen plötzlich in die parallele Lage überſpringen; wir müſſen bei irgend einem, wenn auch noch ſo weit entfernten Durchſchnittspunkte mit der Verfolgung der weiteren Möglichkeit des Hinausrückens abbrechen und mit einem Male zur parallelen Lage überſpringen. Ein plumper Senſualismus mag ſich auf den Schein der ſinnlichen Stetigkeit in der Vermehrung der Winkelgröße berufen. Er mag darauf hinweiſen, daß wir den Schenkel bei der Beſchreibung eines Winkels durch alle möglichen Lagen hindurchführen. Er mag geltend machen, daß wenn die bewegliche Linie ſtetig aus einer Lage in die andere übergeht, auch jene divergirende Uebergangsvorſtellung, an welcher wir die Nothwendigkeit eines Sprunges erweiſen, ſtetig ausgefüllt zu denken ſei. Wir unſererſeits beharren aber bei dem Hinweiſe auf die Unmöglichkeit, den ſogenannten Durchgang durch das Unendliche als an ſich ſelbſt und ohne begrifflichen Sprung vollzogen vorzuſtellen. Der Schein der ſinnlichen Vermittelung durch blos quantitative Variation verſchwindet, wenn man die Anordnung ſo geſtaltet, daß die vermeinten ſtetig durchlaufenen Unendlichkeiten nicht zwiſchen überſichtliche Grenzen fallen, ſondern die Form der divergirenden Compoſition annehmen. Durch ein ſolches Arrangement überzeugt man ſich, wie illuſoriſch die gewöhnliche Vorſtellung von der zwiſchen zwei gegebenen Punkten durchlaufenen Unendlichkeit ſei. Man erkennt, daß es um Nichts rationeller ſei, in dem einen Falle das Durchlaufen einer Unendlichkeit zu leugnen, in dem anderen aber als haltbaren Begriff zuzulaſſen. Die Kritik darf ſich hier nicht durch den ſinnlichen Fluß des Vorſtellens zu einer unhaltbaren Unterſcheidung beſtimmen laſſen. Jeder Uebergang von einer Größe zur anderen iſt in einem gewiſſen Sinne ein ſogenannter Durchgang durch das Unendliche; denn die Möglichkeit der Einſchaltung entſpricht genau der Möglichkeit der divergirenden Compoſition. Beiden Möglichkeiten muß dieſelbe Art von Wirklichkeit zugeſchrieben werden. Beide dürfen nur als dem formalen Denken angehörig concipirt werden. Empiriſch kann die Unendlichkeit der Interpolation nicht verwirklicht werden. Unſer Bewußtſein kann ſucceſſiv verſchiedene Größen, aber nicht ein eigentliches Fließen der Größen vorſtellen. In der That iſt denn auch ſtets nur ein Stufengang Gegenſtand des empiriſchen Denkens.

Machen wir von der eben gewonnenen Einſicht eine reale Anwendung. Es iſt ganz überflüſſig, die Häufung geringer blos quantitativer Veränderungen als einen ſtetigen Fluß innerhalb der Naturaction vorzuſtellen. Man kann ſich mit der negativen Behauptung begnügen, daß innerhalb derſelben Gattung Nichts als bloße Größenunterſchiede möglich ſind. Der Umſtand, daß die quantitative Variation

beliebig viele Stufen haben könne, ist für die Naturbetrachtung gleichgültig. Es ist genug, daß die allgemeine Form unseres Vorstellungsvermögens darauf eingerichtet ist, einer jeden angebbaren, wenn auch noch so vielgliedrigen Abstufung Rechnung zu tragen. Jede Größe, die als Stufe vorgestellt wird, muß, um überhaupt Gegenstand der Betrachtung werden zu können, irgend welchen, wenn auch noch so kurz bemessenen Bestand haben. Eine Theorie, welche glaubt, den Uebergang von Art zu Art durch blos quantitativen Fortschritt vermitteln zu können, braucht um die Schwierigkeiten des falschen Stetigkeitsbegriffes keine Sorge zu tragen. Die Analyse kann nur eine unterbrochene Vielheit von Gebilden liefern. Der Punkt, welcher in dem gegenwärtigen Augenblicke fixirt wird, hängt mit keinem anderen Punkte außer durch den Begriff der ideellen Synthesis zusammen. Jede Stufe als solche hat ihre Dauer und damit zugleich eine gewisse Selbständigkeit. Zu einer anderen Stufe wird nur übergegangen, indem sich empirisch die Veränderung als vollendete Thatsache aufdrängt. Es ist eine Täuschung, wenn wir glauben, in das ursprüngliche Werden der Erscheinungen einzudringen. Wir empfangen nur thatsächliche Anregungen, die uns nöthigen, die geschehene Veränderung zu constatiren. Wir erkennen also nicht eigentlich, wie die Veränderung, sondern nur daß sie stattgefunden hat. In unserem Bewußtsein ist an die Stelle der einen Conception eine andere getreten, und indem nun die Erinnerung die beiden Begriffe mit einander vergleicht, erkennt sie an der begrifflichen Verschiedenheit die Thatsache der Veränderung. Diese Bemerkung ist wichtig; denn sie zeigt, daß der Begriff der Veränderung mit dem der identischen Beharrung, also überhaupt mit der Recognition der Begriffsidentitäten zusammenhänge. Der Naturforscher wird daher nie von einer Veränderung, außer auf der Grundlage irgend einer allgemeinen Beharrung reden dürfen. Andernfalls würde seinem Denken das die Ueberleitung vermittelnde Band abgehen. Aehnlich verhält es sich nun auch mit der empirischen Stetigkeitsvorstellung. Die unveränderte Wiederholung desselben begrifflichen Inhalts ergiebt eine blos quantitative Steigerung. Dasselbe wird noch einmal zu sich selbst gesetzt, — hierin liegt die Form der begrifflichen Stetigkeit. Wie nun die empirischen Elemente, die den unmittelbaren Gegenstand der Betrachtung bilden, an sich selbst beschaffen sein mögen, geht den Denker als solchen Nichts an. Denn das Denken wird durch Etwas begrenzt, was nicht Denken ist. Die Erkenntniß findet ihre Schranke nicht etwa an einer höheren Erkenntniß, sondern an Etwas, was der Gattung nach vom Denken verschieden ist. Der positive Forscher hat daher keiner Metaphysik Complimente zu machen, sondern kann sich selbst genügen, sobald er nur der natürlich dialektischen Nothwendigkeit folgt. Die Theorien eines Darwin können ohne metaphysische Fiction viel sauberer dargestellt werden, als gewöhnlich geschieht. Man muß sich gar nicht darauf einlassen, von einer Stetigkeit zu reden, deren Begriff mehr enthielte, als erfahrungsmäßige Vorstellungen enthalten können. Man muß es nie vergessen, daß das sogenannte Fließen der Vorstel-

lungen, ſelbſt wenn ſie ſich innerhalb bloßer Quantitätsveränderungen halten, nur eine ſinnliche Metapher iſt, die aufgegeben werden muß, ſobald es ſich um ſtreng begriffliches Denken handelt. Hinſichtlich der Entſtehung und Umwandlung der Arten kann die Frage nach dem Wie nur die Auffindung einer Stufenfolge von Erſcheinungen bedeuten. Eine Metamorphoſe der Begriffe, die etwa gar durch die falſche Vorſtellungsart der quantitativen Stetigkeit unterſtützt werden ſoll, iſt eine Conception, die in die Märchenwelt, aber nicht in die Wiſſenſchaft gehört. Alle unſere Wahrnehmungen ſind unterbrochen und werden nur durch das ſynthetiſche Bewußtſein formal zuſammengefaßt. Dieſe Regel gilt in gleicher Weiſe von den elementaren Größenperceptionen wie von den Artbegriffen. Es geht mithin nicht an, die mathematiſch formale Stetigkeit in das Empiriſche hinein zu dichten und ſo vorauszuſetzen, die Natur habe irgendwie eine unendliche Vielheit von Stufen (wenn auch nur im quantitativen Fortſchritt) verwirklicht. Ebenſo verkehrt würde es aber ſein, da wo Nichts als die reine Form des Vorſtellens den ganzen Inhalt des Begriffs ausmacht, eine an ſich vorhandene Discontinuität vorauszuſetzen. Die reine Mathematik hat es überhaupt nur mit ſolchen Wirklichkeiten zu thun, wie ſie in der bloßen Form des Vorſtellens vorhanden ſein können. Die mathematiſche Linie iſt der Wirklichkeit nach nur inſofern getheilt, als es dem Verſtande beliebt hat, Theilungen in ihr vorauszuſetzen. Sie enthält nur ſo viel discrete Punkte, als es dem Verſtande beliebt hat, in ihr geſetzt zu denken. Die Möglichkeit der unbeſchränkten Vervielfältigung hat ihren Grund nicht erſt in der Beſchaffenheit des Begriffsgebildes (d. h. in unſerem Falle der Linie), ſondern ſchon in den das Gebilde erzeugenden Verſtandesfunctionen. Nun wäre es eine falſche Anticipation, die unbeſchränkte Möglichkeit in der Form des Gegebenſeins denken zu wollen. Dies thut jedoch der Mathematiker, wenn er ſeine Linie als einen gegebenen Inbegriff unendlich vieler Punkte vorſtellt. Dieſe Art der Begriffsfaſſung der ſtetigen Linie iſt mithin auch ein fehlerhafter Unendlichkeitsbegriff. Hat man ſich dieſer anſcheinend ganz unſchuldigen Conception entledigt, ſo hat man zugleich ein Schema gewonnen, die in der Empirie vorkommenden Mißbegriffe der quantitativen Stetigkeit auszumerzen. Von Art zu Art gelangt man vielleicht durch nachweisbare quantitative Intervalle; allein von einem Intervall zum andern iſt ein Sprung nothwendig, der ſich freilich der Gattung nach von dem eigentlich begrifflichen Sprung unterſcheidet. Die Naturforſchung hat es daher regelmäßig mit quantitativen Unterbrochenheiten zu thun; das ſtetige Wachſen der Größen, die ſie betrachtet, bezieht ſich nur auf die ebenmäßige Art des Stufenganges. Die Atomiſtik muß mithin ſelbſt auf die ſucceſſive Erfüllung der formal ſtetigen Zeit ausgedehnt werden. Die räumliche und materielle Atomiſtik iſt nur ein halber Schritt. Um gründlich mit den falſchen Stetigkeitsvorſtellungen aufzuräumen, muß die Vorausſetzung empiriſcher Atome als unumgängliche Vorbedingung des Begriffes der Erſcheinung geltend gemacht werden. Erſt ſo wird das Denken der hemmenden Vorurtheile entledigt, die den

Verſtand mit ſich ſelbſt veruneinigen und metaphyſiſchen Fictionen einen Schein von Berechtigung geben.

Die Geſtalt, in welcher der Satz, daß die Natur keinen Sprung mache, einen guten Sinn haben kann, iſt nun nicht mehr zweifelhaft. Das vermeinte metaphyſiſche Geſetz verwandelt ſich in eine allgemeine Thatſache. Nur inſofern uns die empiriſchen Analogien eine gewiſſe Art der Vermittelung als thatſächliche Uebergangsform durchgängig zeigen, iſt man zu der Anticipation berechtigt, auch in anderen Fällen ähnliche Einſchaltungen anzutreffen. Es iſt alſo der Zug der Analogie, welcher uns veranlaßt, unter ähnlichen Vorausſetzungen auch ähnliche Stufenfolgen als vorhanden anzunehmen. Es giebt aber kein transcendentales Princip, welches uns mehr als die Möglichkeit der Einſchaltungen gewährleiſtete. In unſerem Verſtande liegt kein hinderndes Element, welches uns nöthigte, vor einer beſtimmten Grenze Halt zu machen. Nur der Begriff einer aprioriſch erſchöpfenden Disjunction ſteht dem Fließen der Vorſtellungen entgegen. In unſerem Verſtande liegt aber auch keine Nöthigung, die empiriſch gegebenen Stufen noch weiter zu interpoliren. Der empiriſche Factor des Denkens muß hierzu mitwirken; ſonſt kommen wir nicht über blos negative Möglichkeitsvorſtellungen hinaus. Jenes uralte Princip der Naturphiloſophie iſt alſo als metaphyſiſche Behauptung unhaltbar, im Sinne einer empiriſchen Analogie aber inſoweit richtig, als ſich die Verneinung des ſprungweiſen Fortſchreitens nur auf die Möglichkeit gewiſſer Einſchaltungen bezieht. Eine weniger einſeitige Formel würden wir dadurch erhalten, daß wir die nothwendige Geſtalt des erfahrungsmäßigen Denkens zum Ausgangspunkt aller Erfahrungsnothwendigkeit machten. Hierdurch würden wir die Stetigkeit in der einen Hinſicht und die Unterbrochenheit in der anderen Hinſicht als unerläßliche Elemente einer jeden Erfahrung geltend machen. Doch iſt es hier nicht nöthig, noch einmal auszuführen, wie Unendlichkeit und mithin auch Stetigkeit im falſchen Sinne nie Gegenſtand der Erfahrung ſein können.

Sechster Abſchnitt.

Vorſtellungen von einer organiſchen Gedankenentwickelung.

Erſtes Capitel.

Die geſtaltenden Kräfte im Denken.

Die vage Vorſtellung von letzten Gründen iſt der gewöhnliche Ausgangspunkt metaphyſiſcher Entwickelungen. Ohne zu wiſſen, wie letzte Begründungen im Allgemeinen beſchaffen ſein können, giebt man ſich nicht ſelten den Anſchein, die beſonderen Erkenntniſſe bis in die letzten Urſachen alles Seins verfolgt zu haben. Wir haben nun nachgewieſen, daß der Begriff letzter Begründungen nur innerhalb der möglichen Erkenntnißkategorien einen Sinn habe. Das Centrum der Subjectivität iſt der Ort, in welchem alle letzten Erkenntnißgründe zu ſuchen ſind. Die Conception eines letzten Grundes erwies ſich als vermittelnder Begriff, der zur Bildung von Analogien dient, ohne jemals an ein Ende im Sein zu führen. In dieſem Sinne müſſen letzte Begründungen von jeder ſtrengen Wiſſenſchaft gefordert werden, während die falſche Begriffsfaſſung der letzten Gründe einer vernünftelnden und deutelnden Metaphyſik und mithin bloßen Scheinwiſſenſchaft zu überlaſſen iſt.

Steht es einmal feſt, daß der Anfang der tieferen Begründungen im Subject zu ſetzen ſei, ſo bieten ſich ſogleich andere Möglichkeiten der Abirrung dar. Die Metaphyſik alten Schlages iſt allerdings unmöglich gemacht. Allein an ihre Stelle treten nun Verſuche, den letzten ſubjectiven Begründungen eine falſche Einheit anzudichten. Auf die Syntheſis der objectiven Naturvorgänge hat man verzichten müſſen; nun will man auch erfahren, daß im ſubjectiven Centrum ebenfalls nur Analyſis und keine die ſubjective Natur deckende Syntheſis möglich ſei. Die gleichſam alchymiſtiſchen Bemühungen, von dem einen Felde verdrängt, geben ihre Sache noch nicht verloren. Der Stein der Weiſen wird jetzt im Gebiete der logiſchen Functionen geſucht. Dort ſollen die Geheimniſſe aller Verkettung aufzudecken ſein; dort ſoll ſich der Schlüſſel finden, durch welchen man ſich einen Eingang in den Zuſammenhang des Seins eröffnet. Die Affectation letzter Begründungen nimmt nun die Form der Enthüllung vermeintlicher

Geſetze des Denkens an. Allgemeine Thatſachen werden für urſprünglich maßgebende und aus dem bloßen Verſtande ſtammende Nothwendigkeiten ausgegeben. Der Aprioriſmus macht ſich überall geltend und ſtellt, um nicht zu einem bloßen Formaliſmus zu werden, materiell empiriſche Thatſächlichkeiten als von vornherein gegebene Einſichten dar. Man vermuthet in den einſeitigen Kräften des von der Empirie getrennten reinen Denkens verborgene Mächte, welche im Stande ſeien, bloße Thatſächlichkeiten der Naturbetrachtung in gedankliche Nothwendigkeiten umzuwandeln. Im Vertrauen auf dieſe Mittel des reinen Verſtandes unternimmt man es, die empiriſchen Principien der Mechanik metaphyſiſch zu beweiſen. Man verkennt, daß mit dem Begriff der Materie das formale Denken aufhöre, und daß es außer reiner Logik und Mathematik (die Phoronomie eingeſchloſſen) keine rein aprioriſche Erkenntniß gebe. Um die Blöße der vermeintlen Entwickelung zu bedecken, wird an die Stelle der Materie das bloße Phantasma der Materie (wie es auch in den Träumen gegeben iſt) geſetzt. Doch bleibt die ganze Art des Philoſophirens noch immer rational. Der Fehler, der in Kants Vorſtellung transcendentaler Naturgeſetze, die ſich auch zum Theil auf den Inhalt und nicht blos auf die Form des Denkens beziehen ſollen, gemacht iſt, wird der Anknüpfungspunkt für ganz bodenloſe Erdichtungen. Man glaubt aus bloßem Verſtande entwickeln zu können, wozu ſonſt Erfahrung für unerläßlich gehalten wurde. Man ſtellt ſich das Denken als eine organiſche Triebkraft vor, die aus ſich ſelbſt die Geſtaltuug der Erkenntniß beſtimme. Man vergißt hierbei nur den geringfügigen Umſtand, daß die organiſch geſtaltenden Kräfte der äußeren Reize und der Stoffzuführung bedürfen. Die ſogenannte Speculation verſucht es, ſich mit ein Paar Traumbildern und mit eingeſchmuggelten empiriſchen Vorſtellungen zu nähren. Ihre Ergebniſſe bezeugen ihre Armſeligkeit. Sie urtheilt wie ein halb Träumender halb Wachender. Wo ſie ſich in Angelegenheiten der wohlbegründeten Wiſſenſchaft miſcht, bewährt ſie überall ihre leichtfertige Unwiſſenheit. Die einzige Quelle, aus welcher ſich über die Realität urtheilen läßt, hat ſie ſich verſchloſſen. Kein Wunder, daß ſie charakterlos und in den meiſten Fällen ohne wirkliche Ueberzeugung iſt. Anmaßung und Geheimnißkrämerei ſollen ihren vermeinten Offenbarungen Anſehen verſchaffen. Allein nur Superſtition und Ignoranz verfallen dem Obſcurantismus der kritik- und erfahrungsloſen Speculation. Die vorgebliche Entwickelung aus Begriffen wird ſchließlich ſelbſt denen verdächtig, die daran gewöhnt ſind, einige Abſurditäten als ſelbſtverſtändlichen Beſtandtheil einer guten Metaphyſik in den Kauf zu nehmen. Man fragt ſich, wie denn eigentlich Speculation möglich ſei, und mit dieſer Frage iſt es um die Seifenblaſen der Privatſyſtemchen geſchehen. Was dem allgemeinen Verſtande widerſpricht, wird, wie es ſein muß, als Unſinn geächtet und nicht mehr unter der Firma metaphyſiſcher Offenbarung zugelaſſen. Dieſer Standpunkt räumt denn auch mit dem Wahne eines ſich aus ſich ſelbſt herausſpinnenden Gedankenſyſtems auf. Organiſche Gedankenentwickelung erſcheint allerdings als möglich,

aber nur unter der Voraussetzung, daß das formale Denken den gegebenen empirischen Stoff verarbeite. Die gestaltenden Kräfte der rein formalen Gedankennothwendigkeit werden zur Geltung gebracht; die Aussicht auf ein natürliches System im Gegensatze der künstlichen Isolirungen eröffnet sich; aber der Weg hierzu wird nur durch den Verzicht auf alle über die Erfahrung hinausgehende Metaphysik gebahnt. Indem die Einheit zwischen dem formalen und dem materiellen Denken hergestellt und die reine Logik nur als ein Inbegriff formaler Vermittelungen des empirischen Denkens erkannt wird, gestaltet sich die Speculation empirisch und die Empirie speculativ. Die organische Einheit des Denkens muß dann aber auch zu einer organischen Gestaltung des Systems der Wissenschaft führen. Jegliche Darstellung eines wissenschaftlichen Stoffes muß die organische Einfachheit im Grunde der Gedankenthätigkeit erkennen lassen. Freilich ist die ursprüngliche Synthesis, welche diesseits aller fertigen Gedanken vorauszusetzen ist, kein Gegenstand der Erkenntniß. Denn sie wurzelt in Etwas, was zwar erzeugender Grund der Gedankengestaltung, aber nicht selbst Denken ist. Wie bei jedem organischen Gebilde ist uns auch bei den Erzeugnissen der gestaltenden Gedankenkräfte nur eine thatsächliche Auffassung und äußerliche Zergliederung möglich. In die Gründe der thatsächlichen Verbindungen können wir in beiden Fällen nicht eindringen. Ein Chemiker, der sich einbildete, Organismen aus der Retorte hervorgehen lassen zu können, würde in keinem größeren Irrthume befangen sein, als diejenigen, welche glauben, die gestaltenden Kräfte des Denkens blosgelegt und zum beliebigen Gebrauche abgesondert zu haben.

Allerdings lassen sich gewisse Verfahrungsarten, in denen sich der natürliche Gedankengang unwillkürlich bewegt, unzweideutig kennzeichnen. Allein eine solche Charakteristik der organischen Entwickelung ist kein Aufschluß über die sogenannten ursprünglichen Gründe der Gedankenverkettung. Die Gewohnheiten des Denkens sind noch nicht ausgemachte Denkgesetze. Die Anziehungen und Abstoßungen, die in der Entwickelung eines allgemeinen Gedankens bemerkbar werden, lassen sich nicht auf Regeln bringen, deren Schablone den natürlichen Gedankengang ersetzen könnte. Dennoch sind Reflexionen über die Charaktere des organischen Denkens nicht unnütz. Indem man die Schemata erkennt, in denen sich die gestaltenden Kräfte bethätigen, sichert man sich gegen Unterschiebungen eines nur scheinbar organischen Zusammenhanges. Das beste Mittel gegen die Trugvorstellung eines sich an Widersprüchen forthelfenden und den Uebergang der Begriffe predigenden sogenannten Denkens ist die Erkenntniß derjenigen Formen, in welchen wirklich eine Ueberleitung von einem Begriff zum anderen möglich ist. Wir haben diese Formen im vorigen Abschnitte angegeben. Ueberall, wo quantitative Variation möglich ist, läßt sich durch Vermehrung oder Verminderung in gleichen Abstufungen an die sinnliche Grenze eines Begriffes gelangen. Diese natürlich dialektische Wendung, die den Mathematikern und Physikern ganz geläufig ist, unterscheidet sich aber himmelweit von dem allge-

meinen Fluß der Begriffe, in welchem jede feste Bestimmung des Verstandes vermeintlich fortgerissen wird.

Der Widerspruch in den Begriffen soll zu höheren Begriffsfassungen nöthigen. Diese zuerst von Kant aufgestellte Behauptung ist in einem gewissen Umfange richtig. Sobald wir nämlich in einer Conception eine gedankliche Unvereinbarkeit antreffen, werden wir genöthigt, gleichsam einen Schritt zurückzuthun und im ferneren Denken uns des verunstaltenden Fehlers zu enthalten. So ist die gemeine Vorstellung, welche die Mathematiker vom unendlichen Raume zu haben pflegen, eine ursprünglich falsche Satzung, von der man zurückkommen muß, wenn der Widerspruch vermieden werden soll. Auf diese Weise wird das Denken und Vorstellen allerdings zurechtgestoßen. Allein man kann in diesen Rückwirkungen der unwillkürlich zugelassenen Widersprüche und der vielleicht unvermeidlichen Irrthümer keine positiv gestaltende Kraft erkennen. Nur wenn man, wie die widerspruchseligen Philosophirer, den Verstand den Chimären opfert, und es etwa gar als Aufgabe der Metaphysik hinstellt, die Unvereinbarkeiten zu vereinigen, dann kann man auch allenfalls den Widerspruch für ein organisches Entwickelungsprincip halten. Das natürliche Verhalten unterscheidet sich von der falschen Ausbeutung der Widersprüche dadurch, daß es die unhaltbare Synthesis in ihre Elemente auflöst und nun, anstatt wie die Dialektik des Truges die einfachen Begriffe zu verunstalten, ganz einfach den Irrthum in dem synthetischen Urtheil selbst aufsucht. Nach dieser fast selbstverständlichen Methode haben wir die falschen Unendlichkeitsbegriffe (denen stets ein synthetisches Urtheil zu Grunde liegt) eliminirt. Doch liegt es uns sehr fern, in einem solchen Verfahren die organisch gestaltenden Kräfte des Denkens finden zu wollen.

Die einer Gruppe von Verstandesbestimmungen einheitlich zu Grunde liegenden Gedanken werden vornehmlich dann, wenn es sich um einen vorherrschenden Trieb oder Zweck der Entwickelungen handelt, den Namen gestaltender Mächte verdienen. Ein wissenschaftliches System verdankt seine Grundform irgend einer Fundamentalvorstellung, welche sich durch alle besonderen Einsichten hindurchzieht. Die gestaltenden Kräfte sind also in derjenigen Art von Principien anzutreffen, die dem Gedankengange seine Richtung vorzeichnen. Wie diese Principien von einfachen aber fertigen Einsichten zu unterscheiden seien, werden wir sogleich erörtern und hiermit denn auch endgültig ausmachen, in welchem Sinne eine organische Gedankenentwickelung möglich sei.

Zweites Capitel.

Die Principien.

Welche Form kann ein wiſſenſchaftliches Syſtem haben? Dieſe Frage wollen wir hier möglichſt kurz beantworten, ohne uns jedoch zu verhehlen, daß eine Bekanntſchaft mit Einſichten, welche die Theorie der logiſchen Functionen angehen, einerſeits eine unerläßliche und andererſeits eine bedenkliche Vorausſetzung iſt. Dürfte ich annehmen, daß die allgemeine logiſche Gliederung des Euklidiſchen Syſtems, ſo wie die gemeine Form des Raiſonnements in den empiriſchen Wiſſenſchaften durchgängig gehörig erkannt und gewürdigt wäre, ſo brauchte ich mich nur auf die logiſche Conſtitution des bereits vorhandenen unzweifelhaften Wiſſens zu berufen. Indeſſen weiß ich zu gut, daß ein einfacher logiſcher Curſus gegenwärtig zu den überwundenen Gewohnheiten gehört. Ich wende mich daher an die poſitiviſtiſchen Denker und Forſcher, welche in ihren beſonderen Wiſſenskreiſen mehr logiſche Schulung finden, als die Pfleger der eigentlichen Philoſophie. Nur den Poſitiviſten glaube ich mich verſtändlich zu machen, wenn ich behaupte, daß es nur eine einzige logiſche Verfaſſung der Wiſſenſchaften geben könne, und daß in dieſer Hinſicht kein Unterſchied zwiſchen dem aprioriſchen und dem empiriſchen Verſtande zu machen ſei. Die Gedankenverkettung iſt durchgängig und überall dieſelbe. Wo es Ableitungen geben ſoll, muß von Axiomen, d. h. von einfachen, durch ſich ſelbſt evidenten Einſichten ausgegangen werden. Die Vermittelungen müſſen die allgemeinen Formen der ſynthetiſchen und der ſubſumtiven Schlüſſe haben. Eigentliche Syntheſis iſt nur durch Vermittelung der formalen oder mathematiſchen Urtheilskraft möglich. Die empiriſchen Verknüpfungen ſind ihrer allgemeinen Form nach aprioriſch. Hieraus folgt, daß alle Erfahrungsſyntheſis formal ſinnliche Urtheilskraft (d. h. in einem gewiſſen Sinne mathematiſches Denken) vorausſetzt. So iſt denn die Einheit der logiſchen Verfaſſung des wiſſenſchaftlichen Denkens nicht überraſchend. Die Grundform des ſyſtematiſchen Gerüſtes zeigt überall die Einheit ihrer Entſtehung. Das materiell empiriſche Denken kann die Schemata des aprioriſchen Vorſtellens nicht verleugnen. Nur kann es den einfachen Typus des einſeitig aprioriſchen Denkens noch durch einige eigenthümliche Züge bereichern. Aber auch dieſe Züge (zu denen beſonders das Ausgehen von letzten Unterſätzen und die Formen der Hypotheſenbildung gehören) können im aprioriſchen Denken vorkommen, ſo daß der einzige Unterſchied zwiſchen beiden Gebieten darin beſteht, daß in dem einen Felde jene Formen nur vorbereitend ſind und einer höheren Art der Evidenz weichen müſſen, in dem anderen Felde aber nie gänzlich entbehrt werden können. Der rationale Zuſammenhang

der Empire bezieht sich auf einen Stoff, der gegeben sein muß. Es kann nie gelingen, das seiner Natur nach Thatsächliche durch rationale Vermittelungen völlig zu decken. Die Materie des Denkens kann eben nie in bloße Formbestimmungen aufgelöst werden. Man bedarf daher für eine jede empirische Wissenschaft auch empirische Axiome, die aus letzten Untersätzen durch Vermittelung des formalen Denkens gewonnen werden. Die empirischen Allgemeinheiten sind also nicht von vornherein, wie die aprioriſchen, im Verstande gegeben. Es giebt keinen empirischen Verstand, der etwa das Gesetz der Beharrung von vornherein gewährleistete. Das System der Wissenschaft hat mithin eine complexe Gestalt, in welcher die Schematik des aprioriſchen Denkens als Typus enthalten ist. Die Behauptungen, welche die gewöhnliche logische Gliederung des mathematischen Wissens nicht für andere Erkenntnißgattungen gelten lassen wollen, verwechseln die specifisch mathematische Synthesis mit der allgemeinen logischen Verfassung des Systems. Jene Synthesis kann nur insoweit übertragen werden, als in einer empirischen Wissenschaft Größenurtheile erforderlich werden. Diese allgemeine logische Form aber darf nicht fehlen, wo nicht etwa der Verstand durch einen Ueberverstand ersetzt werden soll. Wie schon früher erwähnt, müßte man zweierlei Verstand statuiren, um die Behauptung der Nothwendigkeit einer neuen Systemform, die über die gemeine logische Verfassung erhaben sei, zu vertheidigen.

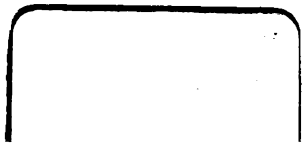
Mit Rücksicht auf die eben angedeutete Vorstellung von einem wissenschaftlichen System überhaupt läßt sich die Rolle der Principien im Gegensatz der Axiome sehr einfach angeben. So paradox es klingen mag, so sind die Principien in der fertig gegliederten Darstellung eines Erkenntnißsystems, welches nicht etwa die Erkenntnißtheorie selbst zum Gegenstande macht, sondern nur objective Einsichten überliefert, nirgend anzutreffen. Aprioriſche oder empirische Axiome werden an die Spitze gestellt, aber die Principien sind die richtenden und treibenden Kräfte, welche Umfang und Inhalt des Ganzen bestimmt haben, ohne als besondere Glieder in den Zusammenhang einzutreten. Die Principien sind nicht Ideen oder allgemeine Sätze; sie sind Elemente des Willens, der sich in einer gewissen Richtung zum Denken bestimmt. Sie sind daher auch gar nicht als Axiome formulirbar, wie alle fehlgeschlagenen Versuche, die eigentlichen Principien in Form theoretischer Einsichten auszudrücken, genügend bewiesen haben. Die Principien sind etwas Triebförmiges und können daher nur als Triebkräfte gedacht werden. Sie bestimmen die specielle Form des Systems, aber wohl gemerkt, ohne jemals mit der gemeinen logischen Verfassung desselben in Widerstreit zu gerathen. Ehe wir noch irgend einen bestimmten Gedanken hegen, ist unser Gedankengang bereits in einer gewissen Richtung determinirt. Wir sagen dann gewöhnlich, daß wir eine vage Vorstellung oder Idee von einer möglichen Erkenntniß haben. In Wahrheit haben wir aber gar keine eigentliche Vorstellung, sondern sind erst in der Bildung einer Idee begriffen. Hat sich der noch dunkle Gestaltungstrieb schon die Form

eines mehr oder minder bewußten Zweckes gegeben, so läßt sich die Richtung, welche eingeschlagen wird, bereits verstandesmäßig formuliren. Allein jeder Zweck lehnt sich an einen Trieb, und so würde es denn doch einseitig sein, die Principien als herrschende Zweckvorstellungen kennzeichnen zu wollen. In den Principien liegt eine unendliche Möglichkeit der Erkenntniß. Sie sind die einfachen Formen, in denen die Unbeschränktheit der verstandesmäßigen Durchdringung des Gegebenen gedacht werden muß. Sie sind Unendlichkeitsbegriffe eigenthümlicher Art; denn sie sind durch Axiome nicht zu erschöpfen. Sie liegen diesseits des Denkens und wurzeln in Etwas, was nicht Gedanke ist. Sie bestimmen die besonderen Gedanken, ohne je selbst zu vereinzelten Gedanken zu werden.

Man wird es einer systematischen Darstellung ebenso leicht als einem stofflichen Gebilde ansehen können, ob die letzten Gründe der organischen Einheit, d. h. die in unserem Sinn verstandenen Principien an seiner äußeren Gestalt einen Antheil haben. Wenn uns die Physiognomie den organisirenden Geist nicht verräth, so werden ihn uns besondere Ankündigungen wahrlich nicht ersetzen. Im Gegentheil sind die ausdrücklichen Hinweisungen, daß hier oder dort der Uebergang gerade so und nicht anders gemacht werden müsse, als Spuren einer rohen Vorstellung der Principien zu betrachten.

Principien im Unterschiede von Axiomen und Postulaten sind schon sehr früh in das philosophische Bewußtsein eingetreten; aber zu allen Zeiten sind sie mehr oder minder unbestimmt vorgestellt worden. Mit dem Begriff der ersten Anfänge hat es eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Begriff der letzten Gründe. Beiderlei Conceptionen kommen darin überein, in der Regel von unzutreffenden Unendlichkeitsvorstellungen gefälscht zu werden. Es ist ein für alle Mal vergebens, einen einzelnen Gedanken (ein Axiom oder eine Fundamentalthatsache) zum eigentlichen Princip umprägen zu wollen. Die wirklichen Principien ergeben, wenn man sie wider ihre Natur als Grundsätze formulirt, zum Theil falsche, zum Theil anscheinend nichtssagende Formeln. Man denke an das Dogma vom zureichenden Grunde und an das Princip der Identität. Jenes ist, in der Form des Axioms ausgesprochen, eine Unwahrheit; dieses ergiebt in seinen gewöhnlichen Fassungen anscheinende Tautologien, während es doch aller logischen Vermittelung als Triebkraft zu Grunde liegt.

Die Principien sind erste Anfänge, aber nicht innerhalb, sondern diesseits der bestimmt gestalteten Gedanken. Sie sind gestaltende Kräfte, die den Gedankenerscheinungen zu Grunde liegen. Man kann von ihnen nicht mehr wissen, als was man auch von den gestaltenden Mächten in der organischen Natur behaupten kann, — nämlich daß sie keine Ideen sind. Der Begriff des Grundes überhaupt ist die einzige Form, unter der sie sich zutreffend denken lassen. Die Vorstellung einer Triebkraft ist bereits eine organische Analogie, für die der Exponent selbst unbekannt ist. Dennoch kann diese Analogie sehr wohl dienen, den Begriff einer organischen Gestaltung zu erläutern. Jedes wissenschaftliche System, welches nicht etwa willkürlich gemacht

iſt, ſondern der natürlichen Entfaltung des menſchlichen Geiſtes ſeine Entſtehung verdankt, hat ein mehr oder minder organiſches Gepräge, je nachdem die Gedankenkräfte in höherem oder geringerem Maße zur Bethätigung gelangt ſind. Freilich wird die organiſche Einheit nur ſelten durch die Darſtellung bemerklich gemacht. Wer fragt z. B. darnach, wie es gekommen ſei, daß gerade dieſe und nicht andere Sätze den Stamm des unentbehrlichen mathematiſchen Wiſſens ausmachen? Hier iſt ein Feld für eine tiefer gehende Erkenntnißtheorie, die der natürlich organiſchen Gliederung des vorhandenen Wiſſens nachforſcht, anſtatt einen Zuſammenhang zu erkünſteln, der nirgend anzutreffen iſt.

Die Principien müſſen als Kräfte betrachtet werden, die man nur in ihren Aeußerungen kennen lernt. Der organiſche Zuſammenhang des Wiſſens läßt ſich nach keiner Schablone hervorbringen. Die Principien können daher auch nicht durch Entwickelungsſchemata gedeckt werden, aber wohl kann man auf gewiſſe Grundformen hinweiſen, in denen ſich die principielle Einheit verräth. Eine ſolche Charakteriſtik gehört jedoch nicht zu einer Dialektik des Unendlichen. Unſere Aufgabe iſt gelöſt; denn wir haben die falſchen Unendlichkeitsbegriffe in allen Winkeln aufgeſpürt und ſchließlich ſogar da, wo ſie am täuſchendſten maskirt ſind (d. h. in der Begriffsfaſſung der Principien und in den Vorſtellungen von organiſchen Verbindungen der Wiſſenselemente) entlarvt. Ein organiſches Syſtem kann ſeine Einheit nicht von einer angebbaren dialektiſchen Bindungsform, ſondern nur von einer Macht haben, die anſtatt in einem Schematismus aufzugehen, vielmehr ſelbſt der erzeugende Grund alles Schematismus iſt.